

**PSYCHOLOGISCHE BEITRÄGE ZUR
STADTENTWICKLUNG
am Beispiel des Projektes
„MITEINANDER IM LICHTENTALERPARK“**

**Daraus resultierende VERÄNDERUNGSPOTENZIALE
und ZUFRIEDENHEIT unterschiedlicher Nutzergruppen**

Diplomarbeit, Universität Wien
Fakultät für Psychologie

Tanja GERLICH

Wien, Mai 2006

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	5
EINLEITUNG	6
A. THEORIE	8
1. Stadt und Psychologie	8
1.1 Die Stadt	8
1.1.1 Zur Entstehung der Städte	8
1.1.2 Sichtweisen der Stadt	9
1.1.3 Die Stadt als Lebensraum für den Menschen	11
1.2 Stadtpsychologie	14
1.2.1 Begriffsbestimmung und Geschichte	14
1.2.2 Betätigungsfelder der psychologie in der Stadtentwicklung	16
2. Partizipation	22
2.1 Begriffsbestimmung	22
2.2 Stufen der Partizipation	25
2.3 Die Position von Minderheiten in partizipativen Prozessen	29
2.5 Forderungen an Beteiligungsverfahren	31
2.6 Gründe für Beteiligung	36
3. Lebensraum und Wohnumwelt	37
3.1 Wohnen	37
3.2 Wohnumwelt	39
3.2.1 Wohnumwelt und Kinder	41
3.2.2 Wohnumwelt und Jugendliche	42
3.2.3 Parks als spezifische Wohnumwelt	43
3.3 Wohnbedürfnisse	44
3.4 Wohnzufriedenheit und Wohlbefinden	48
3.5 Kommunikation und Nachbarschaft	54
3.6 Aneignung	57
3.7 Identifikation	58
3.7.1 Ortsidentität	59
3.8 Belastungen in der Wohnumwelt	62
3.8.1 Umweltstressoren	62
3.8.1.1 Kontrollverlust	63
3.8.1.2 Lärm	64
3.8.1.3 Kriminalität und Vandalismus	65
4. Konflikte und Konfliktpotenzial	67
4.1 Vorurteile und Stereotype	68

4.1.1	Auswirkungen von Vorurteilen	68
4.1.2	Ursachen von Vorurteilen	69
4.1.4	Vorurteile gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen	70
4.1.4.1	Ethnische Gruppen	70
4.1.4.2	Obdachlose	71
5.	Überleitung zum empirischen Teil	72
B.	EMPIRIE	73
6.	Methodik	73
6.1	Qualitative Sozialforschung	73
6.1.1	Begriffsbestimmung und Geschichte	73
6.1.2	Grundlagen des qualitativen Denkens	75
6.1.3	Zentrale Prinzipien qualitativer Sozialforschung	77
6.1.3	Gegenüberstellung qualitative und quantitative Methoden	80
6.1.4	Gütekriterien qualitativer Methoden	84
6.2	Die wichtigsten qualitativen Erhebungsverfahren im Überblick	89
6.2.1	Das problemzentrierte Interview	90
6.2.2	Teilnehmende Beobachtung	91
6.3	Analyse qualitativer Daten	92
6.3.1	Theoretisches Kodieren und Grounded Theory	92
7.	Beschreibung des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“	95
7.1	Der Empirische Stadtpaziergang	96
7.2	Die Situationsanalyse	96
7.2.1	Ergebnisse der Situationsanalyse	97
7.2.1.1	Womit äußerten sich die Befragten zufrieden?	97
7.2.1.2	Wer nutzte den Park und wie oft?	97
7.2.1.3	Wer nutzte den Park weniger?	98
7.2.1.4	Wofür wurde der Park vorwiegend genutzt?	98
7.2.1.5	Wie war die Stimmung im Park?	98
7.2.1.6	Veränderungsvorschläge	98
7.3	Start eines Community Building-Prozess	100
7.3.1	Das Treffen in der Hundezone	100
8.	Ablauf und Phasen der Erhebung	101
8.1	Forschungsinteresse	101
8.2	Die unterschiedlichen Erhebungsphasen	102
8.3	Vereinbarte Interviews	104
8.4	Interviews im Park	104
8.5	Teilnehmende Beobachtung	105
8.6	Auswertung der Daten	105

9. Darstellung der Ergebnisse	107
9.1 Beschreibung der Personengruppen	107
9.2 Was ist Thema im Lichtentalerpark?	109
9.2.1 Was ist Thema für die NutzerInnen des Lichtentalerparks?	112
9.2.2 Was ist Thema für Menschen, die den Park wenig oder gar nicht nutzen?	115
9.2.2.1 SeniorInnen	115
9.2.2.2 AnrainerInnen	116
9.2.3 Die Sichtweise der Institutionen	119
9.3 Was hat sich durch das stadtpsychologische Projekt verändert?	123
9.3.1 Was wurde von den LichtentalerInnen als Veränderung wahrgenommen?	123
9.3.1.1 Park ist schön	124
9.3.1.2 Es ist mehr los	124
9.3.1.3 Für alle Gruppen ist was da	125
9.3.1.4 Das Angebot wird gut genutzt	125
9.3.1.5 Der Park hat sich verändert	125
9.3.1.6 Platz für Jugendliche	126
9.3.1.7 Die Hundezone ist gut	126
9.3.1.8 Hundezone ist groß	126
9.3.1.9 Hundezone ist klein	126
9.3.1.10 Gestaltung der Hundezone	127
9.3.1.11 Kommunikation	127
9.3.1.12 Eigentlich gibt es jetzt keine Konflikte mehr	127
9.3.1.13 Neue Gruppen wurden angezogen	127
9.3.2 Was hat sich seit der Erhebung 2001 verändert?	128
9.3.2.1 Probleme im Park	128
9.3.2.2 Von wem wird der Lichtentalerpark genutzt?	132
9.3.2.5 Stimmung im Park	132
9.3.3 Neue Themen, die 2001 nicht genannt wurden	133
9.3.3.1 Wo gibt man sonst eine Hundezone in der Innenstadt hin?	133
9.3.3.2 Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem	133
9.3.3.3 Hundemediation	134
9.3.3.4 Es geht nur mit einem Miteinander	135
9.3.3.5 Es war ein großer Andrang in der Mädchenzone	136
9.3.3.6 Die Mädchenzone ist irgendwie ganz toll	136
9.3.3.7 Die Mädchenzone „is überhaupt a geniale Idee“	137
9.4 Was hat die Beteiligung bewirkt?	138
9.4.1 Warum haben Sie mitgemacht?	138
9.4.2 Wie haben Sie die Beteiligung erlebt?	139
9.4.3 Konnten Sie Ihre Ideen einbringen?	140
9.4.4 Was hat es bewirkt, dass Sie sich beteiligt haben?	141
9.4.5 Würden Sie sich wieder beteiligen?	141
9.5 Identifikation mit dem Park	142

9.5.1	Fühlen Sie sich mit dem Park verbunden?	142
9.5.2	Fühlen Sie sich für den Park verantwortlich?	142
9.5	Zufriedenheit und Wohlbefinden bei den Beteiligten	142
9.5.1	Zufriedenheit mit dem Park	142
9.5.2	Zufriedenheit mit dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“	143
9.5.3	Wohlbefinden im Park	145
C.	INTERPRETATION UND DISKUSSION	146
D.	REFLEXION UND AUSBLICK	151
E.	ZUSAMMENFASSUNG	154
F.	LITERATURVERZEICHNIS	156
G.	ANHANG	163
	Anhang 1: Anleitung zum empirischen Stadtspaziergang	163
	Anhang 2: Interviewleitfaden (LF 1) 2002	164
	Anhang 3: Interviewleitfaden (LF 2) 2005	165
	Anhang 4: Richtlinien der Transkription	166
	Anhang 5: Interviewauszüge	167
	Anhang 6: Auflistung der kodierten Interviewaussagen	172
	LEBENS LAUF	218

VORWORT

Diese Diplomarbeit stellt die Begleitung eines Parks in Wien- Alsergrund dar, die über einen Zeitraum von insgesamt fünf Jahren erfolgte.

Ausgehend von der „Einladung“ durch die Wiener Stadtpsychologin Mag.^a Cornelia Ehmayr, an dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark – Konfliktanalyse und Community Building“ mitzuarbeiten, nahmen die Vorbereitungen für diese Diplomarbeit ihren Lauf. So habe ich im Jahr 2001 wissenschaftlich bei der Situationsanalyse und den anschließenden Diskussionsveranstaltungen im Lichtentalerpark mitgewirkt. Dabei ging es darum, heraus zu finden, wie es um die Stimmung im Park stand, sowie die Bedürfnisse der NutzerInnen zu erheben. Schließlich war es Ziel des Projektes, konfliktreiche Sachverhalte konsensual mit den BewohnerInnen und NutzerInnen, sowie mit der Unterstützung von Institutionen zu bearbeiten.

Unmittelbar nach dem Projekt und der darauffolgenden Umgestaltung des Parks, begann ich 2002 mit der Erhebung für meine Diplomarbeit.

Wie das Leben einer Studentin in meinem Alter so spielt, wurde irgendwann das Geld knapp und ich begann zu arbeiten, was es mir schwierig machte, die Diplomarbeit im vorgesehenen Zeitrahmen fertig zu stellen.

Schließlich aber ermöglichte mir ein Stipendium den Abschluss dieser Diplomarbeit. Hieraus ergab sich eine Chance: Die Entwicklungen im Lichtentalerpark konnten so über eine längere Zeitspanne hinweg begleitet werden.

Ich stelle mit dieser Arbeit den Versuch an, zu erforschen, wie sich die erfolgten stadtpsychologischen Maßnahmen auswirken. Was verändert sich durch die Erfahrungen der engagierten Personen für ihr Erleben? Kann eine derartige Vorgehensweise helfen, Probleme zu verringern und die Zufriedenheit und das Wohlbefinden der Menschen zu steigern? Was verändert sich durch die Beteiligung an einem derartigen Projekt in der Beziehung zum Lichtentalerpark? Und nicht zuletzt, was sind die Themen, welche die LichtentalerInnen bewegen?

Es war mir durch diese Arbeit möglich, eine Fülle spannender Fragen zu beantworten bzw. den Versuch zu unternehmen, sie zu beantworten. Besonders reizvoll war für mich der praktische Bezug dieser Diplomarbeit. Das Gefühl, mit meinen Bemühungen einen praktisch verwertbaren Beitrag leisten zu können, war mir wesentliche Motivation für diese Arbeit. Mein Dank für die Realisierung und Begleitung der Diplomarbeit gilt an dieser Stelle ganz besonders Prof. Dr. Rainer Maderthaner und Mag.^a Cornelia Ehmayr.

EINLEITUNG

Die Stadtpsychologie als eigene Forschungsdisziplin ist ein relativ innovativer Bereich, obwohl man sich natürlich in unterschiedlichen Wissenschaften mit der Stadt seit längerem auseinander setzt. Über Erleben und Verhalten des Individuums in der Stadt besteht aber noch keine sehr lange Forschungstradition.

Die Stadt bietet ein breites Spektrum an Aufgabenfeldern für PsychologInnen, vor allem für Umwelt- und GemeindepsychologInnen, sowohl in Theorie und Praxis.

Beteiligung von BewohnerInnen bei der Gestaltung ihrer Lebensumwelt kann für alle AkteurInnen von Vorteil sein. Sowohl auf Seiten der Politik, der Verwaltung und natürlich auf Seiten der NutzerInnen, kann durch rechtzeitige Einbindung von BewohnerInnen frühzeitig bedürfnisgerecht geplant und gebaut werden.

Wohnen und die Beurteilung der Wohnumwelt hängen von zahlreichen Faktoren ab. Eine Reihe von Einflüssen und Wechselwirkungen sind bei der Erforschung von Mensch-Umwelt-Beziehungen zu berücksichtigen.

Aneignung ist ein wichtiges Konzept, das bei der Gestaltung von Wohnumwelt bzw. bei der Beteiligung an einer solchen, zum Tragen kommt. Können sich BewohnerInnen ihre Umwelt zu eigen machen und sie ihren Bedürfnissen entsprechend gestalten, resultiert eine höhere Identifikation und somit größere Verbundenheit, was wiederum zu mehr Verantwortung für den Wohnbereich führt.

Partizipation ist ein Bedürfnis des Menschen und richtig durchgeführt, können Partizipationsprojekte zu mehr Zufriedenheit führen.

Wie überall, wo unterschiedliche Bedürfnisse an einen Raum gestellt werden, sind Konflikte keine Seltenheit.

Vorurteile und stereotype Meinungen gegenüber anderen Interessen oder Personen können solche Konflikte verstärken. Oftmals sind aber Unkenntnis und Ängste der Grund für solche Phänomene. In der Sozialpsychologie gibt zahlreiche Untersuchungen, die sich mit derartigen Prozessen auseinander setzen und Erklärungsversuche liefern.

Psychologische Konzepte können dienlich sein, um Beteiligungsverfahren so zu gestalten, dass zugrunde liegende Mechanismen aufgedeckt und Konflikte beigelegt werden können.

Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ stellte sich einer ganzen Reihe von Anforderungen, um den Park entsprechend der Bedürfnisse der unterschiedlichen NutzerInnen zu gestalten. Außerdem war es Ziel, ein Miteinander der verschiedenen NutzerInnen-Gruppen zu fördern, um ein konfliktärmeres Zusammenleben zu ermöglichen.

Mit qualitativen Methoden wurde eine Situationsanalyse durchgeführt und ein Community Building-Prozess gestartet.

Mit dieser Diplomarbeit sollte der Fragen nachgegangen werden, welche Veränderungen ein stadtpsychologisches Projekt über einen längeren Zeitraum imstande ist zu erreichen.

Konnte der Park bedürfnisgerecht umgestaltet und der Anstoß zu einem „Miteinander“ gegeben werden?

Mithilfe Methoden der qualitativen Sozialforschung wurden über einen Zeitraum von fast vier Jahren immer wieder Befragungen und Beobachtungen durchgeführt, um diese Fragen zu beantworten.

Diese Arbeit ist durch ihren unmittelbaren Bezug zu einem stadtpsychologischen Projekt sehr praxisorientiert und versucht, einen kleinen Beitrag zur nutzerInnenfreundlichen, multidisziplinären und psychologisch orientierten Stadtgestaltung zu geben.

A. THEORIE

1. STADT UND PSYCHOLOGIE

Im Rahmen dieser Diplomarbeit versuche ich mich dem Thema „Stadtpsychologie“ zu nähern. Eingangs möchte ich mich mit der Stadt als solches, ihrer geschichtlichen Entstehung und ihrer Vor- und Nachteile für ein gesundes und von Wohlbefinden erfülltes Leben widmen. Schließlich möchte ich hervorheben, wie PsychologInnen sich mit dem Thema Stadt auseinandersetzen können, indem ich praktische Einsatzmöglichkeiten der Psychologie beschreibe.

1.1 DIE STADT

1.1.1 ZUR ENTSTEHUNG DER STÄDTE

Die ersten Städte sind nach Fischer (1995) in der Zeit zwischen 8.000 und 5.000 v. Chr. entstanden und bezeichnen ihm zufolge bedeutsame Einschnitte in der Geschichte der Menschheit.

Wheatley (1971, zitiert nach Friedemann, 1993) gibt an, dass die primäre Entstehung von Städten unabhängig voneinander zugleich in sieben Regionen der Erde einsetzte: in Mesopotamien, in Ägypten, im Indus, in den Ebenen Nord-Chinas, in Mittelamerika, in den Zentralanden und in den Yoruba-Territorien Südwest-Nigerias.

Im wesentlichen stellten diese ersten Städte einen „zeremonialen Komplex“ dar, um den herum sich andere ‚städtische‘ Funktionen gruppierten“ (Wheatley, 1971, zitiert nach Friedemann, 1993, S. 54). Friedemann (1993) führt daher den sakralen Faktor als entscheidendes Wesensmerkmal der frühen Städte an.

Fischer (1995) bezeichnet die Stadt als „Siedlungsform derer, die aus unmittelbarer agrarischer Produktion freigestellt sind“ (Häussermann & Siebel, 1988, zitiert nach Fischer, 1995, S. 2).

In Regionen mit hoher natürlicher Fruchtbarkeit – auch Fischer (1995) nennt hier die Täler des Nils und des Indus, sowie Mesopotamien – gelang es in der vorchristlichen Zeit mit Hilfe von Bewässerungssystemen erstmals einen Nahrungsüberschuss zu produzieren, was eine schnell ansteigende Zahl von SiedlerInnen in eben diesen Regionen zufolge hatte.

Die so entstandenen Städte waren dadurch gekennzeichnet, dass mehr Menschen in ihnen ernährt werden konnten als in ihnen arbeiteten. Eine Differenzierung der handwerklich

hergestellten Produkte, sowie regionale Spezialisierungen auf die Herstellung bestimmter Produkte waren die Folge (Fischer, 1995).

Die Entstehung von Städten hatte aber vor allem auch eine Veränderung der sozialen Strukturen zufolge. Zuvor gab es unter den in kleineren Gruppen zusammenlebenden Menschen keine Spezialisierungen. Jeder Mensch einer Gemeinschaft musste mehr oder weniger die gleichen Tätigkeiten des Alltags verrichten können. Die Entwicklung vom Kollektiv zur Individualität des Einzelnen entwickelte sich in Zusammenhang mit der Entstehung von Städten heraus.

Die nun entstandenen Städte brachten eine hochdifferenzierte Arbeitsteilung mit sich, was wiederum in Folge zum Austausch von Gütern untereinander führte. Demnach war es nach Spates und Maclonis (1982, zitiert nach Fischer, 1995) eine Notwendigkeit, dass sich Machtstrukturen entwickelten, die das Funktionieren von Städten sichern sollten. Die Sammlung und Verteilung in der Landwirtschaft produzierter Güter machte die Einrichtung administrativer Führerschaft notwendig (Fischer, 1995). Also brachte die Entstehung von Städten eine Entstehung von Herrschaft mit sich, nämlich die Herrschaft über ein Territorium und die Menschen, die dieses bebauten und sich davon ernährten. Nach Herrle (1983, zitiert nach Friedemann, 1993) handelte es sich dabei um eine Form der Herrschaft, bei der sakrale und politische Führung identisch waren. Diese sakrale Herrschaft begleitete den Menschen durch mehrere Jahrtausende hindurch, vom Priesterkönigtum im alten Ägypten bis zur Legitimierung des christlichen Herrschers als Stellvertreter Gottes auf Erden. Stets einhergehend mit typischen Architekturformen, die das Erscheinungsbild einer Stadt prägten. Die Stadt kann demnach als eine Erscheinung fortgeschrittener gesellschaftlicher Organisationsform bezeichnet werden (Friedemann, 1993).

1.1.2 SICHTWEISEN DER STADT

Städte sind nicht nur äußeres Gehäuse, der in ihrem Innern wohnenden Menschen; sie sind lebendiger, mit allen Sinnen wahrnehmbarer Ausdruck menschlicher Gesellschaft, die sich in ihnen gleichsam verleiht. So sprechen sie eine deutliche Sprache, die viel über ihre Erbauer und Bewohner, deren Ängste und Hoffnungen verrät (Theobald & Simon, 1988, S. 7).

Historisch betrachtet war die Stadt oft ein Ort der Zuflucht, des Schutzes und der Rechte der BürgerInnen. Wirth (1938, zitiert nach Friedrichs, 1995) definierte die Stadt über ihre Größe, Dichte, Heterogenität und Dauerhaftigkeit des Siedelns.

Über solche administrativen Größen definiert, spricht man in der Literatur unterschiedlich von einer Stadt ab einer MindesteinwohnerInnenzahl zwischen 2.000 und 20.000 Menschen.

Ein solch geografischer Begriff der Stadt behielt nach Friedemann (1993) seine Gültigkeit, bis 1933 die Theorie der Zentralen Orte von Christaller (1933, zitiert nach Friedemann, 1993) entstand. Diese Theorie besagt, dass Städte Brennpunkte für vor allem ökonomische, politische und technologische Funktionen sind und postuliert eine hierarchische Ordnung der zentralen Orte bis hin zu Hauptstädten.

Die Hierarchisierung der Orte ergibt sich dabei je nach ihrer Bedeutung in den genannten Funktionen.

Diese Theorie enthielt erstmals funktionale Gesichtspunkte einer Stadt, die auch in heutigen Auffassungen und Definitionen von Städten eine zentrale Rolle spielen. Jedoch ist eine hierarchische Sichtweise, in der Art, wie sie Christaller (1933, zitiert nach Friedemann, 1993) vorgesehen hatte, heute nicht mehr ganz zeitgemäß.

Durch zunehmende Verstädterung in den Industrieländern seit dem 20. Jahrhundert und die damit einhergehende Vermischung zentraler Funktionen und Dienstleistungen in den Städten scheint eine derartige Gliederung nicht zulässig (Friedemann, 1993).

Friedrichs (1995) bezeichnet die Stadt als „eine räumliche Konzentration von Menschen und Ressourcen“ (Friedrichs, 1995, S. 63), wobei er unter Ressourcen natürliche Gegebenheiten, Wohnungen, Arbeitsplätze, Freizeit- und Erholungseinrichtungen versteht.

Sieht man eine Stadt als Gemütsverfassung oder Seelenzustand, so ist eine solche nach Biswas (2000) mehr als eine bloße Ansammlung von Gebäuden und Straßen. Vielmehr beschreibt er die Stadt als Ausdruck von Fortschritt, Erfolg und Verbesserung, aber meint, dass sie gleichzeitig auch Misserfolg, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und Zerstörung in sich birgt. Trotz aller falschen Versprechen, die Städte auch machen können, beschreibt Biswas (2000) die Stadt dennoch als verführerischer denn je.

Eine interessante Unterscheidung von Städten habe ich in einem Artikel von „Die Zeit“, verfasst von Umberto Eco gefunden: Er teilt Städte in „die selbstsicheren und die anderen“ (Eco, 1996) ein.

In den selbstsicheren Städten kommt es nach dieser Unterscheidung den BewohnerInnen erst gar nicht in den Sinn, BesucherInnen danach zu fragen, wie sie ihre Stadt denn fänden. Stillschweigend setzen sie nach Eco (1996) voraus, dass man von ihrer Stadt überwältigt sei. Im allgemeinen erkenne man mangelndes Selbstvertrauen einer Stadt daran, das einem sofort bei der Ankunft die Frage gestellt wird: "Was denken Sie über unsere Stadt?", auch wenn es sich um Städte handelt, die für ihre Schönheit berühmt sind. Die Selbstsicherheit kann sich allerdings auch wandeln. So gibt es Städte, die ihr Selbstvertrauen wieder gewinnen, oder das selbige verlieren. Allgemein empfiehlt Eco (1996): „Man achte darauf, ob man gefragt wird, was man über sie [die Stadt] dächte. Es empfiehlt sich, eine begeisterte

Antwort zu geben, aber man schaue sich um und suche nach Gründen für ein Unbehagen“ (Eco, 1996, S. 2).

Auch nach C. G. Jung (1971, zitiert nach Friedemann, 1993) ist die Stadt ein Bild für das Selbst, sowohl in persönlich-unbewusster, als auch in kollektiv-unbewusster Hinsicht.

Demnach würde in einem sich gegenseitig beeinflussenden und ergänzenden Prozess einerseits die innere Weltauffassung vieler Individuen nach außen projiziert und andererseits wirke diese äußere Projektion wieder auf die Seele der Einzelnen zurück. Diese ständige Interaktion zwischen Mensch und Umwelt brachte Jung (1971, zitiert nach Friedemann, 1993) zu der Auffassung, dass die Stadt ein Bild für das Selbst des Menschen sei und setzt damit Stadt und BewohnerIn als zwei Ausdrucksformen eines einzigen Seins fest.

1.1.3 DIE STADT ALS LEBENSRAUM FÜR DEN MENSCHEN

Problematisch ist nach Hellbrück und Fischer (1999) die Entstehung von Städten mit mehr als 10 Millionen EinwohnerInnen. In diesen sogenannten Megastädten treten negative Auswirkungen von Urbanisierung geballt auf. Überlastung der Verkehrssysteme, Umweltverschmutzung, Lärm, Kriminalität etc. sind problematische Aspekte des städtischen Lebens.

In den letzten Jahrzehnten hat das Wachstum der Städte stark zugenommen. Während vor circa 50 Jahren nur zwei Ballungsräume mit mehr als acht Millionen EinwohnerInnen existieren – nämlich London und New York – soll es nach Kaiser (2000) in wenigen Jahren 33 solcher Megastädte geben, 21 davon allein in Asien.

Im Jahr 2000 lebte die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten. In den nächsten 20 Jahren könnten nach Kaiser (2000) 75% der Menschheit in urbanen Räumen leben.

In westlichen Industriestaaten ist nach Friedemann (1993) die Bevölkerungsdichte zum Teil so groß, dass ganze Landstriche verstädtet sind, wobei sich in sogenannten Dritte Welt-Staaten das Problem überbevölkerter Städte noch dramatisch verschärft darstellt. Die Infrastrukturen dieser Städte reichen nicht aus, um alle ihre BewohnerInnen zu ernähren, Arbeitsplätze zur Verfügung zu stellen und ein funktionierendes Gesundheitswesen zu gewährleisten; hinzu kommen steigende Kriminalität und drohende Umweltkatastrophen. Durch die wachsende Zuwanderung werden diese Probleme noch verstärkt.

Die Gründe für diese Land-Stadt-Migration liegen nach Maderthaner (1995) in ökonomischen, sozialen und persönlichen Bedingungen und bringen vor allem in Entwicklungsländern Menschen dazu, im Stadtleben die größeren Chancen für ihre Zukunftsgestaltung zu sehen (Goldschmidt, 1990, zitiert nach Maderthander, 1995).

Aus stark bevölkerten Städten resultiert schließlich eine gewisse Überstimulation, also eine Überlastung der menschlichen Informationskapazität in Städten (Milgram, 1970, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999).

Diese Überflutung mit Reizen führt dazu, dass BewohnerInnen der Stadt oftmals einen Großteil der sie umgebenden Reize ausklammern und nicht zuletzt deshalb gewissermaßen als Schutz, durch unfreundliches Verhalten eine soziale Barriere schaffen. Diese häufige Konfrontation von StadtbewohnerInnen mit aversiven Reizen wie Lärm, Geruch, Menschenmassen etc. wird als unangenehm oder sogar bedrohlich erlebt und kann negative Folgen auf das psychische und/oder physische Wohlbefinden der Menschen haben. Dies umso mehr, je weniger solche Einwirkungen als vorhersehbar erlebt werden (Glass & Singer, 1972, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999).

Biswas (2000) erwidert derartigen Ausführungen jedoch, dass zunehmend anthropologische, ökonomische und archäologische Indikatoren darauf hinweisen, dass sich oftmals die Städte vor den Dörfern entwickelten. Dörfer hätten sich demnach als ein Nebenprodukt bestimmter sozial organisierter und konsumbezogener Urbanisationsformen entwickelt. Obwohl die städtische Lebensweise sich immer mehr auf ländliche Regionen ausdehnt, ist trotzdem ein Unterschied zwischen Stadt und Land vorhanden. Biswas (2000) gibt an dieser Stelle an, dass StadtbewohnerInnen unterschiedlicher Länder mehr mit anderen Menschen, die in Städten leben gemeinsam haben als mit der Landbevölkerung des eigenen Landes.

Hellbrück und Fischer (1999) stellen die Stadt auch als herausfordernde Umwelt für den Menschen dar. Betrachtet man die negativen Begleiterscheinungen von Urbanisierung als bewältigbare, alltägliche Aufgaben einer Stadtverwaltung, dann erscheint das Lebensumfeld Stadt als geschaffen für den Menschen. Die Stadt kann demnach auch eine ideale Herausforderung für die intellektuellen Fähigkeiten des Menschen sein, sie bietet zahlreiche Möglichkeiten höher entwickelte Bedürfnisse nach Sinngebung, nach Kreativität, nach Kommunikation und politischem Dialog zu befriedigen. Nirgendwo anders könnte dem menschlichen Bedürfnis nach Abwechslung nach Herterich (1980, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) besser entsprochen werden als in der Stadt.

Maderthaner (1995) betont ebenfalls, dass Städte auch viele infrastrukturelle und ökonomische Vorteile bieten, wie zum Beispiel kostengünstigere Versorgungsmöglichkeiten, mehr Ausbildungsmöglichkeiten, bessere berufliche Chancen etc.

Die Stadt steht andererseits somit auch als ein Bild für Lebensfülle, wachsenden Wohlstand und Wohlbefinden, sowie für vielfältige Aktivitäten (Friedemann, 1993). Mit „Stadtluft macht Frei“ stand nach Friedemann (1993) im Mittelalter eine Rechtsformel dafür, dass jemand, dem es gelang, in der Stadt Arbeit und Unterkunft zu finden, dem Rechtssystem der feudalen Leibeigenschaft entkommen und in der Stadt sein eigener Herr werden konnte.

Auch heute noch, meint Friedemann (1993), stehe Urbanität für individuelle Selbstgestaltung und Selbstverwirklichung. Die Großstadt wirke zwar nach Mitscherlich (1965, zitiert nach Friedemann, 1993) neurosebildend, aber immerhin bei weitem nicht im selben Maße, wie das eine Kleinstadt oder ländliche Umgebung täten.

Wie auch immer, meint Biswas (2000), zum Vor- oder Nachteil, es sind die BewohnerInnen, die unsere Städte schaffen, bestimmen und steuern und über Konsumverhalten und Kulturen entscheiden.

„Städte sind die Orte, an denen das gesellschaftlich, technisch, kulturell und ökonomisch Neue am dichtesten aufeinander einwirkt, so dass an den Metropolen modellhaft abzulesen ist, was uns im 21. Jahrhundert beschäftigen wird“ (Kaiser, 2000, S. 13). Der Psychologe Stanton Newman und die Soziologin Susan Lonsdale (1996, zitiert nach Biswas, 2000) beschreiben sogar eine neue urbane Spezies, den *homo urbanus* und sprechen in diesem Zusammenhang von der Entstehung neuer urbaner Kultur.

Eine sehr allgemein formulierte Annahme, geht davon aus, dass die Stadt, wenn sie ausreichend komplex (Verschiedenartigkeit, Farbenreichtum, komplex gestaltete Häuserfassaden etc.), ambivalent (vieldeutige Elemente) und variabel (Wechsel zwischen Straßen und Plätzen etc.) gestaltet ist, sowie vielfältige Aktionen und Gruppierungen (z.B. Diskussionen, Demonstrationen etc.) aufweist, dann kann die Stadt Neugier und Explorationsbedürfnis des Menschen wecken (Hellbrück & Fischer, 1999).

Hierbei gilt es jedoch zu berücksichtigen, dass ein angemessenes Stimulationsniveau nicht bei allen Menschen gleich ist. Während etwa introvertierte Menschen ein geringeres Ausmaß an Stimulation als optimal erleben, empfinden Extravertierte ein weit stärkeres Ausmaß an Reizinput als angenehm (vgl. Eysenck, 1967), was dazu führt, dass beispielsweise introvertierte Personen eine für Städte übliche hohe Personendichte schneller als Überstimulation erleben dürften (Hellbrück & Fischer, 1999).

Nach Mehrabian und Russell (1974, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) sind derartige Erregungszustände, die aus der Komplexität der Umwelt resultieren, eine von drei Grundemotionen, die durch Umwelt ausgelöst werden können. Neben dem Zustand *Erregung vs. Nicht-Erregung*, nennen gibt es in diesem Modell noch *Lust vs. Unlust* und *Dominanz vs. Unterwerfung*. Gemäß dieses Modells wird Umwelt als eine Quelle von Emotionen gesehen und demnach können BewohnerInnen umso eher eine positive emotionale Bindung zu ihrer Stadt eingehen, je häufiger sie sich in Situationen wieder finden, die positiv getönte Emotionsmuster aktivieren (Hellbrück & Fischer, 1999).

Die Lebensqualität in Städten wird nach Maderthaner (1995) in den nächsten Jahrzehnten voraussichtlich steigen. Als Faktoren dafür nennt er zunehmendes Umweltbewusstsein, die Nutzung neuer Technologien, die Integration verschiedener urbaner Nutzungsbereiche,

sowie der verstärkte Einsatz von Mitbestimmungsmöglichkeiten. Besonders hebt Maderthaner (1995) aber hervor, dass die Lebensqualität in Städten davon abhängt, in welchem Ausmaß der Mensch seine individuellen Bedürfnisse befriedigen kann.

1.2 STADTPSYCHOLOGIE

1.2.1 BEGRIFFSBESTIMMUNG UND GESCHICHTE

Zu einem großen Teil ist die Stadtpsychologie aus der Ökologischen bzw. Umwelt-Psychologie erwachsen, welche ihrerseits in ihrer derzeitigen Form erst seit circa vierzig Jahren existiert – ihre Wurzeln reichen aber gut hundert Jahre zurück (Kruse, Graumann & Lantermann, 1996). Die Stadt bzw. das Erleben der Stadt durch ihre BewohnerInnen ist zum wichtigen Thema in der neueren Ökopsychologie geworden.

Die Stadtpsychologie ist ein relativ unbekanntes Feld im deutschsprachigen Raum, hatte aber im Berlin des beginnenden 20. Jahrhunderts bereits eine Blütezeit erlebt, die nun wieder aufzuleben scheint (Mieg, 2005). Der deutsche Mediziner und Psychologe Willy Hellpach (1902, zitiert nach Kruse, Graumann & Lantermann, 1996) widmete sich in Deutschland im Rahmen seiner Geopsychologie zu dieser Zeit bereits den Umwelteinflüssen auf das Seelenleben und der Wirkung der Großstadt.

Nach Graumann (1996b) gibt es eine schmale aber kontinuierliche Tradition einer Psychologie der Großstadt, jedoch stammen wesentliche Impulse aus der Stadtsoziologie. In der Soziologie hielt das Thema Stadt lange vor der Psychologie Einzug, was sich im etablierten Feld der Stadtsoziologie zeigt, die sich schon lange mit den Interaktionen zwischen Mensch und Umwelt im urbanen Raum beschäftigt (Castells, 1976).

Auch die Geografie beschäftigt sich mit dem Studium der Mensch-Umwelt-Beziehungen, war dabei aber stets mehr auf landschaftlich-regionale Bereiche und vorwiegend agrarische Umwelten bezogen und untersuchte weniger individuelles Verhalten, sondern konzentrierte sich vorwiegend auf Gruppen oder ganze Kulturen. Im Kern jedoch ist ihr human- und kulturökologisches Thema nicht so unterschiedlich von der heutigen Umweltpsychologie (Hard, 1996).

Wichtige Inhalte, denen sich die Stadtpsychologie widmet sind zum Beispiel Lebensqualität erhalten bzw. verstärken, Identifikation der BewohnerInnen mit ihrer Stadt fördern und BürgerInnenbeteiligung.

Keul (1995) meint, dass die Psychologie im Feld des Städtebaus das „subjektive Erleben urbaner Mensch-Umwelt-Beziehungen dokumentieren und damit als Vermittler zwischen

Planern und Betroffenen“ (Keul, 1995, S. 1) ein großes Forschungspotenzial realisieren könnte.

Keul (1995) meint weiter, dass Städte von ihren BewohnerInnen ebenso wie von WissenschaftlerInnen oder KünstlerInnen ambivalent bewertet wurden und werden und verweist auf die von Alexander Mitscherlich (1965, zitiert nach Keul, 1995) in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verfasste Schrift zur *Unwirtlichkeit unserer Städte*.

Ein Hauptproblem der modernen westlichen Städte besteht nach Roland Rainer (1990, zitiert nach Keul, 1995) in der „Diskrepanz zwischen abstrakten planerischen Leitbildern und alltäglich-praktischen Bedürfnissen der Bevölkerung“ (Rainer, 1990, zitiert nach Keul, 1995, S. 2). Auch Eibl-Eibesfeldt, Hass, Freisitzer, Gehmacher & Glück (1985) legten nahe, dass NutzerInnen in Planungsfragen eine andere Sprache sprechen als Fachleute und psychologische Studien können dabei helfen, diese Kluft zu überwinden (Walden, 1995).

Daraus ergibt sich aber auch in Folge eine Notwendigkeit der multidisziplinären Zusammenarbeit, denn versucht man den Planungsgegenstand „Stadt“ in seiner gesamten Komplexität und Dynamik zu erfassen, so ist die Zusammenarbeit unterschiedlicher Disziplinen nach Fischer (1995) unerlässlich.

Hellbrück und Fischer (1999) versuchen einen psychologischen Urbanitätsbegriff zu definieren und meinen „eine Stadt sei um so urbaner, je mehr sie zur optimalen Persönlichkeitsentwicklung ihrer ‘Nutzer’ beitrage“ (Hellbrück & Fischer, 1999, S. 469). Das heißt, je mehr die Stadt der Persönlichkeitsentwicklung im Sinne einer Selbstverwirklichung dienlich ist, fördert sie optimale menschliche Entwicklung.

Brandstädter und Schneewind (1977, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) postulierten in ihrer Theorie der optimalen menschlichen Entwicklung, dass ein jedem Menschen zugrunde liegendes Selbstoptimierungspotenzial nur unter günstigen Bedingungen zur Entfaltung käme. Die in der Regel vorhandenen Diskrepanzen zwischen einem inneren Idealmodell und dem tatsächlichen Realmodell werden dabei versucht auszuräumen, indem man entweder die eigenen Kompetenzen verbessert oder die Umwelt verändert. Der so agierende von Brandstädter und Schneewind (1977, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) beschriebene Persönlichkeitstyp wird als Aktiver Nonkonformist bezeichnet.

Hellbrück und Fischer (1999) betrachten die Stadt als den idealen Ort für die Entwicklung des menschlichen Individuums, geben aber dabei zu bedenken, dass diese ideale Entwicklung nur in der idealen Stadt ermöglicht werde. Städte können sich in ihrer Lebensqualität erheblich unterscheiden und unter ungünstigen sozialen Bedingungen, kann eine Stadt die menschliche Entwicklung sogar eher hemmen als fördern.

Die in Österreich seit 2001 tätige Stadtpsychologin Cornelia Ehmayer betrachtet die Stadt als lebendiges Wesen. An der Stadt interessiert sie besonders das Zusammenspiel unterschiedlichster Menschen, wie sie miteinander umgehen, was sie über die Stadt denken und wie sehr sie sich in ihrer Stadt wohlfühlen. Denn alle Menschen gemeinsam - mit ihren Stärken und Schwächen, Hoffnungen und Ängsten, ihrer persönlichen Vergangenheit und Zukunft - prägen das Wesen Stadt und beeinflussen auch das Lebensgefühl in ihr (Ehmayer, 2001c). Ziel der stadtpsychologischen Arbeit ist es nach Ehmayer (2001c), „die Identifikation der Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrer Lebensumgebung zu fördern, weil Städte, für die sich niemand interessiert, in letzter Konsequenz `sterben´. Um das positive Lebensgefühl in einer Stadt zu erhalten oder zu verstärken, habe ich spezielle partizipative Methoden und Verfahren entwickelt, wissenschaftlich abgesichert und praktisch angewendet (Ehmayer, 2001c, S. 1).

Die Stadt ist in jedem Fall ein für die Psychologie interessanter und wichtiger Forschungsgegenstand. Wenn man bedenkt, dass in hochindustrialisierten Ländern der Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung über 70% beträgt (Friedrichs, 1995), muss sich die Psychologie geradezu mit den daraus entstehenden Lebensbedingungen und Bedürfnissen ihrer BewohnerInnen beschäftigen.

1.2.2 BETÄTIGUNGSFELDER DER PSYCHOLOGIE IN DER STADTENTWICKLUNG

In der Nachkriegszeit war im Rahmen der Ökologischen Psychologie die Untersuchung von sogenannten Behavior Settings¹ oder Verhaltensszenarien üblich, die allerdings einen hohen Zeitaufwand bedeuteten und somit praktisch kaum für stadtplanerische Vorhaben genutzt wurden (Keul, 1995). Erst wesentlich später wurde Betroffenen mehr und mehr die Möglichkeit zur Mitsprache in der Stadtplanung eingeräumt (Fischer, 1995). Sommer (1983, zitiert nach Keul, 1995) führte in den USA dafür den Begriff des *Social Design - creating buildings with people in mind* ein und bezeichnet damit die Vermittlung zwischen NutzerInnenbedürfnissen und planerischen Anliegen.

Städte unterliegen ständigen Veränderungen und sind in ihrer Eigendynamik oft nur schwer zu beeinflussen. PsychologInnen können aber in allen Planungsphasen einen großen

¹ Behavior Settings = Raum-zeitlich abgrenzbare und durch bestimmte Verhaltensmuster gekennzeichnete Umweltausschnitte des öffentlichen Lebens (Hellbrück & Fischer, 1999). Ein Behavior Setting in einer psychologischen Untersuchung entspricht also einer Analyseeinheit über den Umfang und die Vielfalt öffentlichen Lebens in einer Gemeinde, um die Lebensqualität bzw. Veränderungen der Lebensqualität für BewohnerInnen über einen Zeitraum hinweg bestimmen zu können. Das Alltagsgeschehen und die damit verbundenen typischen Verhaltensmuster innerhalb eines bestimmten „Milieus“ werden dabei erforscht (Harloff, 1986; Kaminski, 1986, zitiert nach Fischer, 1995).

Beitrag zur Stadtplanung beitragen, vor allem durch ihre Kompetenz und ihr Wissen um Mensch-Umwelt-Beziehungen, Gruppendynamik, Kommunikation, Konfliktlösung, Techniken zur Zielbestimmung und Mittelauswahl in Planungsgruppen angeht (Hellbrück & Fischer, 1999).

Nach Geisler (1996) ist eine Mitwirkung von PsychologInnen bei Planungsprozessen nicht üblich. Er nennt aber einige Bereiche in Planungsvorhaben, bei denen die Psychologie mitwirken kann: Soziale und kulturelle Bedürfnisse der Bevölkerung, insbesondere hinsichtlich gesunder Wohn- und Arbeitsverhältnisse, Berücksichtigung der Wohnbedürfnisse, Belange von Sport, Freizeit und Erholung, sowie unterschiedlichste Belange der Familie, junger, alter, sowie behinderter Menschen.

Allem voran betont Geisler (1996) den Einsatz der Sozialwissenschaften bei der Formulierung von Planungszielen, aber auch im Ablauf eines Bauprozesses gibt es zahlreiche Möglichkeiten für die Mitwirkung von PsychologInnen, wenn es um die Zusammenarbeit mit NutzerInnen geht (Joedicke, 1969; Zinn, 1970, zitiert nach Geisler, 1996).

Eine Ausnahme bildet hier Österreich. Durch die innovative Projektgestaltung der Stadtpsychologin Cornelia Ehmayer, hat die Psychologie in das Feld der Stadtentwicklung in Wien Einzug gefunden. Aufbauend auf ihrer langjährigen Erfahrung im Umwelt- und Beratungsbereich, hat Ehmayer (2001c) Methoden der Umwelt- und Gemeindepsychologie, sowie der Organisationsentwicklung und der Gruppendynamik weiterentwickelt, praktisch erprobt und wissenschaftlich evaluiert. Daraus sind qualitative Diagnoseinstrumente und Interventionsmethoden entstanden, die sich für partizipative Planungs- und Stadtentwicklungsprozesse besonders eignen. „Erst wenn sich freiwillig engagierte Personen als dritte Kraft in einem gleichberechtigten Dreieck zwischen Politik und Verwaltung/Planung ernst genommen fühlen, ist der Grundstein für eine sozialverträgliche Stadtentwicklung gelegt“ (Ehmayer, 2001c, S. 2). Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ ist ein Beispiel dafür, welche Beiträge die Psychologie zur Stadtentwicklung in Wien beiträgt.

Keul (1995) listet eine Reihe psychologischer Teildisziplinen auf, die Beiträge zur Stadtplanung liefern können. Von Architekturpsychologie, über Entwicklungspsychologie, Evaluationsforschung, Gesundheitspsychologie, Kulturpsychologie, Sozialpsychologie, Tiefenpsychologie, Wahrnehmungspsychologie, Verkehrspsychologie bis natürlich zur Umweltpsychologie reichen die Einsatzmöglichkeiten.

Ob PsychologInnen in Beteiligungsprozessen nun als distanzierte ForscherInnen auftreten, oder in Form von Mediation eine vermittelnde Rolle einnehmen, haben sie nach Keul (1995)

im Spannungsfeld zwischen Institutionen, PlanerInnen und NutzerInnen oft viele Hürden zu überwinden.

NutzerInnen und PlanerInnen sprechen oftmals eine andere Sprache. Was aus planerischer Sicht ein Optimum darstellen mag, kann auf Seite der NutzerInnen durchaus als suboptimal empfunden werden, da andere Kriterien bei Wahrnehmung und Bewertung der Wohnumwelt zugrunde liegen. So bewerten BewohnerInnen nicht nur ästhetische und praktische Komponenten, sondern auch symbolische Aspekte der Wohnumwelt und selbstverständlich spielen auch persönliche Unterschiede dabei eine Rolle, wie das Wohnumfeld bewertet wird (Appleyard, 1979; Flade, 1987, zitiert nach Peterschelka, 1998). Eine Untersuchung von Lansing und Marans (1969, zitiert nach Flade, 1987) mit einer Befragung von 1000 BewohnerInnen aus verschiedenen Wohngebieten, legt nahe, dass die Einschätzung der Gebiete durch PlanerInnen und BewohnerInnen im allgemeinen nur wenig übereinstimmen. Diese Diskrepanz in der Sprache aller Beteiligten kann weitgehend durch die Arbeit von PsychologInnen verbessert werden, indem unterschiedliche Bewertungen dokumentiert und ein Austausch zwischen NutzerInnen und PlanerInnen angeregt wird (Harloff & Ritter, 1993, zitiert nach Peterschelka, 1998).

Moderne Gesellschaften und somit besonders die Städte zeichnen sich zum Teil durch hochgradige Arbeitsteilung aus. Das heißt, dass auch in Planungsprojekten eine Reihe von SpezialistInnen zum Einsatz kommen (ArchitektInnen, StadtplanerInnen, VerkehrsplanerInnen, LandschaftsplanerInnen, HandwerkerInnen etc.), was zur Folge hat, dass NutzerInnen keine aktive Rolle bei der Gestaltung ihres Wohn- und Lebensumfeldes inne haben, sondern mehr als passive VerbraucherInnen fungieren.

PsychologInnen können hier durch theoretische wie methodische Kenntnisse helfen, die Bedürfnisse von NutzerInnen zu erheben und aufzubereiten (Linneweber, 1993, zitiert nach Peterschelka, 1998) und insgesamt wesentlich dazu beitragen, Beteiligung zu fördern. Auf Seite der PlanerInnen sollte hierzu die Teilhabe der zukünftigen NutzerInnen und die daraus resultierenden positiven Auswirkungen auf das gesamte Projekt verstärkt werden. Auf Seite der NutzerInnen meint Peterschelka (1998) gilt es vor allem Motivationsarbeit zu leisten, um eine möglichst breite Mitwirkung von betroffenen Personen zu erreichen.

Die besondere Herausforderung in einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Stadt besteht in ihrer Komplexität einerseits, aber zusätzlich gilt es auch den dynamischen Charakter dieses komplexen Gebildes zu berücksichtigen.

StadtpsychologInnen können dazu beitragen, die räumlich-materielle Beschaffenheit der Lebensumwelt näher zu erforschen und der Umweltgestaltung neue Sichtweisen zu eröffnen. Fischer (1995) regt außerdem die Frage an, ob Umwelt- und GemeindepsychologInnen nicht

in Stadtteilbüros und vergleichbaren Einrichtungen regulär an Planungsarbeit beteiligt sein sollten, um psychologische Aufgaben in diesem Bereich angemessen erfüllen zu können.

StadtpsychologInnen können sich bei ihren Darstellungen aber nicht auf typische Erlebensweisen von StadtbewohnerInnen beschränken, sondern müssen immer darauf bedacht sein, die unterschiedlichen Bedürfnisse und Sichtweisen der BewohnerInnen zu beleuchten, um auch nicht zuletzt eine höhere soziale Gerechtigkeit für alle NutzerInnen zu gewährleisten (Fischer, 1995).

Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit sind in unterschiedlichem Ausmaß von der Gestaltung der Umwelt abhängig. SeniorInnen, Kinder, Jugendliche, oder Menschen mit einer körperlichen Behinderung passen oftmals nicht in das Bild des „Durchschnittsnutzers“ und haben oftmals eine geringere Toleranz gegenüber Veränderungen in ihrer Umwelt, so dass nach Lawton (1982, zitiert nach Fischer, 1995) ein relativ hoher Anteil ihres Verhaltens auf Umwelteinflüsse und nicht auf persönliche Faktoren zurückzuführen ist. Daraus ergibt sich eine vergleichsweise hohe Betroffenheit dieser Personengruppen, wenn die Umweltgestaltung nicht auf die Bedürfnisse und Lebensweise möglichst aller Personen abgestimmt ist.

PsychologInnen können dazu beitragen, eine umfassende Analyse des Ausgangszustandes vorzunehmen, um eine Stadtgestaltung zu ermöglichen, die versucht, allen Bedürfnissen gerecht zu werden.

Keul (1995) unterscheidet zeitlich drei Interaktionsformen zwischen NutzerInnen und PlanerInnen:

- *NutzerInnen-Bedarfsanalyse* – Erhebung vor Baubeginn
- *Direkte Mitbestimmung* – Mitwirkung bei der Planung und beim Bau
- *Evaluation* – Bewertung nach der Realisierung des Bauvorhabens

Immer stellt sich bei der Zusammenarbeit mit NutzerInnen die Frage nach einer allgemein verständlichen Darstellung der Sachverhalte (Geisler, 1996).

Aber nicht nur zwischen NutzerInnen und SpezialistInnen, sondern auch zwischen unterschiedlich ausgebildeten SpezialistInnen kommt es oftmals zu Konflikten. Vor allem bedingt durch die unterschiedliche Ausbildung, haben UmweltplanerInnen und PsychologInnen oft unterschiedliche Ziele und sprechen eine andere Sprache (Keul, 1995). Dennoch sollte Stadtplanung und insbesondere Beteiligungsprojekte idealer Weise auf eine Vielfalt an Disziplinen zurück greifen können, wie es auch Fischer (1995) in seinen Ausführungen betont.

Ein interessantes Konzept der Psychologie, das in einer psychologisch geleiteten Stadtplanung Eingang finden könnte ist jenes des „Flow-Erlebnis“ nach Csikszentmihalyi (1985, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999). Diesem Konzept nach erlebt jemand einen sogenannten Flow, „wenn eine Person bei einer herausfordernden Tätigkeit völlig in dieser aufgeht, wenn sie den Handlungsablauf beherrscht, so daß eine Handlung wie nach einer inneren Logik auf die vorangehende folgt“ (Becker, 1994, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999, S. 490).

Ein entscheidendes Kriterium für ein solches Erlebnis ist, dass Handlungsanforderungen und Handlungsfähigkeiten korrespondieren, sozusagen ein Gleichgewichtszustand zwischen Anforderung und Fähigkeiten besteht. Überträgt man diesen Zustand auf Lebensqualität und Wohlbefinden, könnte eine psychologisch orientierte Stadtplanung versuchen, jene Handlungsmöglichkeiten näher zu bestimmen, die im städtischen Umfeld Erlebnisse dieser Art ermöglichen. Hellbrück und Fischer (1999) schlagen hierfür zum Beispiel das Bereitstellen von Kletterwänden für Freeclimber, Leinwandflächen für Graffitikünstler oder die Errichtung von Abenteuerspielplätzen für Kinder vor.

Zusammenfassend möchte ich noch Fragestellungen und Aufgabengebiete darstellen, mit denen sich PsychologInnen im Sinne einer menschengerechten Stadtplanung auseinander setzen sollten (Fischer, 1995; Geisler, 1996):

- Die Psychologie kann heraus finden, wann und wodurch Betroffene eine bestimmte Umwelt als veränderungswürdig erleben.
- Die Psychologie kann helfen, damit die Zielfindung, -strukturierung, -gewichtung, -synthese und die Erstellung von Lösungsvorschlägen transparenter, zuverlässiger und gültiger erfolgen.
- Die Psychologie kann Empfehlungen abgeben bei der Festlegung von Zielen der Stadtplanung.
- Die Psychologie kann überprüfen, ob planerische Ziele mithilfe umweltpsychologischer Modelle präzisiert oder modifiziert werden müssen.
- Die Psychologie kann helfen, gefundene Lösungen zu bewerten.
- Die Psychologie kann gewonnene Erkenntnisse auf neue Vorhaben übertragen.
- Die Psychologie kann alltagspsychologische Annahmen von ArchitektInnen und PlanerInnen kritisieren, wenn sie den menschlichen Bedürfnissen nicht gerecht werden.
- Die Psychologie kann wissenschaftlich begründete Bewertungen bei kontrovers ablaufenden Diskussion zur Gestaltung der städtischen Umwelt abgeben. Dabei kann sie sich auf bereits vorhandene Studien beziehen oder – was häufig nötig sein dürfte – neue Erhebungen dazu beitragen.

- Die Psychologie wird sich zur Erhöhung der städtischen Lebensqualität auch um eine Analyse und Verbesserung der Zusammenarbeit unterschiedlicher ExpertInnen vor allem in Partizipationsprojekten bemühen müssen.

Wichtige Methoden, die bei stadtpsychologischen Projekten zum Einsatz kommen, sind die Diagnose von Beteiligungspotenzialen, indem das persönliche Engagement von BewohnerInnen erforscht und das soziale Gefüge sichtbar gemacht wird. Eine weitere Methode sind Beteiligungsprozesse, die BewohnerInnen ermutigen sollen, ihre eigenen Ideen einzubringen und diese in Abstimmung mit Entscheidungsträgern umzusetzen. Und schließlich die Evaluation von Projekten, die darüber Auskunft geben soll, ob alle beteiligten Personen mit den Ergebnissen zufrieden sind, um den Erfolg einer Maßnahme zu bewerten (Ehmayer, 2001c).

2. PARTIZIPATION

2.1 BEGRIFFSBESTIMMUNG

Partizipation - auch Teilhabe, Teilnahme, Beteiligung oder Mitwirkung genannt - wird in der Literatur unterschiedlich definiert und beschrieben. Ich möchte hier versuchen, einige Definitionen, die ich gefunden habe darzustellen und den Begriff Partizipation näher beschreiben, bevor ich im weiteren auf Modelle der Partizipation und spezifische Aspekte von Beteiligungsverfahren eingehen werde.

Rohrmann (1996b) versteht unter Partizipation Aktivitäten, die Betroffenen Einsicht und Einfluss, sowohl in Planungsprozessen, wie auch in Entscheidungsprozessen geben sollen.

Auf der Homepage des Lebensministeriums zu „Partizipation und Umweltmediation in Europa“ wird Partizipation ebenfalls als Beteiligung betroffener BürgerInnen an öffentlichen Entscheidungsprozessen beschrieben und Partizipation weiter als ein Grundprinzip demokratischer Gesellschaften genannt. Partizipation wird demnach eingesetzt, um eine effektive Öffentlichkeitsbeteiligung zu erreichen (BMLFUW, 2005).

Eine weitere Definition stammt von Antalovsky (1993):

Im wesentlichen müsste Bürgerbeteiligung als eine spezifische Form der demokratischen Kontrolle von Politik und Verwaltung durch Betroffene und interessierte Bürger verstanden werden, die fallbezogen und situationsabhängig zur Anwendung gelangt. Bürgerbeteiligung soll und kann die Verantwortung und die fachliche Kompetenz von Politik und Verwaltung nicht ersetzen, sie kann sie aber ergänzen und einen produktiven Dialog initiieren (Antalovsky, 1993, S. 132).

Reiter (1997) bezieht sich in seiner Arbeit auf Davy (1990, zitiert nach Reiter, 1997) und hebt hervor, dass es bei Beteiligungsverfahren um die Teilnahme von Privatpersonen an Entscheidungsverfahren geht, die vor allem gesellschaftlich umstrittene Themen behandeln.

Winkler (1986, zitiert nach Peterschelka, 1998) unterscheidet zwischen Teilhabe an Information und Teilnahme an Aktion.

Ehmayer (2005) beschreibt Partizipation als eine aktive Teilnahme an Entscheidungsprozessen, vor allem jener Personen, die traditionell aus solchen Prozessen eher ausgeschlossen sind und beschreibt „Partizipation ... [als] eine Arbeitsweise mit und Beziehungsweise zu Menschen, die in jeder Situation zum Tragen kommen kann. Es geht

dabei um geteilte Verantwortlichkeiten, um Wissen und Macht. Es ist eine demokratische Art und Weise, die Dinge zu erledigen“ (Baker & Hinton, 1998, zitiert nach Ehmayr, 2005). Der Prozess der Beteiligung ist ein durchgeplanter und durchstrukturierter Vorgang, der unter Zuhilfenahme unterschiedlicher Methoden (Moderations-, Mediationstechniken etc.), sowie in Abstimmung auf die jeweilige spezifische Situation durchgeführt werden soll. Dazu benötigt es oft vertrauensbildende Maßnahmen und einige Zeit, um Menschen zu motivieren, sich an einem solchen Prozess zu beteiligen (Ehmayr, 1998). Partizipation ist dabei als kommunikativer Prozess mit dem Ziel der Mitbestimmung, Mitgestaltung und Mitverantwortung zu sehen, sowohl bei der Planung als auch bei der Umsetzung (Ehmayr, 2005).

Allgemein wird angenommen, dass nur bezüglich der engeren Wohnumgebung Identifizierung und damit Betroffenheit möglich ist, was wiederum den Grad der Beteiligung ausmacht (Edlinger & Potyka, 1989).

BewohnerInnenbeteiligung entsteht nach Boll und Selle (1996) entweder in Konfliktsituationen, oder resultieren aus einem veränderten Rollenverständnis, was in den letzten Jahren zunehmend der Fall ist. Das heißt, es findet bereits immer mehr ein Wandel der Sichtweise statt, indem nicht nur noch ein „von oben herab“, sondern eine Kooperation unterschiedlicher Interessenslagen angestrebt wird.

Die politische Verfassung unseres Staates entspricht einer repräsentativen Demokratie, in der vom Volk gewählte VertreterInnen für Machtvollzug und Machtausgleich zuständig sind (Reiter, 1997).

Im Laufe der Zeit ist nach Reiter (1997) ein großes Misstrauen in die Politik entstanden, woraus sich außerparlamentarische Bürgerinitiativen entwickelten, die vor allem versuchen, durch Protest Druck auf das System auszuüben. Ihre Betätigungsfelder reichen von Ökologie über Kultur bis hin zu Sozialem (Schmetz, 1990, zitiert nach Reiter, 1997). Das heißt, trotz hoher Politikverdrossenheit, besteht offensichtlich ein hohes Aktivitätspotenzial innerhalb der Bevölkerung (Retzl, 1995, zitiert nach Reiter, 1997). Daraus resultiert ein Verlust des Staates an „legitimatorischer Kraft von Verwaltungsentscheidungen. Die Staatsaufgabe des Schutzes öffentlicher Interessen und des formalisierten Ausgleichs zwischen den widerstreitenden politischen Interessen ... wird unerfüllbar“ (Davy 1990, zitiert nach Reiter, 1997, S. 13). Auf diesen Legitimationsentzug kann ein Staat nun mit Beteiligungsverfahren reagieren. Direkte Beteiligung passiert nach Hackl (1991, zitiert nach Reiter, 1997) vor allem im Regionalbereich.

Nach Schaurhofer (1998, zitiert nach Götz, 2000) stellt Partizipation selbst ein Charakteristikum von Demokratie dar. Mit der Anzahl der Menschen, die in politische Entscheidungen eingebunden sind, steigt demnach die Demokratiequalität. Partizipatives

Engagement im Rahmen zivilgesellschaftlicher Prozesse kann dabei staatliche Institutionen kontrollieren und in ihrer Machtausübung begrenzen.

BewohnerInnenbeteiligung ist nach Reinert (2004) eine wertvolle gesellschaftliche Ressource und kann wesentlich die Qualität von Entscheidungen verbessern und die Politik entlasten. Jedoch nur wer teilhaben kann, kann auch Mitverantwortung tragen (Day & Dieckman, 1995), wobei nicht nur die individuelle Verantwortlichkeit, sondern auch die politische und administrative Verantwortlichkeit gefördert werden soll (Antalovsky, 1994, zitiert nach Peterschelka, 1998).

Aktivierungs- und Beteiligungsstrukturen müssen nach Hinte (2005) als dauerhafte Prozesse angesetzt werden, um ein beteiligungsfreundliches Klima zu schaffen, in dem Beteiligung als selbstverständlich empfunden wird.

„Beteiligung als gutgemeinte Überfall-Aktion erweckt den Eindruck, daß lediglich einmal im Jahr Aktivierung angesagt ist und führt nicht zu einem dauerhaften Ermutigungs-Klima. Bürgerbeteiligung braucht Struktur, aber sie darf nicht von oben gesetzt werden, sie muß sich von unten entwickeln und zwar auch durch kommunale Unterstützung“ (Hinte, 2005).

Das Verhältnis zwischen BürgerInnen, Behörde und Politik sind nach Zenkl (1991, zitiert nach Götz, 2000) von gegenseitigem Misstrauen geprägt. Von Seiten der Beamtenschaft und Politik ist BürgerInnenbeteiligung nicht wirklich gewollt, und wenn dann werden die anderen möglichst für den eigenen Vorteil benutzt.

Beamten sind obrigkeitshörig, BürgerInnen wirft Zenkl (1991, zitiert nach Götz, 2000) Halbherzigkeit vor und die wenigen vorhandenen Möglichkeiten zur Beteiligung werden nicht genutzt. Durch selbsterzeugten destruktiven Gehorsam werden beteiligungsfeindliche Strukturen reproduziert. Dieser Gehorsam drückt sich durch Opportunismus, Unterwürfigkeit, mangelnder Solidarität und Unwissenheit aus.

Um das Verhältnis zwischen BürgerInnen, Behörden und Politik zu verändern, muss eine grundlegende Haltung für bürgernützliche Arbeit eingenommen werden. Diese Haltung beinhaltet, dass öffentliche Entscheidungen nach Sozial- und Umweltverträglichkeit getroffen werden, statt sich an Profitmaximierung zu orientieren. Aus ökosystemischer Sicht ist Sozialverträglichkeit eine zentrale Frage jeder öffentlichen Entscheidung. Um Sozialverträglichkeit zu gewährleisten, ist BürgerInnenbeteiligung ein notwendiges Instrument, das Raum für Auseinandersetzung und Konfliktlösung bietet (Zenkl, 1991, zitiert nach Götz, 2000).

Es besteht grundsätzlich auch die Gefahr unrealistisch hoher Erwartungen an Partizipationsprojekte und daraus resultierender Enttäuschung. Im Allgemeinen jedoch trägt das Gefühl auf den eigenen Wohnbereich Einfluss nehmen zu können, wesentlich zur

Zufriedenheit bei. Partizipation hat vorwiegend langfristig positive Auswirkungen, da sie zum einen eine bedürfnisgerechte Gestaltung der Lebensumwelt von Menschen ermöglicht und zum anderen ergibt sich aus dem Bewusstsein, an der Gestaltung aktiv mitgewirkt zu haben eine subjektive höhere Bewertung des Projektes und weniger Widerstand gegen unvermeidliche Maßnahmen.

Partizipation als lebensraumbezogenes Bedürfnis kann unter anderem auch dazu beitragen, soziale Vorurteile und Konflikte zu verringern, die Wohnzufriedenheit zu steigern, sowie Vandalismus, Cliquenbildung und Segregation² zu verringern (Maderthaner, 1995).

2.2 STUFEN DER PARTIZIPATION

Im folgenden möchte ich ein paar Modelle und Betrachtungsweisen von Partizipation darstellen, die einander zum Teil ähnlich sind. Dies zeigt vor allem, dass Partizipation gesehen wird als etwas, das in unterschiedlicher Intensität erfolgen kann, also stufenweise von eher peripher eingebundenen BewohnerInnen bis hin zur aktiven Mitwirkung bei zentralen Entscheidungen.

Von *informiert werden*, über *mitreden*, *mitentscheiden* bis hin zur *Mitgestaltung* (Ehmayer, 2005), also von Fremdbestimmung bis hin zur Selbstbestimmung (vgl. Hart, 1992; Gernert, 1993, zitiert nach Ehmayer, 2005), reicht die Palette der beschriebenen Partizipationsformen.

² Segregation = Ungleiche Verteilung von Bevölkerungsgruppen im städtischen Gebiet, was als Folge sozialer Differenzierung auftritt. Segregation kann zu problematischen Zuständen führen, wenn Merkmale sozialer Benachteiligung gehäuft auftreten, wie z.B. schlechte Bausubstanz, Überbelegung von Wohnungen, hoher Anteil von Minoritäten, hoher Anteil an soziökonomisch benachteiligten Personen etc. (Fischer, 1995).

Handlungsmöglichkeiten bei Partizipation für das Individuum

		<u>Beispiele</u>
<pre> graph TD PS[Problemsituation] --> A[Aktivität] PS --> P[Passivität] A --> EI[Einflussnahme] A --> IS[Informationssuche] EI --> ZI[Zuständige Instanzen] EI --> MAB[Mobilisieren anderer Betroffener] ZI --> PR[Protest] ZI --> IN[Innovation] </pre>		⇒ Desinteresse, Resignation ⇒ Lektüre, Einsicht in Pläne ⇒ Flugblatt, Unterschriften-Sammlung ⇒ Lösungs-/Änderungsvorschläge Beschwerde, Demo, Klage
Ziele:	kollektive Güter private Güter	⇒ Spielplätze; Naturschutz ⇒ Schallschuttfenster; Entschädigung
Form:	konventionell / vorgegeben unkonventionell / alternativ	⇒ Wählen; Einspruch; Klage ⇒ Flugblatt; Demo; Aktionsgruppe
Vorgehen:	individuell kollektiv	⇒ Beschwerde; Einspruch; Klage ⇒ Bürgerinitiative; Demo; Streik

Abb. 1: Klassifikation von Partizipationsarten / Handlungsmöglichkeiten von Passivität bis Protest, sowie unterschiedlichen Zielen, Formen und Vorgehensweisen bei partizipatorischen Aktivitäten (Rohrmann, 1996b).

Rohrmann (1996b) unterscheidet vier Typen von Partizipation: *Informationssuche*, *Mobilisierung anderer*, *innovative Beteiligung* und *Protestverhalten*.

Diese Verhaltensweisen der Partizipation können entweder einzeln für sich oder auch kombiniert - was nach Rohrmann (1996b) häufiger der Fall ist – eingesetzt werden.

Ausgehend von einer Problemsituation beginnt Beteiligung diesem Modell nach bei der aktiven Suche nach Information. Weiter können durch Einflussnahme zusätzliche AkteurInnen mobilisiert werden, um sich in der Gruppe für die gemeinsamen Ziele stark zu machen. Schließlich nennt Rohrmann (1996b) sogenannte innovative Methoden, wie

Demonstrationen oder Klagen als eine Form der Beteiligung und nicht zuletzt führt er den Protest als Möglichkeit zur Partizipation an.

In diesem Modell wird weiter zwischen privaten und kollektiven Zielen unterschieden, sowie die Form vorgegeben oder alternativ sein kann. All diese Möglichkeiten zur Partizipation können individuell oder kollektiv ablaufen.

Stufen der Partizipation

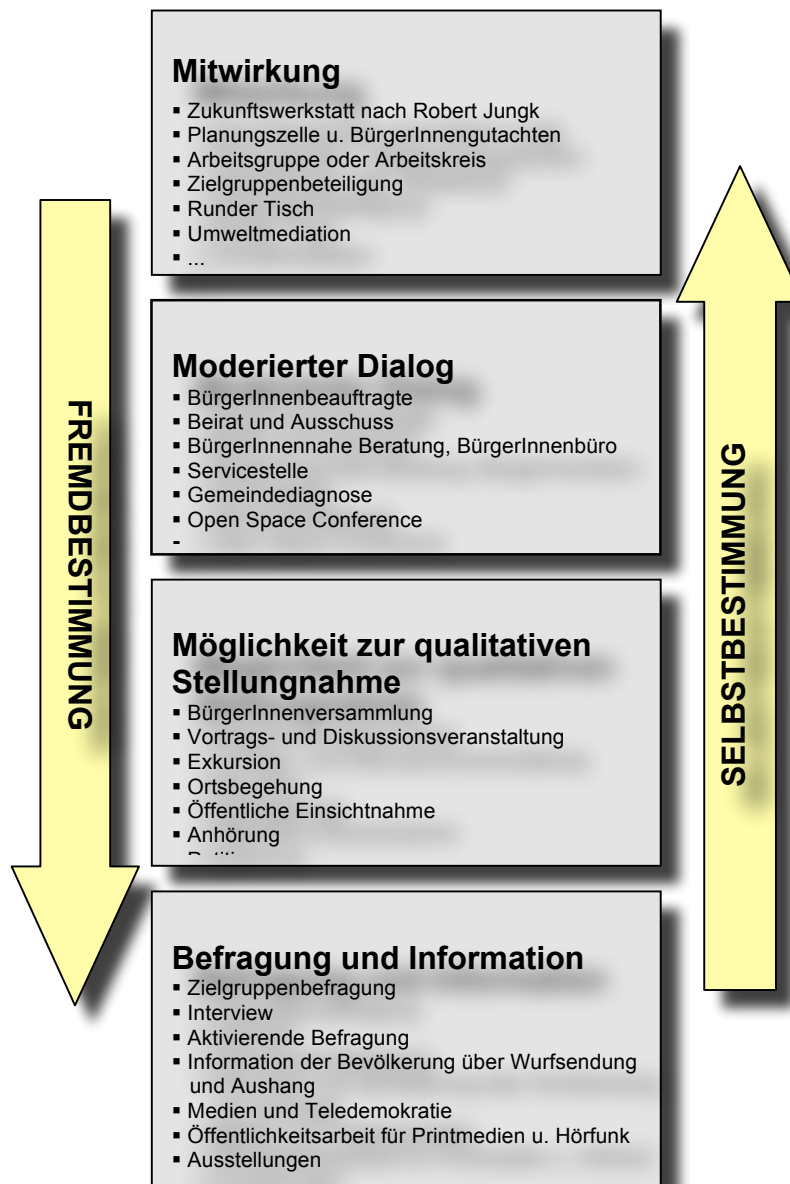


Abb. 2: Stufen der Partizipation von Fremdbestimmung zu Selbstbestimmung: Befragung und Information, Möglichkeit zur qualitativen Stellungnahme, Moderierter Dialog bis hin zur Mitwirkung – mit Beispielen für die jeweiligen Partizipationsformen (nach Kollmann, Leuthold, Pfefferkorn & Schrefel, 2003).

Auch bei Edlinger und Potyka (1989) findet sich eine Unterscheidung unterschiedlicher Stufen der Partizipation, die ich hier mit Ausführungen von Maderthaner (1995) und von Peterschelka (1998) ergänzt habe:

Nicht-Beteiligung ist die unterste Stufe von Partizipation, die allerdings in der Realität kaum vorkommt und auch von Politik und Verwaltung nicht gewünscht wird, da selbst in diktatorischen Regimes Machtführer eine gewisse Legitimation zur Aufrechterhaltung ihrer Machtposition erwarten (Edlinger & Potyka, 1989).

- *Akzeptanz von Propaganda* tritt nach Peterschelka (1998) als häufigste passive Partizipationsform auf. Hierbei werden betroffene Personen über bereits gefällte Entscheidungen informiert, was von diesen wiederum unkritisch akzeptiert wird (Edlinger & Potyka, 1989).
- Unter *Manipulation* werden Maßnahmen verstanden, die zur reibungslosen Durchsetzung bereits beschlossener Sachverhalte dienen sollen (Edlinger & Potyka, 1989). Partizipation erfüllt hier eine Alibifunktion, die beschlossene Entscheidungen durch angebliche Mitsprache von Betroffenen rechtfertigen sollen (Winkler, 1993, zitiert nach Peterschelka, 1998).
- *Information*: Auf dieser Stufe werden Betroffene zeitgemäß und umfassend informiert bzw. suchen betroffene Personen Erklärungen und Hintergründe zu Maßnahmen der öffentlichen Hand. Informationssuche ist nach Edlinger und Potyka (1989) die Grundlage jeder BürgerInnenbeteiligung. Oftmals steht Informationssuche auch am Anfang von Bürgerinitiativen. Maderthaner (1995) bezeichnet Information als die sanfteste Form der Einflussnahme auf Projekte.
- *Mitsprache* verstehen Edlinger und Potyka (1989) als die erste und wichtigste Stufe von sinnvoller Partizipation. Mitsprache setzt Information voraus. Mitsprache umfasst einmalige Auseinandersetzungen mit Verwaltung und Politik ebenso, wie ein andauernder Diskussionsprozess. Entscheidungen werden auf dieser Stufe von den vom Volk gewählten RepräsentantInnen der Demokratie gefällt.
- *Mitbestimmung*: Wenn BürgerInnen nicht nur an der Entscheidungsvorbereitung, sondern unmittelbar an der Entscheidung selbst beteiligt sind, bestimmen sie mit. Direkte Demokratie funktioniert nach Edlinger und Potyka (1989) nur dort, wo auch eine unmittelbare Betroffenheit besteht. Maderthaner (1995) nennt zusätzlich die Mitbestimmung nach Durchführung einer Baumaßnahme, indem man auf dessen Verwaltung Einfluss nehmen kann.
- *Selbstbestimmung*: In diesem Modell bezeichnet diese Stufe die höchste Form der Partizipation. Es besteht Entscheidungsvollmacht der BewohnerInnen und es wird kein Einfluss von außen oder oben auf die Menschen ausgeübt (Peterschelka, 1998). Partizipation entspricht dem steigenden Bedürfnis nach mehr Lebensqualität und Selbstverwirklichung. Dieses Streben nach Selbstverwirklichung wird hauptsächlich in

der Freizeit erfüllt. Demnach kann sich Partizipation mit der Planung von Freizeitangeboten beschäftigen, oder aber auch selbst als sinnvolle Freizeitaktivität gesehen werden. Edlinger und Potyka (1989) sehen es als soziales Ziel, BürgerInnen zumindest über die Gestaltung ihrer unmittelbaren Umwelt mitbestimmen zu lassen, da in den übrigen Lebensbereichen (wie Arbeit) typischer Weise wenig Raum zu Selbstverwirklichung lassen. Absolute Selbstbestimmung aller Beteiligten ist in der Praxis aber realistischer Weise nicht immer umsetzbar. Wenn Selbstbestimmung nicht auf die Kosten anderer passieren darf, müssen auf alle Bedürfnisse und Wünsche Rücksicht genommen werden (Winkler, 1993, zitiert nach Peterschelka, 1998).

Ob sich jedoch Menschen überhaupt beteiligen, hängt nach Rohrman et al. (1983, zitiert nach Maderthaner, 1995) wesentlich von der wahrgenommenen aktuellen und zukünftigen Qualität des Wohnumfeldes, vom politischen Interesse einer Person, von der Einstellung gegenüber Partizipation und vom Wissen über die lokalen Bedingungen ab.

2.3 DIE POSITION VON MINDERHEITEN IN PARTIZIPATIVEN PROZESSEN

In der Geschichte der Demokratie waren schon immer nur bestimmte gesellschaftliche Gruppen berechtigt, sich an den demokratischen Prozessen zu beteiligen. Die Gruppe der Berechtigten deckt sich dabei nicht immer mit der Gruppe der Betroffenen bestimmter Maßnahmen und Gesetzgebungen (Götz, 2000). Die Teilhabechancen in der Stadt sind ungleich verteilt und lassen sich nicht grundsätzlich aufheben (Day & Dieckmann, 1995). Coffey (1993, zitiert nach Götz, 2000) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sozial Schwächere sich in der Regel eher dann beteiligen, wenn diese unmittelbar in ihrer Lebenssituation von einer Maßnahme betroffen sind (Coffey, 1993, zitiert nach Götz, 2000). Beispiele aus anderen Ländern, vor allem aus den Niederlanden, zeigen, dass die frühzeitige Einbeziehung von Betroffenen in das Planungsgeschehen, die Bedürfnisse sozialer Schwächerer stärker berücksichtigt wurden als bei Planungen ohne Beteiligung (Coffey, 1993, zitiert nach Götz, 2000).

Oftmals beteiligen sich bereits organisierte Interessen, hochausgebildete Personen, Angehörige höherer beruflicher Positionen, Menschen mit hoher sozialer Absicherung, Männer in mittleren Jahrgängen und der öffentliche Dienst. Schwach vertreten sind hingegen meist MigrantInnen, Jugendliche, Frauen, ältere ArbeitnehmerInnen, alte Menschen, arme Menschen, Menschen mit einer Behinderung, sowie untere Einkommensschichten (Reinert, 2004; Peterschelka, 1998). Politisches Bewusstsein, Artikulationsfähigkeit und ausreichende

Kapazitäten sind die Voraussetzung für aktive Partizipation (Linder & Vatter, 1996). Vor allem Personen, die aufgrund einer schwierigen Lebenslage vorrangig andere Probleme des Alltags zu bewältigen haben, sind somit von Beteiligungsverfahren ausgeschlossen (Boll & Selle, 1996).

Vielfach fehlen die zeitlichen Möglichkeiten, um sich zu beteiligen. Als besonders zeitlich benachteiligt Gruppen hebt Reinert (2004) hier alleinerziehende Eltern von Kleinkindern hervor. Zudem darf man nicht vergessen, dass Beteiligung in Konkurrenz mit vielen anderen Freizeit-Möglichkeiten steht, also zusätzlich zu zeitlichen Ressourcen, auch ein gewisses persönliches Engagement nötig ist, um sich in der arbeitsfreien Zeit ehrenamtlich zu betätigen.

Weiter lässt sich dieses Ungleichgewicht auch durch das soziale Bewusstsein erklären, dass in einer sozial ungleich verteilten Gesellschaft, eher besser positionierte Menschen entwickeln werden, als schlechter gestellte. Menschen, die über ein solches soziales Bewusstsein verfügen, neigen eher zu politischer Aktivität (Peterschelka, 1998).

Um die Steuerung von Partizipationsprozessen durch einige wenige zu verhindern, kann die Stadtplanung auf diesen Zustand Einfluss nehmen, indem Chancengefälle aufgespürt und Richtlinien für Ausgleichskonzeptionen erarbeitet werden. Im speziellen können PsychologInnen helfen, indem sie allen Gruppen Gehör verschaffen, die sich schwieriger selbst artikulieren und durchsetzen können (Day & Dieckmann, 1995; Höglinger, 1991, zitiert nach Peterschelka, 1998).

Wenn es darum geht, Menschen mehr teilhaben zu lassen, die typischer Weise wenig in Beteiligungsprozesse involviert sind, dann ist das Konzept des „Empowerment“ zu erwähnen.

Das Ziel von Empowerment ist es, größere soziale Teilhabe zu erreichen und die synergetischen Effekte einer Gemeinschaft zu nutzen. Dies erfordert die Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen partizipatorischer Prozesse (Stark, 1996). Es geht darum, neue Formen der Teilhabe zu entwickeln, bei der sich BürgerInnen nicht nur als Individuen oder vermittelt durch Verbände oder Parteien aktiv beteiligen können, „sondern in selbstorganisierten Gruppierungen gemeinsam ihre Interessen „von unten“ vertreten“ (Stark, 1996).

Drei Aspekte nach Stark (1996), die aus gemeindepsychologischer Sicht und im Sinne des Empowerment, partizipative Prozesse ausmachen:

- Vorstellungen und Phantasien der Menschen über ihr eigenes Leben ernst nehmen.
- Einmischung in traditionelle Felder der Gestaltung unserer Lebenswelt. Hier geht es vor allem darum, die Praxis zu überwinden, die in den 70er

Jahren entstanden ist, nach der NutzerInnen kaum eine Rolle bei der Realisierung von Planungsprozessen spielten.

- Partizipation als Kontrolle gegenüber SpezialistInnen, Verwaltung und Politik.

Die Methoden der Beteiligung zeichnen sich unter diesem Gesichtspunkt wesentlich dadurch aus, inwieweit es ihnen gelingt, gerade auch die Teilnahmechancen bisher unfreiwillig nicht-aktiver und ressourcenschwächerer Bevölkerungsgruppen zu erhöhen.

Beteiligungsangebote, die nicht spezielle Strategien für diese Bevölkerungsgruppen setzen, geraten sonst in Gefahr, soziale Ungleichheit zu reproduzieren (Reinert, 2004).

2.5 FORDERUNGEN AN BETEILIGUNGSVERFAHREN

In der Literatur finden sich zahlreiche Grundprinzipien und Forderungen an Partizipationsverfahren, die ich hier zusammenfassend darstellen möchte:

▪ *Zeitpunkt der Beteiligung*

„Grundsätzlich ist die Forderung zu erheben, daß eine Einbindung dezentraler politischer Gremien in den Prozeß lokaler Planung frühzeitig (bei der Problemerkennung) und fortdauernd (im gesamten Planungs- und Fortschreibungsprozeß) vorzunehmen ist“ (Edlinger & Potyka, 1989, S. 98).

Da bereits in den ersten Phasen der Problemdefinition und der Zielbestimmung, die Schienen für die späteren Lösungsstrategien gelegt werden, empfiehlt es sich, Betroffene schon möglichst früh bei den Grundsatzentscheidungen miteinzubeziehen (Linder & Vatter, 1996). Politik und Verwaltung müssen agieren, nicht reagieren. Politik sollte nicht erst dann mit betroffenen Menschen reden, wenn sich bereits eine Bürgerinitiative konstituiert hat, sondern schon lange zuvor. In der Praxis ist dies jedoch meist die Ausnahme (Kopatz & Henncke, 2000). Beteiligungsprozesse beginnen vielfach zu spät und nicht selten sind Entscheidungsprozesse dann schon so weit fortgeschritten, dass die Möglichkeiten zur Einflussnahme nur noch begrenzt sind. Demnach sollte Partizipation möglichst frühzeitig erfolgen, also zu einem Zeitpunkt, an dem noch reale Entscheidungsalternativen bestehen (Reinert, 2004) und eine möglichst offene Planung gewährleistet werden kann (Reiter, 1997). Michel (1993, zitiert nach Linder & Vatter, 1996) gibt allerdings zu bedenken, dass in frühen Projektphasen, das Mitwirkungsinteresse der Bevölkerung oft noch gering ist, da die persönliche Betroffenheit fehlt. Umso wesentlicher ist es deshalb, dass Behörden den BewohnerInnen mit maximaler Offenheit und einer für Laien verständlichen Sprache das planerische Vorhaben darstellen. Ein praktischer Vorteil, der sich außerdem aus einer frühen

Einbindung der Bevölkerung ergibt, ist dass Planänderungen oder die Abwägung von Alternativen noch verhältnismäßig leicht umsetzbar sind (Linder & Vatter, 1996).

- *Verbindlichkeit*

Ergebnisse von Beteiligungsverfahren sollen ein gewisses Maß an Verbindlichkeit haben und eine wirkliche Grundlage zur Entscheidungsbildung darstellen (Reiter, 1997; BMLFUW, 2005).

- *Unterschiedliche Akzentuierungen*

Je nach Akzentuierung zielen Partizipationsprozesse schwerpunktmäßig auf unterschiedliche Zielsetzungen ab. Beispielsweise kann das nach Reinert (2004) sein:

- der Ausgleich divergierender Interessen (z.B. Runder Tisch, Mediation, Forum, Zukunftskonferenz)
- die bessere Vertretung bisher unzureichend beteiligter Interessen (z.B. Anwaltsplanung, Interessenbeauftragte)
- die Aktivierung im Stadtteil (z.B. Gemeinwesenarbeit, Planning for real, Community Organizing)
- die Entwicklung von Kreativität und Kompetenz (z.B. Zukunftswerkstatt, Open Space)
- die Beteiligung besonderer Zielgruppen (z.B. Frauen, Kinder und Jugendliche)
- oder eine möglichst repräsentative Beteiligung der Bevölkerung (Planungszelle/Bürgergutachten).

- *Prozesshaftigkeit*

Beteiligungsverfahren sind ein Prozess und sollen einen kontinuierlichen Dialog zwischen BewohnerInnen, Politik und Verwaltung ermöglichen, der das nötige Vertrauen zwischen den unterschiedlichen Positionen herstellen kann.

Beteiligung kann nicht als formaler Akt, sondern muss als kommunikativer Prozess verstanden werden. Beteiligung kann nie nur ein punktuellere Ereignis sein, sondern setzt vielmehr einen langfristigen, permanenten Kommunikationsprozess voraus (Reiter, 1997).

- *Die Schirmherrschaft des Bürgermeisters/der Bürgermeisterin*

Durch seine/ihre Entscheidungsmacht, sowie moralische und praktische Unterstützung kann er/sie erheblich dazu beitragen, dass sich die Beteiligten ernst genommen fühlen (Kopatz & Hennicke, 2000).

- *Die Menschen abholen, wo sie stehen*

Die Initiierung von Partizipationsverfahren lohnt sich nur, wenn Themen angesprochen werden, welche die Menschen wirklich bewegen (Kopatz & Hennicke, 2000).

- *Ergebnisoffenheit des Prozesses (Kopatz & Hennicke, 2000)*

Wichtig ist in allen Fällen, dass die Beteiligung ergebnisoffen angelegt ist, d.h. nicht bloß zur Akzeptanzbeschaffung für bereits getroffene Vorentscheidungen dient (Reinert, 2004).

- *Faire Einflusschancen*

Wichtig ist, dass für alle potentiell berührten Interessen faire Einflusschancen angestrebt werden und nötige Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, um Alternativplanungen durchführen zu können (Reinert, 2004). Planungsprozesse müssen so organisiert sein, dass bestehende Ungleichheiten verringert werden. Die Fairness eines Verfahrens bildet eine wesentliche Grundlage für Vertrauen in die anderen AkteurInnen, die gesetzten Maßnahmen, sowie die Ergebnisse (Linder & Vatter, 1996).

- *Transparenz und Klärung des Stellenwertes*

Es muss Konsens über die Regeln bestehen und klar sein, welcher Stellenwert der Beteiligung zukommt. Beteiligungsprozesse müssen klare Adressaten haben, und es muss sichergestellt sein, dass ihre Ergebnisse Beachtung finden (Reinert, 2004; BMLFUW, 2005). Hohe Transparenz und Nachvollziehbarkeit tragen wesentlich zur Qualität eines Beteiligungsverfahrens bei. Nur wenn die Karten offen auf dem Tisch liegen, kann die Bevölkerung sich ernsthaft beteiligen und zur Entwicklung tragfähiger Entscheidungen beitragen (Linder & Vatter, 1996).

- *Einigung über die Verfahrensweise*

Bevor ein Beteiligungsverfahren überhaupt beginnen kann, muss zunächst Einigung über den zu verhandelnden Sachverhalt, die Kompetenzen und Rollen der involvierten Personen, sowie über die Ziele des Verfahrens bestehen. Nur so ist nach Reiter (1997) ein effektiver Kommunikationsprozess und Erfolgsaussicht garantiert.

- *Umfassende und verständliche Information*

Information stellt den zentralen Aspekt von Beteiligungsverfahren dar.

Nach Reiter (1997) stoßen hier BewohnerInnen oft auf eine schwer verständliche Sprache von SpezialistInnen, unlesbare Pläne und eine Fülle an Informationsmaterial, die man nur schwer durcharbeiten kann. Zur Förderung von Kommunikationsprozessen ist die kontinuierliche Information über die laufenden Aktivitäten eine Voraussetzung (Boll & Selle, 1996).

Je genauer also das gesamte Beteiligungsverfahren auf die NutzerInnen abgestimmt ist, desto höher ist dessen zu erwartende Akzeptanz (Antalovsky, 1993). Diese Abstimmung auf NutzerInnen beinhaltet auch ein „räumliches Herantragen“ (Antalovsky, 1993, S. 130) der Information an die Beteiligten, um Zugangsschwellen möglichst niedrig zu halten. „Wichtig ist, daß Öffentlichkeitsarbeit und Informationstätigkeit regelmäßig, systematisch und begreifbar erfolgen und zu einer Routinetätigkeit werden“ (Edlinger & Potyka, 1989, S. 272).

- *Dialogbereitschaft und konsensuale Konfliktlösung*

Bei konsensorientierten Verfahren sind die Bereitschaft und das Interesse aller Beteiligten, durch Verhandlungen mit der Gegenseite zum Ziel zu kommen, Grundvoraussetzung für das Gelingen. Wenn diese fehlt, ist Dialog nicht möglich oder zum Scheitern verurteilt (Reinert, 2004). Kommunikation muss auf Dauer angelegt sein und setzt voraus, dass zu den

wesentlichen Angelegenheiten Gesprächsbereitschaft besteht. Gerade in Konfliktsituationen ist die Versuchung groß, BewohnerInnen mit sogenannten „Placebos“ abzuspeisen. Konflikte gehören aber auch zu Beteiligung dazu, genauso wie sie zum Alltag gehören. Oftmals müssen über lange Jahre gewachsene Vorurteile und Missverständnisse erst einmal geklärt werden, was einige Zeit in Anspruch nehmen kann (Boll & Selle, 1996).

Durch frühzeitige Einbeziehung potenzieller KonfliktpartnerInnen können aber latente Konflikte vermieden und innovative Problemlösungen gefunden werden (Feindt, Gessenharter, Birzer & Fröchling, 1996).

- *Tendenz zur Segmentierung*

In unserer Gesellschaft besteht eine erkennbare Tendenz zum Sich-Voneinander-Abschotten (Segmentierung). Es wird Meinungsbestätigung statt Meinungsaustausch gesucht (Reinert, 2004). Diese Tendenz gilt es bei Beteiligungsverfahren zu beachten bzw. dieser entgegen zu wirken.

- *Keine Patentrezepte*

Es gibt sehr unterschiedliche Wege und Formen der Beteiligung, aber keine Patentrezepte dafür, wie diese allgemein statzufinden hat. Welche Methode die jeweils sinnvollste ist, muss von Fall zu Fall am konkreten Projekt abgewogen werden. Oft empfiehlt sich auch ein Methodenmix. Eine wesentliche Rolle spielen dabei auch Glaubwürdigkeit und Seriosität der Beteiligung (Reinert, 2004). Beteiligung von StadtbewohnerInnen kann man nur durch multifunktionale Konzepte und Strategien erreichen. Es ist dabei wesentlich, auf die jeweilige spezifische Situation einzugehen (Ehmayer, 1998), je nach Art des Bauvorhabens, des Konfliktpotenzials, oder der Art der beteiligten BewohnerInnen (Reiter, 1997).

- *Konkretheit und Befristung*

Die Motivation zur Teilnahme wird erleichtert, wenn thematische Konkretheit und Begrenzung bestehen, die Engagementverpflichtung temporären Charakter hat und die Arbeit in kleinen, überschaubaren Gruppen, in denen der Wert des eigenen Engagements sichtbar wird, stattfindet. Projekte der Beteiligung sollten einen Anfang und ein Ende haben (Reinert, 2004).

- *Überwindung des Florianiprinzips*

Um den Ansprüchen einer „kommunalen Gesamtkompetenz“ (Antalovsky, 1993, S. 128) zu genügen, muss das sogenannte Florianiprinzip, oder auch als NIMBY-Prinzip (not in my backyard), überwunden werden. Dieses Phänomen beschreibt die Haltung von Beteiligten, nur die eigenen Privatinteressen durchsetzen zu wollen (Reiter, 1997).

- *Einbindung von Minderheiten*

Es gibt Bevölkerungsgruppen, die typischer Weise in Prozessen der Meinungsbildung unterrepräsentiert sind. In Beteiligungsverfahren sollte daher darauf geachtet werden, dass alle relevanten Gruppierungen und Institutionen miteinbezogen werden. Antalovsky (1993)

legt hier aber Wert darauf, nicht auf Repräsentativität der „Stichprobe“ zu achten, sondern Repräsentativität in Bezug auf Meinungen und inhaltliche Positionen anzustreben.

Die erforderliche Haltung von SpezialistInnen bei partizipativen Prozessen beschreibt Ehmayer (1998) folgendermaßen:

- BewohnerInnen sind ExpertInnen für ihre Lebenssituation
- Beteiligte sind mit Respekt zu behandeln
- Auf Vertrauen und Zusammenarbeit bauen
- Unterschiede erkennen und anerkennen
- Geduld und Ausdauer bewahren
- Personen dazu ermutigen, ihre Lebenssituation selbst in die Hand zu nehmen

Nach Zenkl (1991, zitiert nach Götz, 2000) stellen Beteiligungsverfahren an alle Beteiligten gewissen Forderungen und Ansprüche. Die wichtigsten sind hier für die zentralen AkteurInnen dargestellt :

BürgerInnen

- Artikulieren der eigenen Lebensbedürfnisse
- Offen legen der subjektiven Interessen
- Entwicklung von Engagement
- Mitwirkung am gerechten Interessensausgleich

BeamtenInnen

- Aktive Wahrnehmung von Kompetenzen und Verantwortung im Rahmen des Legalitätsprinzips, Widerstand gegen gesetzeswidrige Weisungen
- Anerkennen der Servicefunktion von Bürokratie

PolitikerInnen

- Selbstbeschränkung: Weniger wäre mehr
- Durchsetzung berechtigter Interessen von BürgerInnen im Rahmen der Rechtsverwirklichung und der Rechtsentwicklung
- Anerkennung der Servicefunktion von Politik

Medien

- Mehr rationaler Diskurs zu Fragen von Demokratieentwicklung

2.6 GRÜNDE FÜR BETEILIGUNG

Die Frage nach BewohnerInnenbeteiligung stellt sich nach Flade (1987) vor allem aus zwei Gründen:

- PlanerInnen und ArchitektInnen wissen nicht genau genug, was die künftigen BewohnerInnen wollen, da sie andere Kriterien als NutzerInnen verwenden.
- Das Bedürfnis des Menschen, sich seine Umwelt anzueignen, sollte vor allem beim Wohnen, also im persönlichen Lebensbereich erfüllt werden.

Nach Schäfers (1971, zitiert nach Peterschelka, 1998) sind vor allem sechs psychologische Gründe, die für eine verstärkte Beteiligung von BürgerInnen sprechen, zu nennen:

- Städtebauliche Maßnahmen passieren in der Regel in der unmittelbaren Umwelt von Menschen und betreffen daher Bereiche des Wohnens, Arbeitens, der Freizeit und Mobilität.
- Das Anstreben von konsensualen Lösungen und Konfliktvermeidung im städtebaulichen Bereich sind als Teil einer Demokratisierung von Planungsprozessen zu verstehen.
- Beteiligungsverfahren können zum Abbau von eigentumsorientierten Interessensstrukturen dienen und als solche ebenfalls demokratisierend betrachtet werden.
- Städtebauliche Maßnahmen sind immer auch als soziale Planung zu verstehen und als solche erfordern sie unbedingt einen Kommunikationsfluss zwischen aller am Planungsprozess beteiligten Personen.
- Die Demokratisierung von Planungsprozessen ist wesentlicher Faktor für die Demokratisierung weiterer Sozialbereiche und somit förderlich für eine demokratische Staats- und Gesellschaftsordnung.

Die modernen westlichen Gesellschaften zeichnen sich durch hochgradige Arbeitsteilung aus. Planung und Herstellung von Wohnumwelten erfolgen durch verschiedene SpezialistInnen. Die Folge dieser Spezialisierung ist, dass NutzerInnen sich nur noch als reine Konsumenten erleben (Flade, 1987).

Beteiligung von BewohnerInnen dient auch Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, das u.a. in dem Bedürfnis nach individueller Gestaltung, nach einer Inbesitznahme und einer Personalisierung der Wohnumwelt zum Ausdruck kommt (Kruse & Graumann, 1978, zitiert nach Flade, 1987). Dies macht deutlich, dass das Wohnumfeld nicht nur Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum, sondern auch stets zugleich Handlungsraum ist.

Partizipation von NutzerInnen gewährt dem Individuum eine größere Freiheit und empirische Untersuchungen legen nahe, dass Beteiligte in Partizipationsprojekten zu größerer Zufriedenheit tendieren (Prader, Fehringer & Ott, 1977; Kubinger & Kubinger, 1986, zitiert nach Peterschelka, 1998). Partizipation als lebensraumbezogenes Bedürfnis kann - bei dessen Befriedigung - zu Wohlbefinden und Steigerung der Lebensqualität beitragen (Maderthaner, 1995).

3. LEBENSRAUM UND WOHNUMWELT

3.1 WOHNEN

Wohnen beschreibt die physischen, sozialen und psycho-logischen Transaktionen, mittels derer eine Person ihr Leben erhält, das Leben anderer teilt, neue Leben und soziale Kategorien schafft sowie diesem Prozeß Bedeutung gibt. Auf diese Weise gewinnt die Person ein Gefühl der Identität und einen Platz in der Welt (Saegert, 1985, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999, S. 387).

Wohnen hat einen hohen Stellenwert für den Menschen. Wohnen ist die zentrale Daseinsform des Menschen, was sich auch in der üblichen Gleichsetzung im Sprachgebrauch von leben und wohnen zeigt (Flade, 1996c). Wohnen ist eine Möglichkeit, in eine besonders innige physische, soziale und psychologische Beziehung mit der Umwelt zu treten, sowohl in der Wohnung selbst als auch in der Wohnumgebung (Saegert, 1985, zitiert nach Flade, 1996c). Wohnen als psychologischer Austauschprozess zwischen Mensch und Umwelt, tritt einerseits in Ortsidentität und andererseits in Nachbarschaft in Erscheinung (Flade, 1996c).

Flade (1996c) räumt aber ein, dass die Definition des Wohnens als physischer, psychologischer und sozialer Austauschprozess zwischen Mensch und Umwelt eher einem Idealzustand als einem tatsächlichen Zustand entspricht. Wie ein Mensch wohnt, hängt vor allem immer noch von ökonomischen Faktoren ab – dem Wohnungsmarkt einerseits und der finanziellen Situation der jeweiligen Person andererseits.

Wohnen ist nach Friedemann (1993) nicht nur irgendeine Tätigkeit, sondern gehört zur Wesensbestimmung des Menschen. Der Mensch gestaltet sich durch seine Wohnform selbst, verwirklicht etwas damit von sich selbst und gestaltet dadurch auch seine Beziehungen zur Welt (Bollnow, 1963, zitiert nach Friedemann, 1993).

Wohnen ist mit Intimität verbunden und damit, dass man sich im Wohnraum beschützt fühlt. Nach Friedemann (1993) kann der Mensch dort zu sich selbst kommen. Unter diesem Aspekt des Schutzes, den ein Wohnraum für den Menschen bieten soll, wird der Unterschied zwischen Innenraum und Außenraum deutlicher. Beide Räume sind nach Bollnow (1963, zitiert nach Friedemann, 1993) für den Menschen wichtig und dienen der Verwirklichung eines erfüllten Lebens, sowie der inneren Gesundheit und Ausgeglichenheit des Menschen. Der Außenraum ist dabei der Raum der Tätigkeit. Der Innenraum bringt Ruhe, Entspannung und Rückzug. Ähnlich verhält es sich nach Friedemann (1993) auch mit der Stadt als Ganzes – mal ist sie Innenraum (als Heimat, als Abgrenzung zur umgebenden Landschaft) und mal Außenraum (im Vergleich zur Wohnung). Nach Friedemann (1993) erfüllen Städte heute nicht mehr die grundlegende Funktion des Schutzes, wie sie es ursprünglich taten (Schutz vor Feinden, Schutz vor Krieg).

Zum Zuhause wird die Wohnung durch ihre Nutzung und die Anpassung an die eigenen Bedürfnisse, also durch Aneignung und Identifikation. Die Bewertung von Wohnverhältnissen erfolgt über objektive Kriterien, sowie über subjektive Indikatoren, wie Wohlbefinden und Zufriedenheit (Galster, 1987, zitiert nach Walden, 1995).

Das Wohnen hat sich im Laufe der Zeit wesentlich verändert. Waren im Mittelalter sogenannte „Ganze Häuser“ üblich, in denen auf engstem Raum gemeinsam gegessen, geschlafen und sogar gestorben wurde, vollzog sich mit dem Wandel von einer Agrar- zur Industriegesellschaft auch ein Wandel im Wohnen. Seit dem 17. Jahrhundert wurde es üblich, Arbeits- und Wohnbereich voneinander zu trennen und damit eine gewisse Privatheit in der eigenen Wohnung bzw. Haus zu entwickeln. Dies galt aber vorrangig für das wohlhabende Bürgertum. Für die sozial schwächer gestellten Bevölkerungsschichten bedeuteten diese Veränderungen eine deutlich verschlechterte Wohnsituation (Flade, 1996c).

Die Wohnpsychologie beschäftigt sich damit, wie die Wohnumwelt auf die Menschen wirkt. WohnpsychologInnen untersuchen dabei die Zufriedenheit von BewohnerInnen und erforschen, wie NutzerInnen ihre Wohnumwelt auswählen und gestalten (Walden, 1995). Relevante Themen für eine Wohnpsychologie sind eine vermehrte Wohnforschung und die Problematisierung mangelnder Partizipationsmöglichkeiten, wodurch ein vermehrter Austausch zwischen BewohnerInnen und Umwelt erschwert wird (Flade, 1996c).

3.2 WOHNUMWELT

Die Wohnumwelt stellt jenen Bereich der Wohnumgebung dar, der für den/die BewohnerIn Erfahrungs- und Handlungsraum ist. Während also die Wohnumgebung alles bezeichnet, was eine Person umgibt, bezieht sich der Begriff der Wohnumwelt der „subjektiv bedeutsame Ausschnitt daraus ist“ (Flade, 1996c, S. 485).

Die Wohnumwelt ist in der Regel die eigene Wohnung, während Wohnumgebung die äußere Umgebung um die Wohnung umfasst (Flade, 1987).

Klockhaus (1975, zitiert nach Flade, 1996c) hat die Wohnumgebung als jenes Gebiet definiert, das in zehn Minuten zu Fuß von der eigenen Wohnung aus erreichbar ist. Was im Einzelfall zur Wohnumwelt gerechnet wird, hängt wiederum sowohl von persönlichen Merkmalen (z.B. Lebensalter), wie auch von Umweltmerkmalen (z.B. Art des Wohngebäudes, Verkehrsbelastung in der Wohnstraße, etc.) ab.

Wohnumwelt umfasst die Nachbarschaft, Straße, Geschäfte, Lokale, Erholungsgebiete, den Arbeitsplatz, etc. Die Wahl dieser Umwelt kann oft eingeschränkt sein, z.B. durch mangelnde Ressourcen, die Marktlage, soziale Verbindungen, äußere Hindernisse (z.B. Vorurteile und Diskrimination) etc. (Walden, 1995).

Wohnen findet nach Flade (1987) nicht nur innerhalb von Häusern oder Wohnungen statt, sondern dieser abgeschirmte Innenbereich bedarf einer ihn versorgenden, entlastenden und ergänzenden Umgebung. Die Wohnqualität (Ausmaß, in dem die Bedürfnisse der BewohnerInnen befriedigt werden) hängt nicht nur von Merkmalen der Wohnung, sondern auch von den Merkmalen der Wohnumgebung ab.

Man erwartet, dass es dort bestimmte Einrichtungen gibt (Gaupp-Kandzora, 1979, zitiert nach Flade, 1987) wie zum Beispiel: Abstellraum für Fahrräder im Eingangsbereich des Wohngebäudes; Kinderspielfeld im Nahbereich; Briefkasten im erweiterten Nahbereich; Bushaltestelle, Kindergarten, Einkaufsmöglichkeiten im Bereich zwischen 400-800 Metern; Markt, Einkaufszentrum, Restaurant im Bereich 800-1200 Meter.

Auch Wohnumgebungen können also im Hinblick auf die menschlichen Bedürfnisse günstiger oder ungünstiger gestaltet sein.

Wohnumgebungen können sogar äußerst „unwirtlich“ gestaltet sein (vgl. Mitscherlich „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“, zitiert nach Flade, 1987), wenn sie nämlich ihre Versorgungs-, Entlastungs- und Ergänzungsfunktion nicht erfüllen. Es liegt demnach auf der Hand, dass Wohnqualität und Wohnzufriedenheit auch wesentlich davon abhängen, wie geeignet die jeweilige Wohnumgebung für die Befriedigung der Bedürfnisse der BewohnerInnen ist.

Nach Rapoport (1977) hat die verhaltensbezogene, gefolgt von der wahrgenommenen Umwelt und danach erst die operationale Umwelt Einfluss auf das Erleben der Menschen. Die sogenannten *Places* beeinflussen am stärksten das Erleben der Wohnumwelt. Während mit *Space* der rein physisch definierbare Raum bezeichnet wird, versteht man unter *Place* den „durch psychisches Erleben und Handeln gekennzeichnete[n], symbolisch bedeutsame[n] Ort“ (Walden, 1995, S. 90).

Die Funktion von *Places* ist es, dem/der BewohnerIn die Entwicklung eines Zugehörigkeitsgefühls und Identifikation zu ermöglichen. Der *Place* mit der stärksten Bindung ist dabei das eigene Zuhause (Walden, 1995).

Sommer (1969, zitiert nach Flade, 1987) unterscheidet zwischen *soziopetalen* und *soziofugalen* Räumen: Soziofugale Räume behindern das Zusammensein, indem sie die Menschen absondern und separieren. Ein typisches Beispiel für einen soziofugalen Raum sind lange Korridore, die lediglich als Verbindung zwischen verschiedenen Orten dienen oder ein zu langes Sofa, das die Kommunikation zwischen mehreren Personen behindert. Ideal für eine Unterhaltung ist die „Über Eck“- oder „Gegenüber“-Position, während die ideale Entfernung zwischen GesprächspartnerInnen ca. 135 cm beträgt (Sommer, 1969, zitiert nach Flade, 1987).

Bei Goffmann (1961) oder Lyman und Scott (1967, zitiert nach Miller, 1996) wird zwischen *primären*, *sekundären* und *öffentlichen* Territorien unterschieden. Primäre Territorien sind im ständigen Besitz einer Person, sekundäre Territorien sind Räume mit geringer Verfügungsgewalt. Öffentliche Territorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen wenig dauerhaften Nutzungsanspruch aufweisen, nur vorübergehende Verfügungsgewalt und sie haben allgemeingültige Nutzungsregeln.

Zur sichtbaren Verfügung über ein Territorium, sowie auch zur Abwehr unerwünschter Eindringlinge, werden die Grenzen markiert und das Gebiet durch persönliche Zeichen personalisiert. Diese Symbolisierung ist als eine Wechselwirkung zwischen Individuum und Raum zu verstehen (Boesch, 1976, zitiert nach Miller, 1996).

Öffentliche Plätze sind kollektive Räume, die im Prinzip von jedem Mitglied der Gesellschaft genutzt werden können, die räumlich klar begrenzt sind, physisch wie sozial offen sind, jedoch über Benutzungsregeln verfügen, nach denen man sich an diesem Ort verhalten sollte. Die angenommene objektive Offenheit eines öffentlichen Platzes, muss dabei aber nicht immer der tatsächlichen sozialen Öffnung entsprechen. Die Abwesenheit mancher Bevölkerungsgruppen zeigt den oft vorhandenen begrenzten Zugang zu öffentlichen Freiräumen (Korosec-Serfaty, 1996).

3.2.1 WOHNUMWELT UND KINDER

Eine in Planungsmaßnahmen oftmals nicht ausreichend berücksichtigte NutzerInnengruppe sind Kinder im Vorschul- und Schulalter (Fischer, 1995; Matzke, 1996). Gerade Kinder sind es aber, die von (Um)-Gestaltungen im der Wohnumgebung eine der am stärksten betroffenen Gruppen darstellen, wenn ihre angeeigneten Spielorte und Treffpunkte verändert werden (Matzke, 1996).

Da für die von Kindern genutzten Umwelten aber für ihr spezifisches Wohlbefinden und ihre Gesundheit und Entwicklung förderlich sein sollen, gilt es mit geeigneten Methoden herauszufinden, wie diese im konkreten Fall gestaltet sein sollten. Als eine mögliche Methode hierfür nennt Fischer (1995) die Ortsexpedition, bei den sich ForscherInnen von Kindern zu den für sie wichtigen Lieblings- aber auch gefährlichen Plätzen führen lässt, um mehr über die kindlichen Bedeutungsgehalte von Orten zu lernen.

Nach Flade (1996a) setzt sich der Lebensraum von Kindern aus Spiel- und Streifraum zusammen, was bereits in der 1935 veröffentlichten Studie von Muchow und Muchow (zitiert nach Flade, 1996a) beschrieben wurde. Der Spielraum besteht aus Straßen und Plätzen, die das Kind gut kennt, an denen es oft vorbei kommt und spielt und die es sich vorstellen kann, wenn es die Augen schließt. Der Streifraum besteht aus Straßen und Plätzen, an denen ein Kind bereits vorbei gekommen ist, aber eigentlich unbekannt bzw. noch unerobert sind. Im Mittelpunkt des Lebensraumes eines Kindes liegt immer die Wohnung und die umgebenden Wohnstraßen. Mit zunehmenden Alter vergrößert sich im allgemeinen der Lebensraum eines Kindes, was wesentlich mit dem Erlernen neuer Fähigkeiten wie Radfahren oder dem selbständigen Benützen öffentlicher Verkehrsmittel (zum Beispiel ab Schuleintritt) zusammen hängt (Moore & Young, 1978, zitiert nach Flade, 1996a). Wie weit sich der Lebensraum eines Kindes erstreckt hängt außer vom Alter auch noch vom Geschlecht ab. Der Lebensraum erstreckt sich bei Buben im allgemeinen über eine größere Fläche als bei Mädchen, was in zahlreichen Untersuchungen auch bezüglich unterschiedlicher Kulturen und Länder gezeigt werden konnte (Flade, 1996a). Flade (1996a) beschreibt in diesem Zusammenhang eine Benachteiligung von Mädchen, da zwischen der räumlichen Erstreckung des Lebensraumes und den Erlebens- und Verhaltensmöglichkeiten ein Zusammenhang besteht (van Vliet, 1983, zitiert nach Flade, 1996a).

Weitere Faktoren, die sich auf die Umwelt von Kindern auswirkt, sind physische und soziale Bedingungen, aber auch geografische Beschaffenheit und Dichte der Besiedelung eines Gebietes und nicht zuletzt Verkehr. Das heißt zum Beispiel, dass Hauptverkehrsstraßen nicht nur physisch einen Spielraum begrenzen können, sondern Eltern lassen ihre Kinder auch weniger alleine draußen spielen, je verkehrsbelasteter die Wohnstraße ist (Engelbert, 1986, zitiert nach Flade, 1996a).

Ein Bereich der speziell dem Spiel von Kindern zur Verfügung gestellt wird, sind Spielplätze. Bierhoff (1996) zitiert eine Untersuchung von Björklid (1982, zitiert nach Bierhoff, 1996) aus Schweden, der zufolge Spielplätze von kleinen Kindern bis zu sechs Jahren weniger benutzt werden, wenn die Kinder in einem hohen Stockwerk wohnen, lange oder gefährliche Wege zu einem Park zurück zu legen haben und wenn attraktive Beschäftigungsmöglichkeiten für Begleitpersonen fehlen.

In einer weiteren Untersuchung von Bierhoff (1974, zitiert nach Bierhoff, 1996) werden Spielplätze von Kindern und Begleitpersonen positiver eingeschätzt, wenn er größer war, mehr Spielgeräte beinhaltete und mit Geräten ausgestattet war, die über die Standardausstattung hinaus gingen.

Aber Spielen in der Wohnung und Spielen im Freien stehen auch in einem engen Zusammenhang. Allgemein lässt sich sagen, je ungünstiger die Wohnbedingungen, desto häufiger und länger werden Spielplätze besucht (Bierhoff & Bierhoff-Alfermann, 1976, zitiert nach Bierhoff, 1996), woraus abgeleitet werden kann, dass sozialer Status eine zentrale Rolle beim Spielen im Freien spielt (Darvill, 1982, zitiert nach Bierhoff, 1996).

Kinder sind bei der Gestaltung ihrer Umwelt noch „bedürftiger“ als Erwachsene. Neben einem erhöhten Bedürfnis nach Sicherheit, Schutz und Beständigkeit, um störungsfrei heranwachsen zu können, braucht es auch viel Anerkennung, um ein positives Selbstbild aufbauen und Leistungsmotivation entwickeln zu können.

Vor allem im Spielen kommt das intensive Bedürfnis nach Aneignung von Umwelt bei Kindern zum Ausdruck. Wegen dieses besonders großen Bedürfnisses und auch, weil für Kinder die Wohnumwelt ein noch zentralerer Lebensbereich ist, als für Erwachsene, ist es besonders wichtig, Wohnumwelten so zu gestalten, dass sie geeignet sind, die Bedürfnisse von Kindern zu erfüllen (Flade, 1987).

3.2.2 WOHNUMWELT UND JUGENDLICHE

Weniger von ihrer Umwelt abhängig als Kinder sind Jugendliche. Dennoch hat die räumlich-materielle Beschaffenheit des Wohnumfeldes für Jugendliche eine hohe Bedeutung (Fischer, 1995).

Nach Silbereisen und Noack (1996) stellt sich für Jugendliche die Aufgabe, ihren Lebens- und Aktionsraum mit zunehmender Selbständigkeit über Familie und Schule hinaus zu erschließen.

Ergebnissen Björklids (1982, zitiert nach Silbereisen & Noack, 1996) zu Folge sind Jugendliche über 15 Jahren seltener als andere Altersgruppen des Kindes- und Jugendalters in der unmittelbaren Wohnumgebung anzutreffen. In den meisten Fällen mangelt es an

adäquaten Angeboten für Jugendliche in der unmittelbaren Wohnumgebung und es müssen oft große Distanzen überwunden werden, um zu alterstypischen Orten und Einrichtungen zu gelangen.

Weitere Barrieren gegen eine Ausdehnung des Lebensraumes Jugendlicher sind nach Silbereisen und Noack (1996) Kriminalität und hohe Kosten für Verkehrsmittel.

Beliebte Treffpunkte Jugendlicher in der Freizeit sind bei den 11- bis 15-jährigen die eigene Wohnung oder die Wohnung eines Freundes bzw. einer Freundin, sowie öffentliche Plätze und Straßen. Zunehmend attraktiv sind demnach auch Einkaufszentren, wohingegen Sportstätten weniger beliebt sind. Bei den über 15-jährigen gewinnen auch Lokale und Diskotheken an Bedeutung (Silbereisen et al., 1985, zitiert nach Silbereisen & Noack, 1996).

Wenn sich Jugendliche im öffentlichen Raum aufhalten und diesen auch für sich erobern wollen, kommt es naturgemäß oft zu Auseinandersetzungen. Die eigentlich legitimen und alltäglichen Bedürfnisse Jugendlicher nach einem eigenen Territorium, werden nicht selten als aufständisch erlebt (Silbereisen & Noack, 1996).

Silbereisen und Noack (1996) nennen das Verfügen über ein eigenes Territorium als eine wichtige Möglichkeit, selbst zu bestimmen, mit wem man in welchem Umfang interpersonale Kontakte pflegen möchte. Nach Altman (1979, zitiert nach Silbereisen & Noack, 1996) wird diese Form der Kontrolle als Privatheit bezeichnet, welche demnach zwischen dem 13. und dem 17. Lebensjahr einen beträchtlichen Anstieg verzeichnet.

Territorien bieten auch eine wichtige Möglichkeit zur Identifikation (Proshansky, 1978, zitiert nach Silbereisen & Noack, 1996), sich einem bestimmten Grätzal zugehörig zu fühlen ist Teil des Selbstkonzepts. So kann ein Wechsel des Aufenthaltsortes auch auf eine Veränderung des Selbstkonzepts deuten (Hormuth, 1984, zitiert nach Silbereisen & Noack, 1996).

Ungünstige Wohnbedingungen und mangelndes Freizeitangebot für Jugendliche erlauben jedoch oft nicht einmal ein „Minimum selbstverantwortlicher Raumkontrolle“ (Silbereisen & Noack, 1996, S. 381), wodurch Konflikte mit AnrainerInnen und anderen NutzerInnen vorprogrammiert erscheinen.

3.2.3 PARKS ALS SPEZIFISCHE WOHNUMWELT

Eibl-Eibesfeldt und Hass (1984) sehen in der Erschaffung von Parks und großen Gärten die Bildung einer „Ersatznatur“, die einer evolutionär bedingten Präferenz für solche Umgebungen (Anm.: Eigenschaften wie in der afrikanischen Savanne in der Frühgeschichte der Menschheit) entgegen kommt.

Anfang des 20. Jahrhunderts sind sogenannte Stadt- und Volksparks entstanden. Aufgrund der elenden Lage des größten Teils der Stadtbevölkerung, wie schlechter gesundheitlicher Konstitution, sollte eine bessere Versorgung der Bevölkerung mit sozialhygienischen Erholungseinrichtungen im städtischen Freiraum entstehen (Andritzky, 1981).

Strey und Winter (1995) meinen, dass die ästhetischen und symbolischen Qualitäten von Grünanlagen unter anderem für die Identifikation der Wohnbevölkerung mit ihrer städtischen Umgebung, sowie für deren Wohlbefinden, das Wir-Gefühl, den sozialen Zusammenhalt und Solidarität und nicht zuletzt für den Erinnerungswert einer Stadt von großer Bedeutung sind. Weiter hat Freizeit in der Stadt unter anderem auch mit der Nutzung von Parks zu tun. Freiräume in der Stadt dienen also vor allem dem Wohlergehen, der Unterhaltung und der Erholung. Im Vergleich zu anderen Umwelten, sind sie weniger aufgaben- und leistungsorientiert und überlassen dem Individuum größere Dispositions- und Ausführungsspielräume und ermöglichen ein stark ich-bezogenes und hedonistisches Verhalten (Winter, 1996).

Andritzky (1981) nennt einige Kriterien für die Gestaltung von Freiräumen, wie zum Beispiel Kooperation statt Bevormundung, Benutzbarkeit statt Normierung, Dynamik statt Fixierung, Gliederung statt Gleichförmigkeit, Offenheit statt Isolation, Abwechslung statt Monotonie, Kommunikation statt Konsum und Schönheit statt Repräsentation.

3.3 WOHNBEDÜRFNISSE

In Anlehnung an Maslow (1954, zitiert nach Flade 1987), sowie wie Andritzky und Wenz-Gahler (1979, zitiert nach Flade, 1996c) und Hellbrück und Fischer (1999) lassen sich zusammenfassend folgende grundlegende Wohnbedürfnisse festhalten:

- *Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit*

Unabhängigkeit von Klima- und Witterungsbedingungen, Schutz vor physikalischen Einflüssen, wie z.B. Lärm, Verkehrssicherheit, wenig Kriminalität, Abschirmung von fremden Einblicken, etc.

Wohnungen, Wohngebäude und Wohnumgebungen besitzen eine um so höhere Qualität, je geeigneter sie sind, das Sicherheits- und Schutzbedürfnis des Menschen zu befriedigen. Die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist um so eher gewährleistet, je besser die Schallisolierung einer Wohnung ist, bei einer Verringerung der Verkehrsbelastung, Herabsetzung der zugelassenen Fahrgeschwindigkeit in Wohngebieten, durch eine geringe Kriminalitätsrate (z.B. durch Gestaltung des Wohnumfeldes als „defensible space“: höchstens

viergeschossige Wohnhäuser, die nicht zeilenförmig hintereinander liegen, sondern besser über Eck, so dass beide Seiten überblickt werden können).

Ein erhöhtes Sicherheitsempfinden in der Wohnumgebung trägt nach Hellbrück und Fischer (1999) auch dazu bei, dass sich die BewohnerInnen mehr im Freien aufhalten, was wiederum zu mehr Kontakt untereinander führt und langfristig die Entstehung sozialer Netzwerke fördern könnte und somit wesentlich zum Wohlbefinden im Wohnumfeld beitragen kann (Schwarzer & Leppin, 1994, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999).

- *Bedürfnis nach Vertrautheit und Kontinuität*

Beständigkeit und Vertrautheit wirken entlastend (z.B. man muss nicht fürchten, dass die Miete sich drastisch erhöhen könnte, etc.). Dieses Bedürfnis hängt damit zusammen, dass Menschen danach streben, sich trotz vieler und ständig wechselnder Lebensphasen als gleichbleibend und identisch, als „Selbst“ zu erleben.

- *Bedürfnis nach Alleinsein und Intimität*

Dieses Bedürfnis kommt dem Wunsch nach Abwesenheit von anderen Menschen und Abwesenheit von Eindrücken, die von anderen Menschen ausgehen gleich. Der Mensch möchte ungestört sein, von sozialen Einflüssen geschützt. Nach Flade (1996c) bleibt vor allem in großen Familien, die in Mietshäusern leben, dieses Bedürfnis unerfüllt, da es ein eigenes Zimmer voraussetzt.

- *Bedürfnis nach Kontakt*

Nach Flade (1996c) sind Wohnungen selten so konzipiert, dass sie das Bedürfnis nach Zusammensein erfüllen können und nennt unter anderem als Beispiel meist zu kleine Küchen, die nicht selten auch noch abseits am Eingang der Wohnung liegen. Das Bedürfnis nach Kontakt spielt aber auch bei der Wohnumgebung eine Rolle: Bänke vor der Haustür, Innenhöfe, Gärten, Spielecken, autofreie Straßen, etc. tragen zu dessen Befriedigung bei.

- *Bedürfnis nach Zugehörigkeit*

Ein spezielles soziales Bedürfnis ist dasjenige nach Zugehörigkeit. Menschen streben danach, ein (nützliches) Mitglied der Gesellschaft oder gesellschaftlicher Gruppen zu sein. Dieses soziale Bedürfnis nach Zugehörigkeit überlappt sich mit dem Bedürfnis nach Anerkennung. Man möchte nicht nur dazu gehören, sondern auch gelobt und geschätzt werden. Sowohl Wohnung, als auch Bereiche der Wohnumgebung sind Mittel, um die Zugehörigkeit zur Nachbarschaft zum Ausdruck zu bringen.

- *Bedürfnis nach Selbstverwirklichung*

Wohnungen und Wohnumgebungen sind häufig nicht dafür geeignet, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Die Selbstverwirklichung muss sich demnach oft auch kleine Dinge, wie die Gestaltung der Wohnung oder des Balkons beschränken. Hinter dem Wunsch nach Aneignung von Umwelt verbirgt sich das umfassende Bedürfnis des Menschen, sich mit seiner Umwelt verbunden zu fühlen und nicht davon isoliert zu sein. So lassen sich auch die Bedürfnisse nach Licht, Sonne, Ausblick und nach einem Haustier subsumieren unter dem allgemeineren Bedürfnis nach Aneignung bzw. Verbundenheit. Wie stark das Bedürfnis nach Aneignung ist, zeigt der Wunsch nach einem eigenen Garten, den viele Menschen haben.

Nach Maderthaner (1995) lassen sich zehn lebensraumbezogene Bedürfnisse ableiten.

BEDÜRFNISSE	EINZELASPEKTE	MÖGLICHE KONSEQUENZEN BEI NICHTBEFRIEDIGUNG
1. Regeneration	Besonnung, Tageslicht, Belüftung, Lärmschutz, Räume für körperliche Aktivität, Spiel- und Sportanlagen, keine Emissions- u. Geruchsbelästigung, soziale Belästigung	Physische und psychische Erschöpfung, Krankheitsanfälligkeit, Schlafstörungen, Migräne, Bluthochdruck, Haltungsschäden, Reizbarkeit, Stress, Depression, Kommunikationsverweigerung
2. Privatheit 3. Sicherheit	Wahrung der Intimsphäre, Schutz vor Einsehbarkeit und Mithören, Sicherheit von Wegen, geringe Gefahr von Einbrüchen und Überfällen	Ärger, Stress, Angst, Aggression, Depression, Sozialer Rückzug (z.B. „TV-VielseherInnen“), Streitigkeiten mit MitbewohnerInnen, geringe Ortsverbundenheit
4. Funktionalität 5. Ordnung	Raumbedarf, Praktikabilität, Bequemlichkeit, Orientierung im Siedlungsgebiet	Ärger, Freizeitverlust, finanzieller Mehraufwand, geringe Ortsverbundenheit, Desorientierung, Wohn- u. Lebensunzufriedenheit
6. Kommunikation 7. Aneignung 8. Partizipation	Gespräche, Nachbarschaftshilfe, Mitbestimmung, Mitverantwortung, Mitarbeit in Wohnhaus- und Siedlungsgremien, Treffpunkte, Gemeinschaftsräume	Soziale Vorurteile und Konflikte, geringe Wohnzufriedenheit, Trend zu Zweitwohnsitzen, Wochenendmobilität, Vandalismus, Cliquenbildungen, Segregation
9. Ästhetik 10. Kreativität	Gebäude- und Fassadengestaltung, Straßenensembles, Siedlungscharakter, Grün- und Freiflächenanordnung	Geringe Ortsverbundenheit und Wohnzufriedenheit, negative Gestimmtheit, subjektiver Prestigeverlust, Abwanderung, Vandalismus, Delinquenz

Abb. 3: Die zehn Lebensraumbezogenen Bedürfnisse, deren nähere Beschreibung, sowie mögliche Konsequenzen bei Nichtbefriedigung dieser Bedürfnisse (Maderthaner & Spielhofer, 1992, zitiert nach Maderthaner, 1995).

Maderthaner (1995) fügt in seinen Ausführungen hinzu, dass bei älteren Menschen besonders das Bedürfnis nach Autonomie und Sicherheit von Bedeutung sind (Titze, 1992; Bergener et al., 1988, zitiert nach Maderthaner, 1995), sowie auch auf Gegenseitigkeit aufgebaute Sozialkontakte ein Indikator für Lebenszufriedenheit bei SeniorInnen sind (McGhee, 1984; Antonucci & Jackson, 1990; Bösch & Meyer-Fehr, 1986; Sosna & Wahl, 1983, zitiert nach Maderthaner, 1995). Das heißt, besonders bei älteren Personen, ist das Gefühl, auf andere einwirken zu können und selber nicht zu stark von außen kontrolliert zu werden sehr wichtig (Bergener & Kranzhoff, 1988; Heineken & Späth, 1988, zitiert nach Maderthaner, 1995).

Was geschieht nun, wenn die sozialen und psychologischen Wohnbedürfnisse des Menschen nicht erfüllt werden?

Diese Frage ist nach Flade (1987) nur schwer zu beantworten, nennt aber einige mögliche Folgen: Unzufriedenheit, unglücklich sein, Gereiztheit, missmutig sein, schlecht gelaunt sein, Depressivität, verstimmt sein und Krankheit.

Die Auswirkungen, die nicht bedürfnisgerechtes Wohnen hat, hängen im wesentlichen von gesellschaftlichen Normen, den bestehenden Möglichkeiten zur Gestaltung der Lebensumstände, die gesellschaftlich festgelegte Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit, sowie auch davon ab, welche Umstände als nebensächlich erlebt oder als unvermeidbar hingenommen werden (Flade, 1996c).

Maderthaner (1995) geht davon aus, dass Wohlbefinden und Lebensqualität wesentlich von den Möglichkeiten zur Befriedigung der individuellen Bedürfnisse abhängt. Die Frustration dieser lebensraumbezogenen oder Wohnbedürfnisse kann demnach zu aggressiven, depressiven oder apathischen Reaktionen führen. Aus einer langfristigen Frustration wichtiger Bedürfnisse könnten sogar Gemütsstörungen, Selbstabwertungen, eine pessemistische Lebenseinstellung, Neidkomplexe, übermäßige Konkurrenzeinstellungen, Rassismus und politischer Extremismus, sowie nationale Vorurteile resultieren.

Wohnbedürfnisse erscheinen relativ, wenn man die eigenen Wünsche mit denen anderer Personen vergleicht. Die Unterschiede können dabei zum Teil beträchtlich sein. Aber auch die individuellen Wohnbedürfnisse eines Menschen sind keine unveränderbare Konstante, sondern ändern sich in Abhängigkeit unterschiedlicher Lebenszyklen, sowie aufgrund von Veränderungen im Wohnbereich und im eigenen Haushalt (Flade, 1987). Zusätzlich zu der Veränderbarkeit von Bedürfnissen in unterschiedlichen Lebenssituationen, darf somit auch in der Praxis nicht übersehen werden, dass es unrealistisch ist, in Planungsprojekten immer alle Wünsche zu realisieren, da Wohnbedürfnisse sich nicht immer verallgemeinern lassen,

asozial oder unökologisch sein können, kompensierbar sind oder einander ausschließen können (Maderthaner, 1995).

3.4 WOHNZUFRIEDENHEIT UND WOHLBEFINDEN

Zufriedenheit ist eine gefühlsmäßige Reaktion und entspricht einer positiven oder negativen Bewertung (Flade, 1987).

Wohnzufriedenheit ist eine subjektive Bewertung der aktuellen physischen, sozialen und ökonomischen Wohnbedingungen (Maderthaner, 1995).

Hierbei können die positiven Gefühle der Zufriedenheit und des Wohlbefindens von den negativen Gefühlen wie Unzufriedenheit und Unwohlbefinden unterschieden werden (Walden, 1995).

Nach Flade (1996c) ist Wohnzufriedenheit gleichbedeutend mit einer positiven Bewertung der Wohnumwelt, wobei sie Wohnungszufriedenheit, Wohnumgebungszufriedenheit und die Zufriedenheit mit dem Wohnort unterscheidet (Campbell et al., 1976, zitiert nach Flade, 1996c). Positive Wohnzufriedenheit ist dabei gleichbedeutend mit einer positiven Bewertung der Wohnumwelt (Flade, 1987).

Zufriedenheit ist der Grad, in dem eine Person fühlt, dass die Wohnumwelt ihr bei der Erreichung ihrer Ziele dient. Sie ist bei der Bewertung der Wohnumwelt an einem Mittelmaß von positiven Gefühlen orientiert, ist gegenstandsbezogen und hängt sowohl von Personen- als auch von Umweltmerkmalen ab (Walden, 1995; Flade, 1996c).

Als wichtige Umweltmerkmale nennt Flade (1996c) zum Beispiel die Größe der Wohnung, den Wohnkomfort, den baulichen Zustand des Wohngebäudes, das Image des Wohngebietes, Wohnkosten und Nachbarn. Wie hoch die Wohnzufriedenheit letzten Endes tatsächlich ausfällt, hängt aber vor allem von früheren Wohnerfahrungen ab. Francescato et al (1977, zitiert nach Flade, 1987) haben zum Beispiel festgestellt, dass der Vergleich mit früheren Wohnort ein wichtiger Prädiktor für Wohnzufriedenheit ist. Menschen sind dann zufrieden, wenn die Wohnung und Wohnumgebung den Erwartungen entsprechen; diese Erwartungen sind das Resultat früherer Wohnerfahrungen.

Wohnzufriedenheit setzt sich aus mehreren einzelnen Bewertungen zusammen. Zum Beispiel aus der Bewertung der Wohnung, der Wohnumgebung und des Wohnortes zusammen. Diese Bewertungen hängen sowohl von Umweltmerkmalen als auch von persönlichen Merkmalen ab. Diese einzelnen Bewertungen oder Teil-Zufriedenheiten hängen miteinander zusammen, aber nicht in dem Maße, dass es bei Untersuchungen ausreicht, nur eine Gesamtzufriedenheit zu erfassen. Es ist demnach sinnvoll, die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit verschiedenen Bereichen des Wohnens gesondert zu betrachten (Flade, 1987).

Wohnzufriedenheit der BewohnerInnen sollte nach Flade (1987) auch ein gesellschaftliches Interesse sein, da Unzufriedenheit nicht nur individuelle Folgen wie fehlendes Wohlbefinden, sondern darüber hinaus auch soziale und gesellschaftliche Folgen, wie Vandalismus, Verschmutzung etc. hat, wie es auch aus den Ausführungen von Maderthaner (1995) zu den „lebensraumbezogenen Bedürfnissen“ ersichtlich wird (siehe Kapitel 3.3 „Wohnbedürfnisse“). Demnach stellt das Ausmaß der vorhandenen Wohnzufriedenheit auch ein Kriterium zur Vorhersage von Verhalten dar.

Bei der Frage nach der subjektiven Beurteilung von Wohnumwelt geht es in der Regel um die Wertschätzung der NutzerInnen, sowie um place-bezogene Gefühlsdispositionen wie Bindung, Zugehörigkeit, Verwurzelung, Behagen und Wohlbefinden.

In Studien zur Untersuchung der Wohnqualität wird aber zumeist die Zufriedenheit als Indikator ausgewählt. Dies geschieht nach Walden (1995) einerseits deshalb, weil es diesbezüglich eine hohe Forschungstradition gibt und andererseits eignet sich Zufriedenheit als Indikator zum Vergleich verschiedener Bereiche.

Donnelly (1980) vermutet, dass Unzufriedenheit die Folge einer schlechten physischen Umwelt ist, während Zufriedenheit wesentlich von sozialen Faktoren abhängt, d.h. dass eine Verbesserung der physischen Merkmale alleine zwar Unzufriedenheit reduzieren kann, aber noch nicht unbedingt Zufriedenheit hervorrufen muss.

So ist also bei Untersuchungen zu überlegen, im Hinblick auf welche Aspekte der Wohnumwelt die Zufriedenheit erhoben wird.

Beispielsweise beinhaltet Zufriedenheit gemessen an objektiven Indikatoren eine subjektive, affektive Dimension. Bezogen auf Wohlbefinden ist mit Zufriedenheit eher eine kognitive Einschätzung gefordert.

Bei Untersuchungen zu Zufriedenheit entstehen, insbesondere bei Interviews, oft ambivalente Urteile (Walden, 1995; Neuberger, 1985).

In diesem Zusammenhang spricht man vom sogenannten *Zufriedenheits-Paradox*, welches besagt, dass trotz schlechter Beurteilung der Wohnbedingungen durch ExpertInnen, häufig hohe Zufriedenheit der Befragten geäußert wird (Walden, 1995; Flade, 1987). Es besteht eine Tendenz, sich über die eigene Wohnung und dazugehörige Umfeld positiv zu äußern, selbst wenn die Wohnverhältnisse objektiv betrachtet schlecht sind. Ipsen (1978, zitiert nach Flade, 1987) hat das als *resignative Anpassung* bezeichnet. Der Mensch passt sich seinen Erwartungen der Wirklichkeit an, wodurch die Kluft zwischen dem, was er sich eigentlich vorgestellt hat, und dem, was tatsächlich ist, verringert.

Daraus lässt sich vermuten, dass die BewohnerInnen mit der hohen Zufriedenheit ein positives Selbstbild, im Sinne von *kognitiver Dissonanz*³, aufrecht erhalten wollen. Das Eingeständnis, dass man in einer schlechten Gegend wohnt, steht im Widerspruch zu dem Wunsch nach einem positiven Selbstbild und dem Bedürfnis nach Anerkennung.

Ergebnisse von Wohnzufriedenheitsuntersuchungen geben also weniger die wahre Wohnzufriedenheit wieder, sondern legen vielmehr Mechanismen der Selbstverteidigung offen (Carp & Carp, 1981, zitiert nach Flade, 1987).

Je stärker die Wahlfreiheit, zum Beispiel durch das Einkommen, eingeschränkt ist, desto eher ist mit resignativer Anpassung zu rechnen.

Weiter kann ein hoch ausfallendes Ergebnis auch an der Messmethode liegen: Fragebögen mit z.B. vierstufiger Antwortkategorie, führt dazu, dass „zufrieden“ angekreuzt wird, weil sie nicht besonders zufrieden sind. Sonst hätten sie ja „sehr zufrieden“ angekreuzt. Die Antwort „zufrieden“ darf in einem solchen Kontext nicht immer wörtlich genommen werden (Flade & Müller, 1987, zitiert nach Flade, 1987).

Zufriedenheit bezieht sich eher auf die Beurteilung von Objekten bezüglich bestimmter Ziele, wobei unter Umständen nur momentane Einschätzungen von Umweltmerkmalen im Vordergrund stehen. Zufriedenheit ist eher eine generelle Bewertung.

Wohlbefinden ist im Gegensatz zu Zufriedenheit an einem Optimum orientiert und bezeichnet einen andauernden Gefühlszustand einer Person (Walden, 1995).

Wohlbefinden „geht als positives Gefühl von dem Wert der eingeschätzten Wirklichkeit für den dauerhaften, persönlichen Zustand, gemessen an dem maximal Erreichbaren aus“ (Walden, 1995, S. 83).

Zufriedenheit und Wohlbefinden sind zwei eng miteinander verbundene Begriffe. Während Zufriedenheit sich auch unter ungünstigen Bedingungen einstellen kann, geht Wohlbefinden darüber hinaus, indem es die Freiheit impliziert, sich nicht abfinden zu müssen.

Wohlbefinden kann als ein wesentlicher Indikator für Lebensqualität angenommen werden, wobei man zwischen aktuellem und habituellem Wohlbefinden unterscheidet (Abele & Becker, 1991, zitiert nach Maderthaner, 1995).

Unter habituellem Wohlbefinden versteht man das für eine Person typische Wohlbefinden, während das aktuelle Wohlbefinden das momentane Erleben einer Person beschreibt, und somit vom habituellem Wohlbefinden abweichen kann.

Ein gesteigertes habituelles Wohlbefinden wird allgemein als Glück beschrieben.

3 Kognitive Dissonanz = Nach der Theorie von Leon Festinger (1957, zitiert nach Zimbardo, 1995) bezeichnet kognitive Dissonanz einen konflikthafter Zustand einer Person, die eine Entscheidung getroffen, eine Handlung getätigt oder einer Information ausgesetzt worden ist, die zu vorherigen Meinungen, Gefühlen oder Werten im Widerspruch steht.

Als wesentliche Faktoren für habituelles Wohlbefinden nennt Maderthaner (1995) befriedigende Sozialkontakte und körperliche Gesundheit.

Eine weitere Rolle für hohes Wohlbefinden dürften Freizeitbeschäftigungen spielen. Solche Aktivitäten sind selbstbestimmt und intrinsisch motiviert (Nölder, 1990, zitiert nach Maderthaner, 1995), was dem sogenannten Flow-Erlebnis sehr nahe kommt, bei dem jemand in einer Aktivität vollkommen aufgeht (Csikszentmihalyi & LeFevre, 1989, zitiert nach Maderthaner, 1995).

Wohlbefinden bezieht sich ganzheitlich auf das Individuum und fragt nach dem emotionalen Zustand der Person.

Während man mit etwas unzufrieden sein kann, meint Walden (1995), beeinflusst das unter Umständen aber nicht wesentlich das Wohlbefinden, weil der Grad der persönlichen Betroffenheit unterschiedlich ist.

Es kommt also darauf an, wie wichtig ein Bereich für eine Person ist, und ob die Qualität dessen emotional grundlegende Auswirkungen hat.

Wohnzufriedenheit ist nicht nur ein Kriterium für die Bewertung der Qualität von Wohnumwelten, sondern auch ein Faktor, der ein bestimmtes Verhalten voraussagt, z.B. Umziehen oder Nicht-Umziehen (Weidemann & Anderson, 1985, zitiert nach Flade, 1987).

Wohnzufriedenheit als Kriterium und als Prädiktor

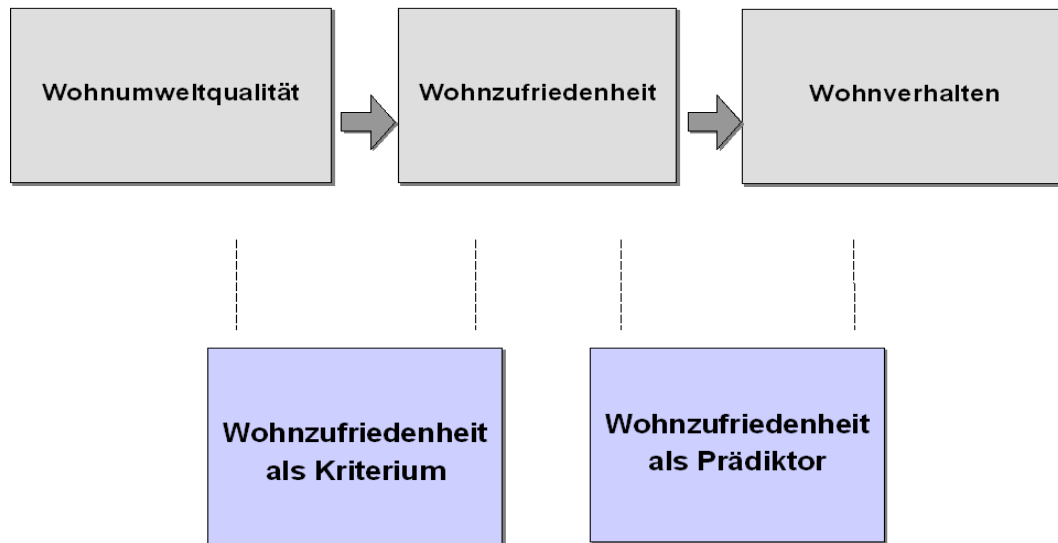


Abb. 4: Darstellung der Wohnzufriedenheit als Kriterium und als Prädiktor. Wohnumweltqualität ist eine Bedingung für Wohnzufriedenheit (Kriterium), welche wiederum Auswirkungen hat auf das Wohnverhalten (Prädiktor) nach Flade (1987).

Prädiktoren für Wohnumgebungszufriedenheit sind zum Beispiel (Rapaport, 1977): Baumbestand, Grünflächen, Lage des Gebiets, Klima, Reinheit der Luft, Freiflächen, Platz und Spielmöglichkeiten für Kinder, Freizeitanlagen, Sportanlagen, Verkehrssicherheit, Öffentliche Verkehrsmittel, Nähe zur Innenstadt bzw. Stadt, Lärm bzw. Ruhe, Gepflegtheit, Sauberkeit, Aussehen der Häuser, Baustil, Baumaterialien, Instandhaltung bzw. Bauqualität der Wohngebäude, Bebauungsdichte, Bewohnerdichte, Nähe von Schulen, Nähe von Einrichtungen (Kindergarten, ärztliche Versorgung, Beratungsstellen, Kirche, Post, Bank), Läden, Einkaufsmöglichkeiten, etc.

Modell der Wohnzufriedenheit

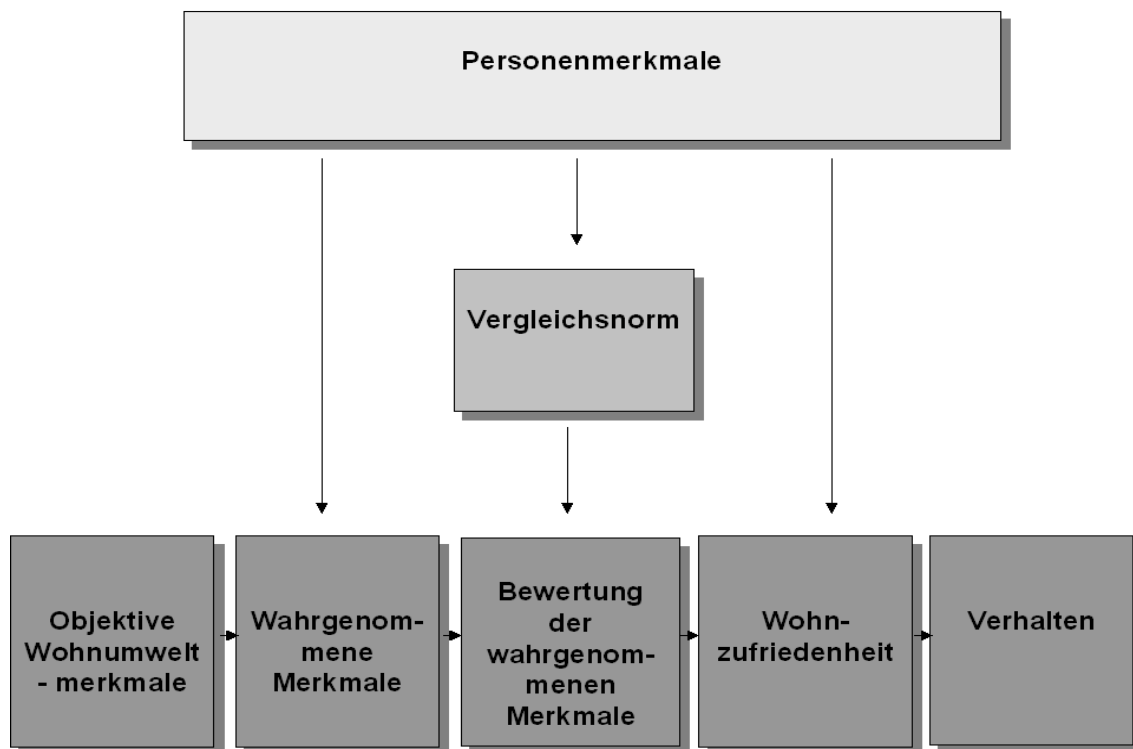


Abb. 5: Modell der Wohnzufriedenheit von Marans (1976) bzw. Marans-Spreckelmayer (1981, zitiert nach Walden, 1995).

In diesem frühen Modell zur Wohnzufriedenheit hängen die objektiven Bedingungen der Wohnumwelt und die subjektive Wahrnehmung dieser Wohnumwelt auf allen Ebenen zusammen. Zusätzlich beeinflussen Personenmerkmale wie Alter, Geschlecht, usw. das subjektive Erleben. Zusätzlich haben Vergleichsnormen einen Einfluss auf die subjektiven Bewertungen. Diese Vergleichsnormen sind abhängig von den Erwartungen einer Person über ihre realisierbare Wohnqualität, Kosten-Nutzen-Überlegungen und Bezugsgruppenstandards. Die Zufriedenheit mit dem Wohnen ist hier abhängig von Bewertungen und Wahrnehmungen unterschiedlicher Eigenschaften der Wohnumwelt. Wohnzufriedenheit lässt sich nicht direkt und nicht allein auf objektive Wohnumweltmerkmale zurückführen, jedoch haben objektive Bedingungen einen zumindest schwachen Einfluss auf die Zufriedenheit (Walden, 1995; Flade, 1987).

3.5 KOMMUNIKATION UND NACHBARSCHAFT

Die meisten Menschen leben in mehr oder weniger unmittelbarer Nähe zu anderen Menschen und bilden zusammen mit ihnen eine „Nachbarschaft“, also „eine soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren“ (Hamm, 1973, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999, S. 419).

Werner Sombart (1931, zitiert nach Hamm, 1996) definierte einst die Stadt als „eine Siedlung, in der sich die Einwohner nicht mehr untereinander kennen“ (Sombart, 1931, zitiert nach Hamm, 1996, S. 500). Diese Sichtweise zeigt, dass Nachbarschaft ein zentrales Thema der Stadt ist, was sich auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung wieder spiegelt, die sich seit der Urbanisierung des 19. Jahrhunderts, vermehrt dem Thema Nachbarschaft widmete. Nach Hamm (1996) wurde vor allem in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Frage diskutiert, ob es in der modernen Großstadt überhaupt noch Nachbarschaft gäbe. Zahlreiche Untersuchungen wurden nach Hamm (1996) durchgeführt und belegten: Es gibt Nachbarschaft in der Großstadt, aber in veränderter Form. Viele ursprüngliche Funktionen von Nachbarschaft sind verloren gegangen, aber einige wichtige, wie die Nothilfe, die soziale Kontrolle und die Kommunikation sind erhalten geblieben.

Hamm (1996) beschreibt, dass Nachbarschaft für unterschiedliche soziale Bevölkerungsgruppen unterschiedlichen Stellenwert hat. So nimmt ihr Stellenwert mit zunehmend höherem sozialen Status tendenziell ab und verändert sich auch je nach Lebenszyklus. Während Nachbarschaft für Kinder zumeist noch eine wichtige Rolle spielt, ändert sich das häufig im Jugendalter. Hingegen zur Zeit der Familiengründung nimmt der Stellenwert von Nachbarschaft wieder zu und wird im höheren Alter sogar oft zur wichtigsten Kommunikationsquelle.

Hinzu kommen auch strukturelle Faktoren, die nachbarschaftliches Verhalten beeinflussen, was Nachbarschaft auch wesentlich von Freunden und Bekannten unterscheidet, die man sich frei auswählen kann (Pfeil, 1959, zitiert nach Hamm, 1996).

Nach Hellbrück und Fischer (1999) ergeben sich durch Nachbarschaft zahlreiche Vorteile, wenn die Nachbarschaft den Charakter eines sozialen Stützsystems annimmt. Aber beinahe zwangsläufig bedeutet Nachbarschaft auch eine Verwicklung in Konflikte, besonders hinsichtlich Lärm, zum Beispiel verursacht durch Kinder oder Hunde.

Befriedigende Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen sind nach Adams (1992, zitiert nach Maderthaner, 1995) relevante Indikatoren für eine hohe Lebenszufriedenheit und Lebensqualität – mehr als die Tatsache eine Rolle spielt, ob jemand in der Stadt oder auf dem Land lebt. Die subjektive Qualität von Nachbarschaft hängt nach Walden (1995)

wesentlich von der wahrgenommenen Fähigkeit ab, die eigene Nachbarschaft verbessern oder verändern zu können.

Kommunikation wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Zum Beispiel hängt die Qualität und die Dynamik von Kommunikationsprozessen wesentlich von Geschlecht, Alter, Status, Einstellungen und Intentionen der KommunikationspartnerInnen ab, sowie auch soziale Kontaktdichte, die Kommunikationsstruktur, die Themen und Formen der Kommunikation abhängt (Maderthaner, 1989, zitiert nach Maderthaner, 1995).

Kommunikation als ein menschliches Grundbedürfnis hat große Bedeutung für die Gestaltung nachbarschaftlicher Kontakte (Jeffres et al., 1987; Maderthaner, 1990, zitiert nach Maderthaner, 1995), indem sie das Zusammengehörigkeitsgefühl steigert und somit die Ortsverbundenheit und Ortsidentität verbessert.

Räumliche Nähe kann Kommunikation fördern, sofern Ähnlichkeiten in Alter, Beruf, Schichtzugehörigkeit und Freizeitinteressen festgestellt werden.

Räumliche und soziale Abgrenzung hingegen wirken hemmend auf kommunikative Prozesse. So wird dadurch Cliquenbildung gefördert und wechselseitige Konflikt- und Aggressionsbereitschaft erhöht (Bandura et al., 1975; Herkner, 1991, zitiert nach Maderthaner, 1995). Das Potenzial an Kommunikation, das die Stadt bietet, kann aufgrund der zu hohen Personendichte kaum genutzt werden. Soll dieses Potenzial zur Wirkung kommen, könnte durch die räumliche Gestaltung der Wohnumwelt Kommunikation zwischen Fremden begünstigt werden, da es Menschen allgemein leichter fällt miteinander zu kommunizieren, wenn die Umwelt Anlass dazu gibt (Hellbrück & Fischer, 1999). Ein gesteigerter Sense of Community⁴ könnte hier zu verbesserten nachbarschaftlichen Beziehungen, höherer erlebter Kontrolle und einer größeren Teilnahme an ortsbezogenen Initiativen führen (Chavis & Wandersman, 1990, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999).

Nachbarschaft kann auch als sogenannter *Defensible Space* fungieren, welcher als „Umwelt, deren physische Charakteristika es den Bewohnern erlauben, Funktionsträger ihrer eigenen Sicherheit zu sein“ (Newman, 1972, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999, S. 439) definiert ist. Nachbarn zeigen hier territoriales Verhalten, indem sie Kontrolle über den entsprechenden Raum ausüben, diesen verteidigen und somit zur Verminderung von Vandalismus und Kriminalität beitragen.

Je mehr die Wohnumgebung gruppentypische Merkmale aufweist, umso eher wird dieser Außenraum die Funktion eines Defensible Space erfüllen können. Einige bauliche

⁴ Sense of Community = Gemeindemitglieder erkennen sich als einander ähnlich, erkennen ihre wechselseitige Abhängigkeit an und erleben sich als Teil einer stabilen Struktur einer zukunftsfähigen Gemeinde (Sarason, 1974, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999).

Maßnahmen, die bei diesem Konzept eine Rolle spielen dürften sind nach Newman (1972, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) folgende:

- Die Einteilung des Wohnumfeldes in arealbezogene Einflusszonen, die Territorialansprüche hervorrufen.
- Den inneren und äußeren halbprivaten und halb-öffentlichen, sowie den angrenzenden öffentlichen Raum optimal einsehbar gestalten.
- Sogenannte Einfachstbauweisen und die damit verbundene Stigmatisierung der dort lebenden BewohnerInnen vermeiden.
- Verbesserung der Sicherheit der angrenzenden Areale, insbesondere durch die Standortwahl für intensiv genutzte kommunale Einrichtungen.

Ab Ende der 50er Jahre hat man in der städtebaulichen Konzeption versucht, die verschiedenen sozialen Gruppen zu durchmischen. In den neuen Siedlungen sollten Menschen aus allen Schichten wohnen, was man dadurch zu steuern versuchte, indem man unterschiedliche Bauformen miteinander mischte (mehrgeschossige Mietwohnungshäuser neben Einfamilienhäuser). Soziale Komplexität sollte hergestellt werden, die sich auf alle anregend auswirken sollte (Gronemeyer & Bahr, 1977, zitiert nach Flade, 1987).

Die Vorstellung, dass man durch Wohnbauarchitektur und Städteplanung Nachbarschaft erzeugen kann, wenn man nur für genügend räumliche Nähe sorgt, ist nicht immer realistisch.

Zusätzlich müssen soziale Nähe, wahrgenommene Ähnlichkeit in Interessen, Einstellungen und Lebensstil vorhanden sein. Ein Wohngebäude darf außerdem nicht zu groß sein, wenn es Nachbarschaft fördern soll. Inzwischen weiß man, dass kleine Einheiten mit homogener Bevölkerung vermutlich besser sind als eine zu kleinteilige Durchmischung unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen (Gans, 1961, zitiert nach Flade, 1987). Außerdem ist der Wunsch nach sozialen Kontakten eine notwendige Bedingung für die Entstehung von Nachbarschaft.

Hamm (1996) warnt aber auch davor, enge nachbarschaftliche Beziehungen mit konfliktfreiem Zusammenleben gleichzusetzen, da vor allem die soziale Kontrolle auch zum Problem werden kann. Dieser Sachverhalt wird in planerischen Überlegungen oft übersehen. Erstrebenswert wäre eine Balance zwischen nachbarschaftlichen Funktionen und den eigenen Bedürfnissen zu finden, je nachdem wie viel Nähe oder Distanz gewünscht ist. Hamm (1996) meint, dass Nachbarschaft alleine keine Grundlage für soziale Dienste oder politische Aktivierung bilden kann, aber in jedem Falle zur Entwicklung lokaler Identität und Ortsbezogenheit beitragen kann.

3.6 ANEIGNUNG

Aneignung ist ein interaktiver Prozess einer Mensch-Umwelt-Beziehung und bedeutet, über etwas Kontrolle zu haben, auf etwas Einfluss ausüben zu können, sich um eine Sache zu kümmern, mit etwas vertraut zu sein, sich damit verbunden zu fühlen, sich damit zu identifizieren, sich etwas eigen zu machen und in Besitz zu nehmen und kommt dem Bedürfnis nach individueller Gestaltung der Lebensumwelt, Inbesitznahme und Personalisierung nach (Walden, 1995), (Werner et al., 1985; Kruse & Graumann, 1978, zitiert nach Flade, 1987). Aneignung wird dabei von Gefühlen der Zugehörigkeit und des Wohlbefindens begleitet und macht deutlich, dass Wohnumwelt nicht nur Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum, sondern immer auch Handlungs- und Erlebnisraum ist (Peterschelka, 1998). Das Konzept der Aneignung sieht den Menschen als aktives Individuum, der sich die Umwelt den eigenen Eigenarten anpasst (Walden, 1995). Je früher NutzerInnen in ein Planungsprojekt involviert sind, desto eher können auch Fehlplanungen und Fehlinvestitionen verhindert und die Entstehung eines Zugehörigkeitsgefühls ermöglicht werden.

Nach Graumann (1996a) fand der Begriff der Aneignung in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts zunehmend Verwendung in der Ökologischen Psychologie. Aneignung bezieht sich hier auf die aktive bzw. interaktive Komponente eines Mensch-Umwelt-Verhältnisses. Im Konzept der Aneignung unterscheidet man in der Ökologischen Psychologie zwischen dem historischen Prozess der Aneignung der Natur und den daraus resultierenden Produkten, sowie den biografischen Prozess der individuellen Aneignung. Im ersten Prozess steht die Menschheit differenziert nach Kulturen im Mittelpunkt des Interesses, im zweiten sind es einzelne Individuen.

In dem Maße, wie ein Mensch sich etwas aus seiner Umwelt aneignet und es sich damit zu eigen macht, wird auch der Mensch selbst durch den Prozess der Aneignung, durch die „umweltspezifische Verwirklichung seiner selbst ein `anderer“ (Graumann, 1996a, S. 125). Aneignung heißt immer Bedeutungsverleihung, Benennung, Nutzung und manchmal auch Veränderung von Umwelten für die eigenen Zwecke. Aneignung bedeutet aber auch soziale Differenzierung und Markierung gegen andere. Kinder und Jugendliche eignen sich ihre Umwelt wesentlich durch Spielen bzw. durch Treffpunkte an, indem sie diese einfach frequentieren. Schon das regelmäßige Treffen an einem bestimmten Ort macht diesen Ort für die eigene wie für fremde - vor allem jugendliche - Gruppen sozial bedeutsam. Diese Form der Raumaneignung trägt wesentlich zum Zugehörigkeitsgefühl zu einer Clique bei und spielt eine Rolle bei sogenannten ingroup-outgroup Interaktionen und es entwickelt sich Ortsidentität (Graumann, 1996a).

Eine schon immer praktizierte und nicht seltene Form der Aneignung ist nach Graumann (1996a) die Zerstörung. Diese Form destruktiven Verhaltens, auch als Vandalismus bezeichnet, kann als „extreme negative Form von Aneignung, deren Symbolfunktion als eine Form von Kontrolle in vielen Fällen unverkennbar ist“ (Graumann, 1996a, S. 128) beschrieben werden.

Eine andere Form von symbolischer Aneignung sind Graffiti. Bestimmte Flächen oder Wagons erhalten dadurch Identität bzw. kennzeichnen sie das Revier einer Gruppe (Ley & Cybriwsky, 1974, zitiert nach Graumann, 1996a).

Auch Walden (1996, zitiert nach Peterschelka, 1998) vertritt die Ansicht, dass fehlende Gestaltungsmöglichkeiten in der Wohnumwelt Vandalismus hervor bringen. Menschen, die ihre Wohnumwelt als verwahrlost und hässlich empfinden und sich keinen Wohnortswechsel leisten können, würden demnach ihr Selbstwertgefühl verlieren und im Sinne des Konzepts der *gelernten Hilflosigkeit*⁵, resultieren daraus aus Trotz oftmals vandalistischen Aktivitäten. Vandalismus erfüllt hiermit die Funktion von Kontrollausübung, auch wenn dies in zerstörerischer Form passiert.

Fehlende Möglichkeiten, sich die eigene Wohnumgebung zu eigen zu machen, führen aber auch zu einem Rückzug ins Private bis hin zur Entfremdung und des Erlebens von Kontrollverlust. Bereits kleine Maßnahmen zur Personalisierung der Wohnung oder des Wohnhauses könnten aber schon das Gefühl von Zugehörigkeit steigern (Aufstellen von Pflanzen am Hausflur etc.) (Walden, 1995).

3.7 IDENTIFIKATION

Identifikation bedeutet so viel wie "gleichsetzen", sich also in einen anderen Menschen einzufühlen. Dabei werden Gefühle einer anderen Person als eigene erlebt, und man empfindet mit dieser Person mit (Wikipedia, 2006) .

Psychoanalytisch betrachtet, ist Identifikation „die Erhöhung des Selbstwertgefühls durch Identifikation mit einer Person oder Institution von hohem Rang“ (Zimbardo, 1995, S. 488). Identität ist das Ergebnis eines oder mehrerer Identifikationsprozesse. Identifikation zielt auf Aneignung ab, während Identität einen Zustand bezeichnet.

Reitzes (1986, zitiert nach Oberbauer, 1992) unterscheidet kognitive und evaluative-emotionale Aspekte der Identifikation. Die kognitive Komponente beschreibt er als

⁵ Gelernte Hilflosigkeit = Gelernte Hilflosigkeit nach Seligman (1967, zitiert nach Zimbardo, 1995) tritt auf, wenn unkontrollierbare und unvermeidbare aversive Reize auftreten und weder Flucht- noch Vermeidungsverhalten gegenüber einem aversiven Reiz möglich ist.

„identification of“, was als bedeutungsbezogene Umweltpräsentation verstanden werden kann. Als „identification with“ bezeichnet er die evaluativ-emotionale Komponente von Identifikation. Dies bedeutet die kognitive Repräsentation des Gegenübers oder der Umwelt einerseits. Andererseits ein Sich-Hineinversetzen in das Gegenüber bzw. die Aneignung der Umwelt (Weichhart, 1990, zitiert nach Oberbauer, 1992).

Graumann (1983, zitiert nach Oberbauer, 1992) unterscheidet ergänzend dazu 3 Arten von Identifikation:

- *Wahrnehmung und Kategorisierung der Umwelt*

Hierbei geht es nicht um die Feststellung der objektiven Umwelt, sondern um eine subjektive Rekonstruktion von lokaler Identität.

- *Erkenntnis, selbst Teil des Identifikationsprozesses zu sein und mit bestimmten Eigenschaften der Umgebung verbunden zu sein*

Hieraus ergeben sich Erwartungen und Zuschreibungen, die im Zuge eines Sozialisierungsprozess internalisiert werden. Diese wiederum bilden die Grundlage dafür, als zugehörig oder ausgeschlossen kategorisiert zu werden.

- *Aktive Auseinandersetzung mit der sozialen und physischen Umwelt.*

Teilweise Gleichsetzung der eigenen Person mit der Umgebung. Aspekte der Objekte und Orte werden zur Selbstdefinition herangezogen und in Folge als Teil der eigenen Identität empfunden.

Nach Graumann (1996b) ist die Stadt als intentionale Umwelt, so wie sie ihren BewohnerInnen erscheint, vor allem *die* Umwelt, die erkennen lässt, was an Identifikationsmöglichkeiten vorhanden ist und zu einer Ortsidentität beiträgt. Immer ist vor allem das Viertel, in dem man lebt, unausweichlich an den historisch-sozialen Kontext gebunden.

3.7.1 ORTSIDENTITÄT

Proshansky (1978, zitiert nach Kruse, Graumann & Lantermann, 1996) definiert Ortsidentität als die persönliche Identität eines Menschen bezogen auf dessen physische Umwelt und betont dabei Vorstellungen und Verhaltenstendenzen, die für die jeweilige spezifische Umwelt relevant sind, wonach die Ortsidentität eine wesentliche Komponente der Selbstidentität darstellt. Ortsidentität geht also über Gefühle hinaus. Wenn man sich mit einem Ort identifiziert, wird dieser zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit (Flade, 1987).

Ortsidentität ist nur einer von mehreren Aspekten der Ich-Identität (Proshansky et al., 1983, zitiert nach Flade, 1987).

Nach dem finnischen Psychologen Korpela (1992, zitiert nach Oberbauer, 1992) wird die physische Umwelt, besonders Lieblingsorte, zu Zwecken der Selbstregulation genutzt. Unter Selbstregulation versteht man die Herstellung und Erhaltung eines positiven Lust/Unlust-Gleichgewichts, hinsichtlich Selbstkohärenz und Selbstwertschätzung (Epstein, 1983; Korpela, 1989, 1992, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999). Mit anderen Worten bedeutet das, „das Individuum entwickelt eine (positive) emotionale Bindung an Orte, welche die so verstandene psychische Selbstregulation fördern, und es bezieht diese Orte in jene Kognitionen mit ein, die auf die eigene Person gerichtet sind“ (Hellbrück & Fischer, 1999, S.397).

Die Umwelt dient demnach als Instrument zur Selbstregulation, welche sich wiederum in der Ausbildung einer Ortsidentität niederschlägt. Der Ort, den der Mensch in sein Selbstkonzept miteinbezieht schließt aber auch negative Bewertungen ein (Flade, 1987).

Im Sinne dieser Annahmen kann also Wohnen als ortsbezogene Selbstregulation betrachtet werden, indem das Zuhause dem Ausgleich dieser positiven Lust-Unlust-Balance dient (Korpela, 1989, 1992, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999). Die Stadt oder ein Stadtviertel als intentionale Umwelt lässt erkennen, was daran an Identifikationsmöglichkeiten erlebt wird und damit zur Ortsidentität führt (Proshansky, 1978, zitiert nach Kruse, Graumann & Lantermann, 1996).

Wenn man annimmt, dass positive Ortsidentität als Bestandteil eines differenzierten und anpassungsfähigen Selbstmodells entwickelt wird, kann man weiter annehmen, dass ein solches Selbstmodell um so eher zustande kommt, je höher die Lebensqualität der Wohnumwelt ist. Die Lebensqualität einer Stadt wiederum steigt nach Harloff (1986, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) mit der Anzahl der Behavior Settings.

Und gemäß der Behavior-Settings-Theorie von Baker (1968, zitiert nach Hellbrück & Fischer, 1999) führt eine hohe Anzahl von solchen Behavior Settings dazu, dass diese eher von wenigen Menschen geteilt werden und damit den Eintritt neuer Mitglieder eher erleichtern und den einzelnen Mitgliedern das Gefühl von Bedeutung und Kompetenz innerhalb des Settings geben. Demnach müsste eine Stadt, die durch eine relativ große Anzahl an Behavior Settings gekennzeichnet ist, die Teilnahme am öffentlichen Geschehen in der Kommune verstärken.

Derartige Erfahrungen können vermutlich zur Entwicklung einer positiven Selbstwertschätzung und Entwicklung eines positiven Selbstkonzeptes beitragen und demnach einer von vielleicht vielen Faktoren zur Entwicklung von Ortsidentität sein.

Nach Hellbrück und Fischer (1999) lässt sich Ortsidentität im wesentlichen über folgende Merkmale bestimmen: Lustgefühl, Vertrautheit, Zugehörigkeit, Entspannung, Ordnung der Gedanken, freies Ausdrücken von Gefühlen, Kontrolle, Humanisierung, Wecken von Erinnerungen, Privatheit, Befreiung von sozialen Zwängen, mit anderen Zusammensein.

Der Begriff „Ortsidentität“ wird nach Oberbauer (1992) oftmals für zwei verschiedene Sachverhalte verwendet: Einerseits bezeichnet Ortsidentität die Identität (im Sinne von Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit) eines Ortes, andererseits bezeichnet man damit das Ergebnis einer Identifikation einer Person mit einem Ort.

Um eine eindeutige Unterscheidung dieser beiden Phänomene zu ermöglichen, nennt man ersteres „lokale Identität“ und letzteres „Ortsidentität“ oder „ortsbezogene Identität“ (Göschel, 1984, zitiert nach Oberbauer, 1992).

Flade (1987) führt eine Reihe von Faktoren an, welche eine Identifikation mit dem Wohnort begünstigen:

- Wohnform (Vgl. 3-stöckige und 13-stöckige Häuser, emotionale Verbundenheit höher bei Menschen, die weiter unten wohnen (McCarthy & Saegert, 1978, zitiert nach Flade, 1987))
- Verkehrsbelastung: Straßenverkehr vor der Haustüre als Barriere, über die hinweg sich keine Ortsbezogenheit oder Ortsidentität entwickeln kann.
- Wohnverhältnis (Mieter oder Eigentümer): Bereitschaft, selbst aktiv zu werden bei EigentümerInnen höher.
- Lebenszyklusphase
- Berufstätigkeit
- Soziale Schichtzugehörigkeit
- Wohndauer
- Besonders stark verbunden sind nichtberufstätige Frauen mit jüngeren Kindern.
- Angehörige der mittleren und oberen Schicht engagieren sich mehr in lokalen Interessensverbänden, Organisationen, etc. (größere lokal verankerte Handlungsbereitschaft).
- Personen aus der unteren Schicht haben häufiger Bekannte und Verwandte in der Nähe (stärkere Bindung an die soziale Wohnumwelt)

Wenn Menschen den Ort, an dem sie wohnen, nicht in ihr Selbst miteinbeziehen kann es dazu kommen, dass sie sich weniger um das, was vor ihrer Wohnungstür passiert kümmern, sie sich seltener oder gar nicht engagieren oder sie sich isoliert und nicht zugehörig fühlen (Flade, 1987). Woraus sich schließen lässt, dass Ortsidentität ein begünstigender Faktor für die Beteiligung von BewohnerInnen bei der Gestaltung ihrer Wohnumwelt ist.

Planungsprojekte können demnach darauf achten, dass Wohngebäude nicht zu hoch gebaut werden (maximal viergeschossig), Straßenverkehr aus Wohngebieten ferngehalten wird und BewohnerInnen in die Planung miteinbezogen werden, damit Menschen gern an dem betreffenden Ort wohnen.

Dies kann zur Folge haben, dass die Wohndauer und die Vertrautheit mit den örtlichen Belangen zunimmt. Die Bekanntheit mit in der Nähe wohnen Menschen wird höher und je besser man bescheid weiß, desto besser kann man an der Lösung lokaler Probleme mitarbeiten, denn Identifizierung schafft Betroffenheit (Flade, 1987; Edlinger & Potyka, 1989).

3.8 BELASTUNGEN IN DER WOHNUMWELT

3.8.1 UMWELTSTRESSOREN

Zur Sicherung von Wohlbefinden und Gesundheit passt der Mensch einerseits die Umwelt seinen Bedürfnissen an (Steigerung von Ressourcen, Minderung von Risiken etc.), zum anderen muss sich der Mensch an seine Umwelt anpassen. Hierzu muss er Fähigkeiten erlernen und Anstrengungen unternehmen. Zwischen der Bedürfnislage und der Anpassungsleistung des Menschen besteht eine wechselseitige Abhängigkeit, die in Ausnahmefällen (knappe äußere Ressourcen, Umweltkatastrophen etc.) zu einem Zusammenbruch der Anpassungsleistung führen kann. Der daraus resultierende extrem hohe Einsatz organismischer Ressourcen zur Bewältigung solcher Anpassungskrisen ist zentrales Merkmal von Stress. Stress wird im allgemeinen als aversiver Zustand erlebt (Distress), kann aber auch in schwächerer Ausprägung oder bei kürzerer Dauer anregende Qualitäten aufweisen (Eustress). Die positive Bewertung von Stress setzt natürlich voraus, dass die betroffene Person über adäquate Bewältigungsmechanismen verfügt. Eine negative Auswirkung von Stress und psychische Störungen durch Stress sind dann zu erwarten, wenn die Kompetenz zur Bewältigung der Stressoren nicht oder zu wenig vorhanden ist (Schönpflug, 1996; Stengel, 1999).

Umweltstressoren sind Umweltbedingungen, die in belastender Weise einwirken und dabei das körperliche, psychische und soziale Wohlbefinden beeinträchtigen können. Solche Belastungsfaktoren können z.B. Dichte, Geräusche, Gerüche, Hitze, Schmutz oder eine hohe Kriminalitätsrate in einem Wohngebiet sein (Hellbrück & Fischer, 1999).

Umweltstressoren können in allen Bereichen der geografischen, technischen und sozialen Umwelt ihren Ursprung haben. Sie sind ihrer Art nach individuell, kulturell und historisch geprägt (Schönpflug, 1996).

Man kann Stressoren einteilen in physische oder soziale (nach ihrem Ursprung), aktuelle oder chronische Stressoren (nach der Dauer) und in individuelle und kollektive Stressoren (nach der Anzahl der Betroffenen).

Stressoren beeinträchtigen im allgemeinen den Ablauf kognitiver Tätigkeiten, erzeugen Fehlhandlungen und führen zu Misserfolg. Diese Auswirkungen können simultan, aber auch noch nach der direkten Einwirkung von Stressoren auftreten (Schönplugh, 1996).

Inwieweit solche belastenden Umweltbedingungen als beeinträchtigend erlebt werden, hängt auch noch von anderen als allein den objektiven Belastungen ab. Das bedeutet, dass sich aufgrund objektiver Messungen allein nicht vorhersagen lässt, ob eine Belastung zu einer Beeinträchtigung des Wohlbefindens führen wird.

Charakteristisch für Umweltstressoren ist nach Schönplugh (1996) auch, dass sie chronisch wirken und dass sie als typisches Hintergrundphänomen oft gar nicht bewusst werden.

Es kommt nicht allein auf die Stärke der Stressoren an, sondern wichtig ist auch ihre Einwirkungsdauer. Weil in den meisten Fällen Anstrengungen des einzelnen nicht ausreichen, um die Belastungsfaktoren unschädlich zu machen, sind Anpassungsreaktionen hier umso wahrscheinlicher (*Coping*⁶).

3.8.1.1 Kontrollverlust

Eine Person erlebt einen Kontrollverlust, wenn diese erwartet, ein als störend erlebtes Ereignis beeinflussen zu können, aber erfahren muss, dass keine ihrer Handlungsmöglichkeiten zum gewünschten Ergebnis führt (Fischer, 1996). Werden Erfahrungen dieser Art häufig erlebt, kann dies nach Seligman (1975, zitiert nach Fischer, 1996) zu sogenannter *erlernter Hilflosigkeit* führen. Diese führt zu fehlender Motivation einer Person, Einfluss auszuüben, erschwert das Erkennen und Erlernen objektiv gegebener Zusammenhänge und kann mit Furcht einhergehen, die bis zu Depression führen kann. Nach der attributionstheoretischen⁷ Erweiterung dieser Annahme sind vor allem Menschen gefährdet, die annehmen, sie wären als einzige in bestimmten Situationen hilflos und der Grund seien persönliche Merkmale (Abramson, Seligman & Teasdale, 1978, zitiert nach Fischer, 1996).

⁶ Coping = Unter Coping versteht man Bewältigungsstrategien, um mit den Anforderungen unserer Umwelt zurecht zu kommen und dabei negative Konsequenzen zu vermeiden (Lazarus & Folkman, 1984, zitiert nach Zimbardo, 1995)

⁷ Attributionstheorie = Die Attributionstheorie beschreibt, wie Menschen versuchen, inneren oder äußeren Ereignissen, die sie wahrnehmen, eine Bedeutung zu verleihen. Dem zugrunde liegen die menschlichen Bestrebungen, Ursachen für Handlungen zu suchen, von beobachtetem Verhalten auf innere Dispositionen zu schließen, sowie für die eigenen Handlungen und die Handlungen anderer Menschen Zuschreibungen von Verantwortung und Schuld vorzunehmen (Heider, 1958, zitiert nach Zimbardo, 1995).

Ein davon zu unterscheidender Zustand des Kontrollverlustes ist nach Brehm (1966, zitiert nach Fischer, 1996) die *psychische Reaktanz*. Ein derartiger aversiver Erregungszustand tritt ein, wenn eine Person davon überzeugt ist, sich in einer Situation frei verhalten zu können, dann aber eine Einschränkung dieser Freiheit erleben muss und Aktivitäten zur Wiedererlangung der Freiheit werden gesetzt.

Man geht davon aus, dass beim Erlebnis von Kontrollverlust zunächst Reaktanz, also eine Steigerung der Kontrollmotivation, und erst nach wiederholtem Misserfolg, kommt es zu einer Abschwächung der Motivation unter das Ausgangsniveau und Hilflosigkeit wird erlebt (Wortman & Brehm, 1975, zitiert nach Fischer, 1996).

Fischer (1996) beschreibt den Begriff der Umweltkontrollierbarkeit, welche nach Stokols (1979, zitiert nach Fischer, 1996) dem „Ausmaß [entspricht], in dem ein Umweltbereich so verändert oder erhalten werden kann, daß er in Kongruenz zu persönlichen Vorlieben steht und psychisches Wohlbefinden fördert, sowie das Ausmaß, in dem die Konfrontation mit diesem Bereich vom Individuum reguliert werden kann“ (Fischer, 1996, S. 168).

3.8.1.2 Lärm

Man unterscheidet allgemein zwischen Schall, der eine objektiv messbare Einheit darstellt und Lärm, der ein subjektives Empfinden von Schall beschreibt (Flade, 1987). Lärm kann also nur rein psychologisch beschrieben werden als störender oder schädigender Schall (Kittner, 1992). Lärm wird auch als unerwünschter Schall definiert, jedoch bezeichnet man nicht jeden Schall, der unerwünscht ist als Lärm. Das Gegenteil von Lärm ist Ruhe, die mit Geräuschen verbunden ist, die nichts Beunruhigendes oder Alarmierendes an sich haben (Hellbrück & Fischer, 1999; Rohrmann, 1996a).

Lärm ist der häufigste Umweltstressor (Flade, 1987). Besonders empfindlich gegenüber Lärmbelästigung ist der Nachtschlaf, da in den Abend- und Nachtstunden ein hoher Anspruch an Ruhe besteht. Lärm kann dabei Entspannung verhindern, das Einschlafen oder Durchschlafen beeinträchtigen, was in der Regel mit physiologischen Stressreaktionen einher geht, die bei andauernder Wirkung zu gesundheitlichen Problemen führen können (Hellbrück & Fischer, 1999). Das heißt, man kann zwischen akuten Lärmwirkungen, die unmittelbar auf den Reiz folgen, sowie chronischen Lärmwirkungen unterscheiden. Eine chronische Lärmbelästigung kann, vor allem wenn diese als nicht kontrollierbar erlebt wird, Untersuchungen zufolge zu einer Schwächung des Immunsystems führen und auf Dauer eine depressive Haltung fördern.

Lärm kann auch aggressives Verhalten auslösen. Dies allerdings vor allem dann, wenn eine Person bereits in ärgerlicher Stimmung ist. Je mehr eine Lärmbelästigung dabei kontrolliert werden kann, desto weniger reagierten Personen in Untersuchungen aggressiv darauf.

Wobei zu ergänzen ist, dass bereits die wahrgenommene Kontrolle ausreicht, also das Gefühl, man könnte sich dem Lärm entziehen, auch wenn diese Möglichkeit von den Versuchspersonen tatsächlich nicht genutzt wurde (Hellbrück & Fischer, 1999).

Das größte Lärmproblem stellt allgemein und besonders in Städten der Verkehrslärm dar (Hellbrück & Fischer, 1999). Je mehr Autos durch eine Straße fahren, umso höher ist die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit, umso höher ist demnach der Geräuschpegel und umso höher ist die Zahl der Unfälle pro Jahr (Flade, 1987).

Je höher die Verkehrsbelastung in einer Straße ist, desto kleiner ist das persönliche Territorium von BewohnerInnen. Bei hoher Verkehrsbelastung kann es sein, dass das persönliche Territorium nicht über die eigene Wohnung hinaus reicht; d.h. die Straße wirkt als Barriere. Bei geringem Verkehr hingegen, wird der Straßenraum als zur Wohnumwelt zugehörig erlebt (Flade, 1987).

3.8.1.3 Kriminalität und Vandalismus

Ein grundlegendes Wohnbedürfnis ist jenes nach Sicherheit und Schutz. Entsprechend weitreichend können die Folgen sein, wenn dieses Bedürfnis verletzt wird. Sachzerstörungen in Wohngebieten können dieses Sicherheitsgefühl beeinflussen. Neben der tatsächlichen Kriminalitätsbelastung ist das subjektive Empfinden auch von Personen- und Situationsmerkmalen, wie zum Beispiel der Belebtheit eines Ortes, der Tageszeit, dem Alter der Person (alte Menschen haben verstärkt Kriminalitätsangst) abhängig (Flade, 1987).

Vandalismus ist als absichtsvolle Sachzerstörung oder –beschädigung definiert.

Besonders betroffen sind öffentliche Bereiche, wie Spielplätze, Grünflächen, Schulgebäude, Freizeitzentren, öffentliche Verkehrsmittel, öffentliche Gebäude, Wohnanlagen, Straßenlaternen, Telefonzellen und dergleichen. Tatverdächtige sind überproportional häufig männliche Jugendliche (Busch, 1986; Flade, 1984; zitiert nach Flade, 1996b).

Nach derzeitigem Stand sozialwissenschaftlicher Forschungen kann Vandalismus nicht ausschließlich über psychische oder biologische Faktoren erklärt werden, sondern es werden auch soziale Umstände vermehrt als Auslöser vandalistischer Beschädigungen angenommen (Flade, 1996b).

Vandalismus hat so etwas wie einen subjektiven Nutzen. Zwei Theorien versuchen auf dieser Basis, die Entstehung von Vandalismus zu erklären.

Nach der *Ästhetischen Theorie des Vandalismus* (Allan und Greenberger, 1978, zitiert nach Flade, 1987) werden Zerstörungen als angenehm und lustvoll erlebt, weil dadurch etwas Unerwartetes, Neuartiges und Komplexeres erzeugt wird, das als anregend erfahren wird. Vandalismus ist demnach ein Mittel, das Bedürfnis nach Anregung zu befriedigen.

Die zweite Theorie dazu beschreibt *Vandalismus als Kontrollerlebnis*. Das Zerstören von Dingen bedeutet in diesem Zusammenhang eine Form der Aneignung. Wenn man etwas zerstören kann, bedeutet das, man kann Einfluss darauf ausüben und sich mit der Gesellschaft verbunden zu fühlen (Hirschi, 1969, zitiert nach Flade, 1987, 1996b).

Die Folgerung aus diesen beiden Annahmen wäre also, wenn Wohnumwelten hinreichend komplex und anregend gestaltet sind, braucht man sie erst nicht zu zerstören, um das Bedürfnis nach Komplexität und Neuartigkeit zu befriedigen.

Vandalismus führt zu mehr Vandalismus („erosive vandalism“). Flade (1996b) beschreibt damit jenen Aspekt von Vandalismus, nach dem bereits verwahrloste Wohnumwelten besonders anfällig sind für weitere Beschädigungen (Kube & Schuster, 1985, zitiert nach Flade, 1996b). Ein weiterer Faktor, der Vandalismus fördern kann, ist die erlebte Ungerechtigkeit.

Dieser Annahme zufolge wird das Eigentum anderer zerstört, um erfahrene Ungerechtigkeit oder Benachteiligung damit auszugleichen (Baron & Fischer, 1984, zitiert nach Flade, 1996b).

Nach der Kontrolltheorie ist die beste Prävention gegen Vandalismus jene, den Menschen mehr Kontrolle zu ermöglichen. Davon ausgehend, dass der Mensch das Bedürfnis hat, sich selbst zu entfalten und zu verwirklichen, sollte insbesondere die Wohnumwelt so angelegt sein, dass dieses Bedürfnis befriedigt werden kann. Je mehr Kontrolle Menschen über alltägliche Umwelt ausüben können, umso geringer müsste demnach ihre Motivation sein, ihre Umwelt zu zerstören (Flade, 1987).

Neben der psychologischen Kontrolle durch individuelle Aneignung spielt die soziale Kontrolle eine wichtige Rolle. Eine mögliche Erklärung für überproportional anwachsende Kriminalität mit zunehmender Gemeindegröße ist die fehlende soziale Kontrolle durch BewohnerInnen (Flade, 1987).

Aber nicht nur die oben erwähnten männlichen Jugendlichen zeigen vandalistisches Verhalten. Zimbardo (1973, zitiert nach Flade, 1987, 1996b) hat in einem Experiment gezeigt, dass es „ganz normale“ Leute sind, die vandalistisch handeln.

4. KONFLIKTE UND KONFLIKTPOTENZIAL

Reiter (1997) führt zusammenfassend folgende Beschreibung von Konflikten an:

- Es stehen sich mindestens zwei Parteien gegenüber, wobei sich die Parteien mit einander konträren oder kontradiktorischen Aussagen identifizieren (Schwarz, 1985, zitiert nach Reiter, 1997).
- Es stoßen also zwei Inhalte aufeinander, die durch Gegensätzlichkeit und/oder Unvereinbarkeit gekennzeichnet sind. Diese Unvereinbarkeiten ergeben sich zum Beispiel aus unterschiedlichen Interessen, Bedürfnissen oder Ideologien.
- Ein Konflikt ist nur dann ein Konflikt, wenn zumindest eine der beteiligten Parteien diesen Gegensatz auch erkennt, d.h. der Konflikt muss als solcher realisiert werden.
- Ein Konflikt ist nach Glasl (1993, zitiert nach Reiter, 1997) erst als solcher zu behandeln, wenn die Konfliktparteien in Interaktion treten.

Grundsätzlich stehen den beteiligten Kontrahenten immer folgende Möglichkeit zur Verfügung, mit dem Konflikt umzugehen (Satke, 1995, zitiert nach Reiter, 1997):

- Die Interaktion vollständig beenden.
- Zu strategischen Handlungen übergehen und zum Beispiel versuchen, den Konflikt durch Ausspielen von Machtmitteln für sich zu entscheiden.
- In irgendeiner Weise ablenken oder ausweichen und damit den Konflikt dahin schwellen zu lassen.
- Verdeutlichungen, Begründungen oder Rechtfertigungen und Ähnliches hervorbringen bzw. direkt in einen Diskurs einzusteigen und damit den Konflikt diskursiv bearbeiten.
- Mit Beteiligungsverfahren einen formalen Rahmen für diese Option herzustellen versuchen.

Typische Konfliktbereiche, die in Beteiligungsprojekten immer wieder bearbeitet werden müssen sind nach Boll und Selle (1996) vor allem Konflikte des alltäglichen Lebens, wie zum Beispiel Lärmbelästigung, Hof- und Freiraumnutzung. Weiter vertreten oft meinungsführende Gruppen Ausgrenzungsinteressen gegenüber Personen, die sich weniger artikulieren. Und nicht zuletzt kommen oft Selbstdarstellungs- und Profilierungstendenzen von Meinungsführenden zum Ausdruck, was die Gefahr einer Interessensvertretung einiger weniger zur Folge hat.

Konfliktmanagement ist eine zentrale Aufgabe des Stadtteilmanagements.

Über eine Art Metakommunikation können Probleme verdeutlicht und die Ursachen für Konflikte benannt werden. Konfliktmanagement fördert notwendiges gegenseitiges Verständnis und hilft Frustration zu vermeiden (Alisch, 1998).

4.1 VORURTEILE UND STEREOTYPE

Das Vorurteil ist „eine auf falsche oder unvollständige Informationen gegründete, generalisierte feindselige oder negative Einstellung einer spezifischen Gruppe gegenüber“ (Aronson, 1994, S. 298). Bei Stereotypisierung werden jedem Mitglied einer bestimmten Gruppe identische Merkmale zugeschrieben.

Man kann davon ausgehen, dass wir alle mehr oder weniger große Vorurteile gegenüber unterschiedlichster Dinge und Personen haben und stereotype Vorstellungen im Laufe unseres Lebens entwickeln. Diese Vorgänge geschehen nicht unbedingt in böser Absicht, sondern dienen im allgemeinen einer Vereinfachung im Umgang mit komplexen Phänomenen, sofern sich ein Stereotyp auf Erfahrung stützt und einigermaßen zutrifft. Hindert es uns jedoch daran, individuelle Unterschiede innerhalb einer Gruppe von Menschen wahrzunehmen, führt dies zu einer sogenannten Fehlanpassung und ist potenziell gefährlich (Aronson, 1994).

Stereotypisierung ist Sonderfall von Attribution. Unter Attribution versteht man die Tendenz, jedem Ereignis eine Ursache zuzuschreiben, auch über vorhandene Informationen hinaus. Solche kausalen Schlussfolgerungen sind häufig funktional, können aber naturgemäß auch falsch sein. Typischer Weise schreibt man eigenen Fehlern äußere Ursachen zu, wohingegen der Grund für Fehler anderer Menschen meist auf einen Mangel an Fähigkeiten zurück geführt wird.

Das heißt in mehrdeutigen Situationen neigen wir dazu, Attributionen vorzunehmen, die unseren Überzeugungen oder Vorurteilen entsprechen. Thomas Pettigrew (1979, zitiert nach Aronson, 1994) bezeichnet dies als den „grundlegenden Attributionsfehler“.

Solch ein Prozess der Attribution kann sich nach Aronson (1994) sogar spiralförmig hoch steigern: Vorurteile verursachen besondere Arten von negativen Attributionen, die ihrerseits wiederum die Vorurteile verstärken können.

4.1.1 AUSWIRKUNGEN VON VORURTEILEN

Vorurteile können unser Verhalten derart beeinflussen, dass sie bei unserem Gegenüber genau jenes Verhalten hervorrufen, welches wir entsprechend unseres Vorurteils erwartet haben. Dieses Phänomen der „sich selbst erfüllenden Prophezeiung“ bedeutet, dass ein

erwartetes Ereignis zur Wirklichkeit wird, nur aufgrund einer Annahme oder Voraussage, wodurch sich diese wiederum bestätigt.

Aronson (1994) spricht in diesem Zusammenhang davon, dass Überzeugungen Wirklichkeit schaffen können und beschreibt unter anderem die Studie von Snyder und Swann (1978). In einer Reihe von Experimenten untersuchten sie Strategien, die Menschen einsetzen, um ihre eigenen Hypothesen zu überprüfen, sowie das Ausmaß, in dem die Reaktionen anderer die eigene Überzeugung bestätigen. Hierzu wurden StudentInnen aufgefordert, zu überprüfen, ob eine andere Person extravertiert bzw. introvertiert sei. Dazu erhielten sie eine umfangreiche Liste von Fragen, aus der sie zwölf aussuchen sollten. Die Versuchspersonen suchten dabei unwissentlich Fragen aus, die ihr Hypothese (die Person ist entweder extravertiert oder introvertiert) bestätigen musste – also extravertierte Fragen für extravertierte Personen und umgekehrt. In einem zweiten Experiment wurden zusätzlich die Antworten der Befragten von unabhängigen BeurteilerInnen bewertet. Und auch hier konnte gezeigt werden, dass Personen, die zum Beispiel introvertierte Fragen erhielten, als introvertiert eingestuft wurden. Obwohl diese Experimente aus den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts stammen, zeigen sie doch recht anschaulich, dass wir dazu neigen, nicht nur verzerrende Strategien einzusetzen, um unsere Überzeugungen zu bestätigen, sondern diese Vorgehensweise tendenziell Verhalten hervorruft, die wiederum die fraglichen Überzeugungen bestätigen.

Wenn wir also eine bestimmte vorgefasste Meinung gegenüber anderen haben, stellen self fulfilling prophecies sicher, dass wir eine unseren Erwartungen entsprechende soziale Wirklichkeit schaffen. Selbst wenn man offen genug ist, um die Richtigkeit seiner Überzeugungen zu prüfen, setzt man oft unbewusst solche Strategien ein, die die eigene Überzeugung bestätigen (Aronson, 1994).

4.1.2 URSACHEN VON VORURTEILEN

Vorurteile resultieren einerseits aus einem Bedürfnis sich selbst zu rechtfertigen, aber auch Macht und Status dürften dabei eine Rolle spielen.

„Man kann Vorurteile [zum Teil] als ein Ergebnis ökonomischer und politischer Kräfteverhältnisse sehen“ (Aronson, 1994, S. 320). Speziell in Zeiten, in denen die Ressourcen knapp sind, nehmen Vorurteile mehr Raum ein. Die „herrschende“ (Aronson, 1994, S. 320) soziale Schicht, versucht andere zu benachteiligen und sich selbst einen materiellen Vorteil zu verschaffen.

Zu den ökonomischen Faktoren von Vorurteilen kommen aber auch noch tiefergreifende psychologische Ursachen. Menschen lenken ihre Aggressionen auf eine Gruppe, die unbeliebt, leicht erkennbar und relativ machtlos ist.

Die meisten von uns neigen in manchen Situationen dazu, die Schuld auf einen Sündenbock zu schieben und die jeweiligen äußeren Umstände tun das ihrige dazu.

Aronson (1994) nennt aber noch einen weiteren Faktor als Ursache für Vorurteile: Die autoritäre Persönlichkeit (Adorno et al, 1973, zitiert nach Aronson, 1994). Diese neigen zu rigiden Überzeugungen, konservativen Wertvorstellungen, dulden keine Schwäche, sind hochgradig bestrafend, misstrauisch und autoritätsgläubig.

Eine weitere Rolle spricht Pettigrew (1997, zitiert nach Aronson, 1994) der Konformität gegenüber sozialen Normen zu. Er meint, dass Vorurteile zwar aufgrund von Frustration, Konkurrenz und Persönlichkeit entstehen, geht aber davon aus, dass vorurteilsvolles Verhalten aus einer Unterwerfung unter soziale Normen resultiert.

Nach Mann (1994) resultieren Vorurteile vor allem aus einer Zuschreibung unerwünschter Charaktereigenschaften auf eine Minderheitengruppe. Da der Mensch nur ungern die Existenz von Minderwertigkeitsgefühlen und Impulsen zu Aggression bei sich selbst erkennt, projiziert er diese auf eine passende soziale Gruppe und umgeht damit die Tatsache, dass sie Teil seiner/ihrer selbst sind.

4.1.4 VORURTEILE GEGENÜBER BESTIMMTEN BEVÖLKERUNGSGRUPPEN

Bei der Erhebung haben sich vorurteilsbehaftete Meinungen vor allem gegenüber MigrantInnen und Obdachlosen heraus gestellt. Deshalb möchte ich an dieser Stelle diese beiden Gruppen hervor heben und theoretische Erklärungsversuche für das Zustandekommen von Vorurteilen beschreiben.

4.1.4.1 Ethnische Gruppen

Die sogenannte *Kontakt-Hypothese* (Allport, 1954, zitiert nach Rosch-Inglehart, 1996) besagt, dass Kontakt zwischen Menschen aus unterschiedlichen ethnischen Gruppen dazu beiträgt, Feindseligkeiten und Vorurteile abzubauen. Untersuchungen dazu haben ergeben, dass dabei vor allem die Art des Kontaktes entscheidend ist und weniger das Ausmaß (Amir, 1969, 1976, Cook, 1970, zitiert nach Rosch-Inglehart, 1996). Weiter sind positive Einstellungsänderungen eher wahrscheinlich, wenn die ursprüngliche Einstellung nicht zu extrem ist, wenn enge Kontakte stattfinden, wenn das soziale Klima den Kontakt fördert, wenn Kooperation nötig ist und wenn die beteiligten Personen den gleichen sozialen Status haben. Untersuchungen von Pettigrew et al. (1973, zitiert nach Aronson, 1994) haben ergeben, dass im schulischen Umfeld diese Bedingungen meist nicht erfüllt sind oder sogar zu Ablehnung anderer ethnischer Gruppen führen können. In der außerschulischen Umwelt jedoch, können positive Einstellungs- und Verhaltensänderungen günstig beeinflusst werden. Die erste Möglichkeit des Kontaktes zwischen Menschen unterschiedlicher Ethnien ist nach Rosch-Inglehart (1996) der Spielplatz, welcher demnach einen geeigneten Rahmen für ein

Kennenlernen bieten kann. Insbesondere sind Burschen offener für Kontakte mit anderen Personen anderer Ethnien, was Rosch-Inglehart (1996) durch vermehrte sportliche Aktivitäten und Spiele mit Intergruppenkontakten erklärt.

Ein weiterer Faktor ist die oft verstärkte Konzentration von sogenannten Minoritäten in bestimmten Stadtvierteln, was zu einer erhöhten Sichtbarkeit, Auffälligkeit und Abschließung der Personen führt. Diese räumliche Konzentration besteht vor allem in Gebieten mit niedrigem sozialen Status und niedriger Wohnqualität (Loll, 1985, zitiert nach Rosch-Inglehart, 1996). Rosch-Inglehart (1996) vermutet daraus folgend eine erhöhte Belastung mit Umweltstressoren, räumliche Dichte und eine Unmöglichkeit gewisser Privatheit.

4.1.4.2 Obdachlose

Betrachtet man obdachlose Personen als Teil einer sogenannten Randgruppe, so lässt sich eine solche als sozial benachteiligte Gruppe definieren, innerhalb derer sozioökonomische Nachteile und infrastrukturelle (Disparitäten) vermehrt auftreten. Krebs (1996) weist darauf hin, dass der Begriff einer Gruppe hier eher missverständlich in Verwendung ist, da unter Obdachlosen nicht von einer sozialen Einheit gesprochen werden kann. Krebs (1996) sieht Obdachlosigkeit als Ergebnis verschiedener ökonomischer und sozialer Umstände. Weit verbreitet hält sich die Annahme, Obdachlosigkeit sei dem eigenen Verschulden betroffener Personen zu zuschreiben. Tatsache ist aber, dass allen voran Armut – Krebs (1996) nennt hier vor allem Einkommensarmut – und die Lage des Wohnungsmarktes soziale Benachteiligung schaffen, die nicht selten in Obdachlosigkeit enden kann. Zu dieser Entwicklung tragen selbstverständlich auch individuelle Ursachen einer betroffenen Person bei, wie zum Beispiel eine Überforderung, mit der materiellen Existenzsicherung umgehen zu können. Krebs (1996) meint an dieser Stelle allerdings, dass entsprechende Einstellungen und das Verhalten einer Person ebenfalls wieder gesellschaftlich bedingt sein können. So ist zum Beispiel gelernte Hilflosigkeit (Seligman, 1975, zitiert nach Krebs, 1996) ein Phänomen, dass besonders in schwächeren sozialen Bevölkerungsschichten auftreten kann, die „selbständiges, eigenverantwortliches Handeln und Umweltkontrolle kaum erlernen“ (Krebs, 1996, S. 437). Demnach ist bei der Entstehung von Obdachlosigkeit die Dominanz gesellschaftlicher Ursachen nicht von der Hand zu weisen.

5. ÜBERLEITUNG ZUM EMPIRISCHEN TEIL

Im theoretischen Teil habe ich versucht, einen Überblick über die zentralen Bereiche zu geben, welche den Hintergrund zu den Ergebnissen im empirischen Teil darstellen. Definitionen und Begriffsbestimmungen, so wie unterschiedliche Sichtweisen der Stadt und Betätigungsfelder von PsychologInnen in der wissenschaftlichen und praktischen Auseinandersetzung mit der Stadt habe ich angeführt. Partizipation im Wohnumfeld, sowie Bedürfnisse von NutzerInnen an ihre Wohnumwelt wurden dargestellt. Aneignung und Identifikation wurden theoretisch erklärt, sowie die Auswirkung von sogenannten Umweltstressoren auf das Wohlbefinden und die Zufriedenheit von BewohnerInnen. Schließlich bin ich noch auf Konflikte und die oftmals dafür ursächlich vorhandenen Vorurteile gegenüber bestimmten Bevölkerungsgruppen eingegangen, wie sie vor allem in der Sozialpsychologie erörtert werden.

In den folgenden Kapiteln wird die Vorgehensweise zur Untersuchung der Veränderungspotenziale und Zufriedenheit bei den Beteiligten des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ dargestellt. Zuerst werden die qualitativen Methoden beschrieben, wie sie zum Einsatz gekommen sind. Danach gebe ich einen kurzen Überblick über das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“, um dann auf die Erhebung und Auswertung der Daten einzugehen. Schließlich werde ich die Ergebnisse der Erhebung ausführlich darstellen, um Antworten für mein Forschungsinteresse ableiten zu können.

B. EMPIRIE

6. METHODIK

Für diese Untersuchung wurde bewusst der Einsatz qualitativer Verfahren gewählt, um eine offene und flexible Vorgehensweise zu ermöglichen.

Auch nach Graumann (1996b) ermöglicht die Verwendung qualitativer Verfahren, welche die EinwohnerInnen einer Stadt oder eines Viertels möglichst frei zu Wort kommen lassen, dass die Stadt oder das Viertel – in meinem Falle der Park - aus der Perspektive des/der Städterin zum Vorschein kommt. Aus der kognitiven, emotionalen, motivationalen und Verhaltens-Intentionalität wird die Stadt sehr viel reicher präsentiert, als es mit Hilfe eines ausschließlich kognitiv verstandenen Instruments möglich wäre.

6.1 QUALITATIVE SOZIALFORSCHUNG

6.1.1 BEGRIFFSBESTIMMUNG UND GESCHICHTE

Nach Lamnek (2005) hat sich aus dem Unbehagen an der unreflektierten Anwendung herkömmlicher Forschungsverfahren seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine neue Richtung empirischer Sozialforschung entwickelt, die gemeinhin mit dem Schlagwort „qualitativ“ bezeichnet wird, in Abgrenzung zu den sogenannten „quantifizierenden“ Verfahren. Nach Mayring (1996) bedeutet diese Entwicklung eine wesentliche Veränderung für die Sozialwissenschaften.

Der Ursprung qualitativer Forschung in der Psychologie liegt bereits in den Anfängen dieser wissenschaftlichen Disziplin. Bereits Wilhelm Wundt (1885, zitiert nach Flick, 2000), Begründer der experimentellen Psychologie, verwendete verstehende und beschreibende Methoden im Rahmen seiner Völkerpsychologie (1900-1920) gleichberechtigt neben den experimentellen Methoden der allgemeinen Psychologie.

In Österreich liegen die Wurzeln der Qualitativen Sozialforschung bei der Studie „Die Arbeitslosen vom Marienthal“ von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1933, zitiert nach Ehmayer, 2001b). Die 2001 verstorbene Psychologin Marie Jahoda ist eine der bekanntesten Sozialwissenschaftlerinnen des 20. Jahrhunderts. Ihr politisches Wirken zwang

sie 1937 in die Emigration, sie lehrte von 1958-73 als Professorin für Sozialpsychologie an der Universität Sussex (Ehmayer, 2001b).

Im Verlauf der Etablierung von Psychologie und auch Soziologie haben sich aber zunehmend die experimentellen, standardisierenden und quantifizierenden Ansätze durchgesetzt .

In der deutschsprachigen Psychologie wurden nach Mayring (1996) die Weichen kurz vor der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert in Richtung naturwissenschaftlich-quantitatives Vorgehen gestellt. Dies fällt zusammen mit der Etablierung der Psychologie als eigenständige Wissenschaft. Die ersten Lehrstühle für Psychologie wurden für Wissenschaftler eingerichtet, die viel mit Wahrnehmungspsychologie zu tun hatten und in psychologischen Labors menschliche Reaktionen durch exaktes Testen untersuchten. Auf diesem Hintergrund konnte dann auch der Behaviorismus so einflussreich werden, der subjektive Variablen verleugnete und nur durch „objektive“ Verhaltensbeobachtung in Laborexperimenten (meist mit Tieren) Verhaltensgesetze aufstellte (Beispiel: Watson und Skinner). Diese vor allem amerikanische Entwicklung hat viele europäische und außereuropäische Länder beeinflusst – zum Teil bis heute. Eine solche Welle der „Amerikanisierung“, wie Mayring (1996) es nennt, hat Europa vor allem in den 50er und 60er Jahren erreicht.

Ab etwa 1953 wurde nach Mayring (1996) sogar ein heftiger Methodenstreit ausgefochten zwischen quantitativ-faktorenanalytischem (Peter R. Hofstätter) und explorativ-intuitiv-ganzheitlichem Vorgehen (Albert Wellek), bevor sich die quantitative Orientierung endgültig durchsetzte.

Erst etwa 25 Jahre später gewannen die qualitativen Methoden im deutschsprachigen Raum (wieder) an Bedeutung und erlebten im Zuge der „qualitativen Wende“ eine Art Renaissance. Mit etwas Verzögerung fand diese Wende schließlich auch in der Psychologie statt, wobei die experimentell-quantitative Forschung bis heute die Vormachtstellung inne hat (Flick, 2000; Mayring, 1996).

In der qualitativen Sozialforschung vereinen sich nach Mayring (2003) grundsätzlich mehrere Ansätze, vor allem aber drei Richtungen hebt er hervor:

- *Der Symbolische Interaktionismus*

Danach handeln Menschen aufgrund von Bedeutungen, die sie ihrer Umwelt zuweisen. Diese Bedeutungen entstehen und verändern sich in sozialer Interaktion, sie werden mit anderen Menschen „ausgehandelt“.

- *Die Ethnomethodologie*

Setzt an den alltäglichen Aktivitäten der Menschen in der Gesellschaft an. Routinisierte Handlungen im Alltag stehen im Mittelpunkt. Dort sollen jeweils dahinter liegende Wissensbestände beschrieben und die Interaktionen bestimmenden Basisregeln aufgedeckt werden.

- *Die Feldforschung*

Menschen werden hier unter natürlichen Bedingungen beobachtet, der/die ForscherIn will möglichst wenig eingreifen.

Mayring (1996) meint, ein rein quantitatives Denken ist heute brüchig geworden. Ein Denken, das sich den Menschen und Dingen annähert, indem es sie testet und vermisst, mit ihnen experimentiert und ihre statistische Repräsentanz überprüft, ohne vorher den Gegenstand verstanden und seine Qualität erfasst zu haben, sei nicht mehr zeitgemäß.

6.1.2 GRUNDLAGEN DES QUALITATIVEN DENKENS

Wenn man versucht, die Gemeinsamkeiten aus verschiedenen qualitativen Ansätzen heraus zu filtern, dann stößt man nach Mayring (1996) auf folgende fünf Grundsätze:

- Orientierung am Subjekt

Die von der Forschungsfrage betroffenen Menschen müssen Ausgangspunkt und Ziel der Untersuchung sein.

- Deskription

Genaue und umfassende Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes vor der Analyse.

- Interpretation

Der Untersuchungsgegenstand liegt nie völlig offen, sondern muss auch immer über Interpretation erschlossen werden.

- Alltagsorientierung

Die Untersuchung soll möglichst im natürlichen, alltäglichen Umfeld der Untersuchungsgegenstände stattfinden.

- Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse

Diese stellt sich nicht automatisch über bestimmte Verfahren her; sie muss im Einzelfall schrittweise begründet werden.

Diese Postulate stellen nach Mayring (1996) das Grundgerüst qualitativen Denkens dar, wobei er ausdrücklich betont, dass diese keine Alternative zu quantitativen Forschungsmethoden sein sollten. Vielmehr ist er der Meinung, qualitative und quantitative Ansätze seien in der Regel in jedem Forschungs- und Erkenntnisprozess enthalten. Jedoch

wurde bisher das qualitative Denken vernachlässigt, was in vielen Bereichen zu verzerrten, unbrauchbaren Ergebnissen geführt hat. Mayring (1996) tritt für eine Verstärkung des qualitativen Denkens im Forschungs- und Erkenntnisprozess ein.

Mayring (1996) hat aus diesen sehr allgemeinen und abstrakten Postulaten die „13 Säulen qualitativen Denkens“ abgeleitet, die er in einem Modell veranschaulicht:

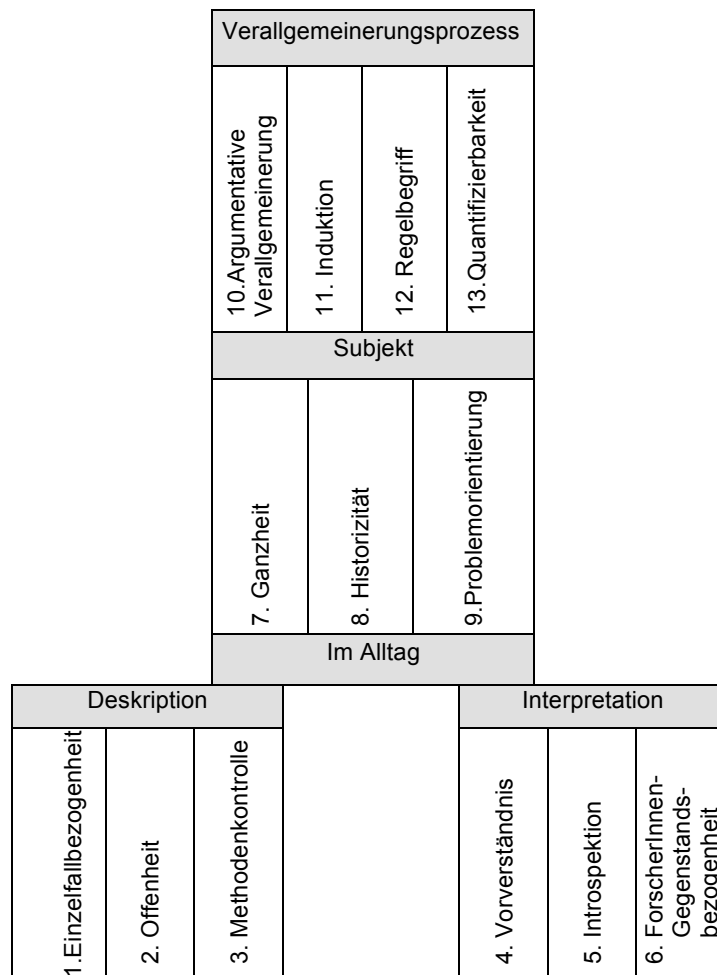


Abb. 6: Säulen qualitativen Denkens nach Mayring (1996).

- Deskription: Genaue Beschreibung heißt zunächst einmal, dass am einzelnen Fall angesetzt werden muss (*Einzelfallbezogenheit*). Genaue Beschreibung ist nur möglich, wenn dem Gegenstand bzw. dem Subjekt mit größtmöglicher *Offenheit* gegenüber getreten wird. Die dabei eingesetzten Methoden müssen einer genauen Kontrolle unterworfen werden (*Methodenkontrolle*).
- Interpretation: Bedeutet zunächst, dass vorurteilsfreie Forschung nie ganz möglich ist, dass also *Vorverständnis* bezüglich des Forschungsgegenstandes zu explizieren ist. Es bedeutet auch, dass das Zulassen eigener subjektiver Erfahrungen im Forschungsprozess ein legitimes Erkenntnismittel ist (*Introspektion*). Forschung ist

demnach immer als Prozess der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand, also als *ForscherInnen-Gegenstands-Interaktion* zu verstehen.

- Orientierung am Subjekt / Alltagsorientierung: Die *Ganzheit* des Subjekts soll immer berücksichtigt werden. Das Subjekt soll in seiner Gewordenheit (*Historizität*) gesehen werden. Es muss an den konkreten praktischen Problemen des Subjekts angesetzt werden (*Problemorientierung*).
- Schrittweise Verallgemeinerung: Dieses Postulat fordert *argumentative Verallgemeinerung*, verweist auf die Möglichkeit der *Induktion* und fordert die Formulierung eines *Regelbegriffs* als Ziel der Verallgemeinerung, anstelle eines starren Gesetzesbegriffs. Aber auch qualitative Forschung muss zur Verallgemeinerung ihrer Ergebnisse prüfen, an welchen Stellen *Quantifizierungen* sinnvoll möglich sind.

6.1.3 ZENTRALE PRINZIPIEN QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG

Die folgenden Ausführungen geben einen Überblick über die wichtigsten Prinzipien qualitativer Forschungsmethoden wieder:

Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien

In qualitativer Forschung ist der zu untersuchende Gegenstand Bezugspunkt für die Auswahl der Methoden und nicht umgekehrt. Der zu untersuchende Gegenstand wird dabei nicht, wie bei quantitativer Forschung üblich, in Variablen zerlegt, sondern in seiner Ganzheit und Komplexität untersucht. Deshalb findet die Untersuchung auch nicht im Labor, sondern im natürlichen Umfeld der beforschten Personen statt. Dabei werden nach Flick (2000) häufig gerade ungewöhnliche Situationen und Personen erforscht, welche sich nicht unbedingt in so großer Zahl finden lassen, dass die Stichprobe für eine quantifizierende Untersuchung mit verallgemeinerbaren Ergebnissen ausreichen würde. Ziel ist demnach weniger, Bekanntes zu untersuchen, als Neues zu entdecken und empirisch begründete Theorien zu entwickeln (Flick, 2000).

Offenheit

Das Postulat der Offenheit ergibt sich nach Hintermeier (1994) daraus, dass eine dem Forschungsprozess vorausgehende Hypothesenbildung durch die Forscher, sowie die Standardisierung der zu ihrer Überprüfung verwendeten Erhebungsinstrumente, von der qualitativen Forschung als Einschränkung gesehen wird.

Insbesondere hoch standardisierte Verfahren führen nach Lamnek (2005) zu einer „informationsreduzierenden Selektion“ (Lamnek, 2005, S. 21), indem etwa vorformulierte

Antwortkategorien die möglicherweise vorhandene Informationsbereitschaft der Befragten beeinträchtigen.

In einer qualitativ orientierten Vorgehensweise versucht man daher, den „Wahrnehmungstrichter“ (Lamnek, 2005, S. 21) so weit wie möglich offen zu halten, um auch unerwartete, aber dafür umso instruktivere Informationen zu erhalten.

Offenheit wird in der qualitativen Sozialforschung verlangt gegenüber den Untersuchungspersonen, der Untersuchungssituation und den anzuwendenden Methoden. Zu diesem Zweck wird die theoretische Strukturierung des Gegenstandsbereiches erst *nach* der Felderkundung durchgeführt; d.h. es wird auf eine vorangehende Hypothesenbildung weitgehend verzichtet. Die Hypothesen sollen nach Glaser und Strauss (1998) erst auf Grundlage der erhobenen Daten entwickelt werden.

Daher auch die Bezeichnung *hypothesengenerierende Verfahren* für qualitative Methoden (Lamnek, 2005).

Dass die Hypothesen erst nach der Felderkundung generiert werden, bedeutet allerdings nicht, dass der/die ForscherIn sich begrifflos und unvorbereitet ins Feld begibt, sondern bezeichnet vielmehr die Flexibilität theoretischer Konzepte in der qualitativen Forschung, wo es möglich bzw. sogar erforderlich ist, Hypothesen laufend zu erweitern und zu modifizieren (Hintermeier, 1994; Girtler, 1992).

Diese Offenheit bezeichnet Girtler (1992) als „ungemeinen Vorteil“ (Girtler, 1992, S. 38) der qualitativen Sozialforschung gegenüber *vor* der Forschung stattfindender Theorienbildung, „unter welcher die gefundenen Daten bloß deduziert werden“ (Girtler, 1992, S. 39).

Forschung als Kommunikation

Im qualitativen Ansatz gilt Kommunikation als wesentliches Element im Forschungsprozess. Entsprechend der Annahmen des interpretativen Paradigmas (Wirklichkeit als Summe der sie konstituierenden Interpretationen) betrachtet man die beforschten Personen als ExpertInnen für ihre Lebenswirklichkeit, woraus sich ergibt, dass dem/der ForscherIn Gleichberechtigte gegenüberstehen, deren Aussagen genauso als theoriegebundene Annahmen (im Sinne von Alltagstheorien) gelten müssen, wie die Theorien des Forschers oder der Forscherin (Hintermeier, 1994).

Girtler (1992) fordert „echte Kommunikation“ (Girtler, 1992, S. 39) des/der ForscherIn mit den Individuen der zu erforschenden Kultur oder Gruppe.

Während bei quantitativen Erhebungen derartige Interaktionen als Störgröße gesehen werden, die man versucht durch Standardisierung zu beseitigen, begreift qualitative Forschung Kommunikation und Interaktion zwischen ForscherIn und beforschten Personen als wesentlichen Bestandteil des Forschungsprozesses (Küchler, 1983, zitiert nach Lamnek, 2005).

Einbeziehen der Subjektivität

Nach Hintermeier (1994) kommt beim qualitativen Forschen wegen der geforderten Offenheit und Kommunikativität automatisch die Subjektivität der ForscherInnen ins Spiel. Seitens feministischer ForscherInnen wird Subjektivität sogar als *die* Voraussetzung einer gültigen Erforschung sozialer Wirklichkeit gesehen. Ohne persönliche Betroffenheit würde sich das Verstehen des Untersuchten und damit die wissenschaftliche Erkenntnis wesentlich schwieriger gestalten.

Der Prozesscharakter von Forschung und Gegenstand

Aus dem Prozesscharakter des untersuchten Forschungsgegenstandes und der Prozesshaftigkeit von Kommunikation, ergibt sich die Prozesshaftigkeit des Forschungsaktes.

Die Erforschung sozialer Phänomene bedeutet im Sinne des interpretativen Paradigmas eine Erforschung kollektiver Deutungs- und Handlungsmuster, welche die soziale Wirklichkeit bilden. Entsprechend der Veränderbarkeit dieser Prozesse, muss sich deren Erforschung als ebenso prozesshaft begreifen (Hintermeier, 1994).

Das Forschungsinteresse ist damit auf den Prozess der Konstitution von Wirklichkeit und der Konstitution von Deutungs- und Handlungsmustern gerichtet, mit deren Hilfe die Welt gedeutet und praktisch gehandhabt wird. Qualitative Sozialforschung nimmt die Verhaltensweisen und Aussagen der Untersuchten nicht einfach als statische Repräsentationen eines unveränderlichen Wirkungszusammenhangs, sondern als prozesshafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion von sozialer Realität (Lamnek, 2005).

Reflexivität

Reflexivität im Forschungsprozess bedeutet vor allem die Möglichkeit und Bereitschaft auf unerwartete, neue Situationen zu reagieren, diese zu reflektieren und das ausgewählte Untersuchungsinstrumentarium bei veränderten Bedingungen neu zu überdenken (Hintermeier, 1994). Über alle Vorgänge einschließlich der eigenen Vorgehensweise während des Forschungsprozesses immer wieder zu reflektieren und eventuelle „Fehlritte“ einzusehen, ist für eine gute qualitative Forschung unumgänglich. Auch Lamnek (2005) zählt eine reflektierte Haltung des/der ForscherIn und ein anpassungsfähiges Untersuchungsinstrumentarium zu den Voraussetzungen qualitativer Vorgehensweise.

Flexibilität

Es muss prinzipiell Flexibilität gegenüber den Forschungssubjekten, dem Untersuchungsgegenstand und den Untersuchungsinstrumentarien möglich sein.

Das bedeutet vor allem, erhaltene Daten in die Planung weiterer Untersuchungsschritte, sowie weiterer Erhebungsverfahren einzubeziehen, wenn es erforderlich ist, so dass sich Erhebung und Auswertung überschneiden (Hintermeier, 1994; Glaser & Strauss, 1998).

Explikation

Nach Lamnek (2005) ist die Explikation eher als Forderung zu verstehen und nicht als real praktiziertes Vorgehen beim qualitativen Forschen.

Explikation bezieht sich auf die wünschenswerte Offenlegung aller Einzelschritte des Untersuchungsprozesses seitens des/der ForscherIn. Expliziert werden sollen demnach auch die Regeln, nach denen die erhobenen Daten interpretiert wurden.

Da nach Lamnek (2005) das Regelwissen aber meist ein implizites und dem/der AnwenderIn daher nicht bewusst ist, ist die Forderung nach Explikation kaum vollständig zu erfüllen. Das Prinzip der Explikation sichert also lediglich die Nachvollziehbarkeit der Interpretation und damit die Intersubjektivität des Forschungsergebnisses.

6.1.3 GEGENÜBERSTELLUNG QUALITATIVE UND QUANTITATIVE METHODEN

Qualitative und quantitative Forschung unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht.

Schlagworte wie nomothetisch versus ideografisch, naturwissenschaftlich versus geisteswissenschaftlich, Labor versus Feld, deduktiv versus induktiv, erklären versus verstehen oder messen versus beschreiben, sind in der Literatur immer wieder zu finden. Im folgenden bemühe ich mich, einen Überblick über einige grundlegende Unterscheidungsmerkmale zu geben.

Eine Unterscheidung ergibt sich durch den *Untersuchungsort*. So wird den für quantitatives Vorgehen typischen Laboruntersuchungen in ihrem Bemühen, die Rahmenbedingungen möglichst konstant zu halten, Unnatürlichkeit und Künstlichkeit vorgeworfen (Bohnsack, 1999). Auf der anderen Seite stellt sich bei Untersuchungen im Feld die Frage der Übertragbarkeit auf andere Situationen, wenn man bedenkt wie unterschiedlich Alltagssituationen in Abhängigkeit kleiner Veränderungen sein können (Bortz & Döring, 2002).

Standardisierung der Erhebungsinstrumente

Nach Bohnsack (1999) ergibt sich durch den Einsatz standardisierter Verfahren das Problem, dass die Forschungskommunikation eingeengt wird, vor allem aber die Kommunikationsmöglichkeiten der ProbandInnen beschnitten werden. Qualitative Verfahren hingegen lassen durch geringe Formalisierung (nicht standardisierte Verfahren), der

Kommunikation und damit den Menschen, die Gegenstand der Forschung sind, weitgehend Freiraum.

Nach Bortz und Döring (2002) ist ein zentrales Unterscheidungsmerkmal die *Art des verwendeten Datenmaterials*. Während in der qualitativen Forschung Erfahrungsrealität verbalisiert wird, wird sie bei quantitativer Forschung numerisch beschrieben.

Quantitative Methoden verwenden Zahlenbegriffe und deren In-Beziehung-Setzen durch mathematische Operationen. In allen anderen Fällen spricht Mayring (2003) von qualitativer Analyse.

Unterscheidung vom Skalenniveau der zugrunde liegenden Messung her

Alle Analysen, die auf Nominalskala basieren sind nach Mayring (2003) qualitativ. Solche, die auf Ordinal-, Intervall-, oder Ratio-Skalen basieren, nennt Mayring (2003) quantitativ.

Unterscheidung nach dem impliziten Wissenschaftsverständnis

Das Wissenschaftsverständnis ist bei qualitativen und quantitativen Methoden oft gegensätzlich, was Mayring (2003) anhand von drei Beispielen zeigt:

- _ *Verstehen versus Erklären*
- _ *Komplexität versus Variablenisolation*
- _ *Einzelfall versus repräsentative Stichprobe*

Eine weitere Unterscheidung ist die zwischen nomothetischer und ideografischer Wissenschaftsdisziplin, die ursprünglich die Natur- von den Geisteswissenschaften trennen sollte. Während man in den Naturwissenschaften generalisierend Naturgesetze aufstellt, ist es das Ziel der Geisteswissenschaften, individualisierend einzelne Ereignisse zu beschreiben. Die heute gebräuchlichen Begriffe „Sozialwissenschaften“ oder „Humanwissenschaften“ sind nach Bortz und Döring (2002) allerdings ein Zeichen der Überwindung der Dichotomie „nomothetisch-ideografisch“ bzw. „naturwissenschaftlich geisteswissenschaftlich“.

Hintermeier (1994) weist auf *zwei unterschiedliche zugrundeliegende Paradigmen* der qualitativen und quantitativen Forschung als wesentliche Unterscheidungsmerkmale hin. Unter dem Begriff „normatives Paradigma“ wird jene theoretische Grundhaltung verstanden, innerhalb derer gesellschaftliche Wirklichkeit als in sozialen Normierungen objektiv vorgegeben verstanden wird. Es wird angenommen, dass diese sozialen Normierungen unmittelbar unser soziales Handeln determinieren. Dementsprechend liegt der quantitativen Sozialforschung der Gedanke zugrunde, dass das soziale Leben bestimmten

Regelmäßigkeiten folgt, die von außen beobachtet werden können, sowie erklärbar und vorhersagbar sind.

Als Ausdruck der Hinwendung zur Naturwissenschaft treten Beobachtung äußerlich sichtbarer Vorgänge, die Messung und das Experiment als zentrale Methoden der Psychologie in den Vordergrund.

Im „interpretativen Paradigma“ stehen subjektive Interpretationen als Konstrukteure der Wirklichkeit im Mittelpunkt des Interesses. Nicht die äußeren Bedingungen, die den Menschen umgeben, sondern dem Menschen selbst wird die zentrale Rolle zugeschrieben. Diese theoretische Position knüpft an die Konzepte der Phänomenologie und Hermeneutik an. Das Ziel der Phänomenologie ist, die Phänomene so zu erfassen, wie sie sind, und nicht, wie sie aufgrund von Vorkenntnissen, Vorurteilen oder Theorien zu sein scheinen. Gegenstand der Hermeneutik ist das Verstehen (Lamnek, 2005).

Historisch ist der Zusammenstoß der Verteidiger quantitativer und qualitativer Daten laut Glaser und Strauss (1998) mit der Verschiebung der Aufmerksamkeit von der Theoriegenerierung zur Theorieverifizierung verbunden.

In den späten dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts verwendeten ForscherInnen qualitative Daten im allgemeinen auf nicht-systematische Weise, falls sie überhaupt mit Daten arbeiteten. Das Ergebnis waren Monografien aus langen, detaillierten Beschreibungen, die relativ kleine Mengen an Theorie erbrachten, oder die Theorien waren zu „impressionistisch“ (Glaser & Strauss, 1998). Qualitativen Untersuchungen wurde somit vorgeworfen, sie lieferten keine wissenschaftlich reproduzierbaren Tatsachen und taugten allein dazu, Alltagswissen über Sozialstrukturen und soziale Systeme zu registrieren (Glaser & Strauss, 1998).

Währenddessen, machten quantitativ arbeitende ForscherInnen in den späten 30er Jahren des 20. Jahrhunderts und dann besonders nach dem Zweiten Weltkrieg große Fortschritte, sowohl bei der präzisen Beweisführung als auch bei der Übersetzung theoretischer Konzepte in Forschungsoperationen. Die Stärke der quantitativen Position, fußte auf den sukzessive entwickelten systematischen Grundsätzen und Regeln der Beweisführung in der quantitativen Forschung: Auf Konzepten wie Sampling, Kodierung, Reliabilität, Validität, Indikator, Häufigkeitsverteilung, Operationalisierung, Hypothesenbildung und sparsame Beweisführung.

Die Methoden der qualitativen ForscherInnen waren (noch) nicht so weit entwickelt, als dass sie exakte Belege hätten erbringen oder Hypothesen testen konnten.

Tatsächlich machten in der Soziologie nur diejenigen qualitativen Methoden Fortschritte, die der Quantifizierung qualitativer Daten dienten (Glaser & Strauss, 1998). Erst mit der bereits

erwähnen qualitativen Wende in den 80er Jahren begannen sich qualitative Forschungskonzepte zu entwickeln und gewinnen seither zunehmend an Bedeutung.

Glaser und Strauss (1998) sind der Ansicht, dass es allerdings keinen fundamentalen Gegensatz zwischen den Zwecken und Kapazitäten qualitativer und quantitativer Methoden oder Daten gibt. Was es gibt, ist ein Unterschied in der Betonung von Verifikation oder Generierung von Theorie, mit dem historisch hitzige Debatten über quantitative versus qualitative Daten verbunden waren.

Glaser und Strauss (1998) meinen, dass im Prinzip „jede Form von Daten sowohl für die Verifizierung als auch zur Generierung von Theorie taugt“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 26), ganz gleich, worauf man den Nachdruck legt.

Ob man die Verifikation oder die Generierung betont, hängt den Autoren nach allein von den Umständen der Forschung ab, von den Interessen und der Ausbildung des/der ForscherIn, sowie von der Art des benötigten Materials.

Häufig benötigt der/die ForscherIn auch qualitative *und* quantitative Daten, damit sie sich einander ergänzen, weil sie sich auf die gleiche Sache beziehen. Der Prozess der Theoriegenerierung ist nach Glaser und Strauss (1998) von der Art der Daten unabhängig.

Auch Mayring (1996) und Flick (2000) weisen ausdrücklich und wiederholt darauf hin, dass oftmals der Einsatz oder die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden zum besten Ergebnis führen.

So meint Mayring (1996), dass in der Psychologie der Einsatz qualitativer Methoden eine Notwendigkeit ist - noch mehr als in anderen Disziplinen - und die Einsatzmöglichkeiten äußerst vielfältig sind, aber dass sich in vielen Fällen die volle Wirkung der qualitativen Forschung erst durch eine Verschränkung mit quantitativen Methoden entfalten kann.

Trotz der starken Befürwortung qualitativer Forschung in der Psychologie, weist Mayring (1996) auch auf Problematiken der qualitativen Forschung hin, wie etwa einem zu ausgeprägten Schulendenken, einem Mangel an exakten Verfahrensbeschreibungen oder der Gefahr, sich zu sehr in Details von Fallmaterial zu verlieren.

Solcher „Gefahren“ bewusst bietet eine stärker qualitativ orientierte Psychologie aber die Chance die *Interdisziplinarität* in der Forschung zu verstärken, ein größeres Augenmerk auf saubere *Deskription* zu legen, einen stärkeren *Praxisbezug* herzustellen, sowie zu einem neuen Methodenbewusstsein (also gegenstandsspezifischer und prozesshaft vorgehen) zu führen.

6.1.4 GÜTEKRITERIEN QUALITATIVER METHODEN

Nach Mayring (1996) setzt sich in der Diskussion über Gütekriterien qualitativer Forschung immer mehr die Einsicht durch, dass man nicht einfach die Maßstäbe quantitativer Forschung übernehmen kann.

Gütekriterien qualitativer Forschung müssen neu definiert und mit neuen Inhalten gefüllt werden. Denn nach Flick (1987, zitiert nach Mayring, 1996) müssen die Maßstäbe für Gütekriterien zu Vorgehen und Ziel der Analyse passen.

In der qualitativen Forschung liegt der Schwerpunkt der Gütebestimmung in den verschiedenen Formen der Validierung. Die Kriterien der Objektivität und Reliabilität erhalten aus einer qualitativen Perspektive, wenn überhaupt, einen anderen Bedeutungsgehalt (Götz, 2000).

Übersicht und Zusammenfassung über Gütekriterien qualitativer Sozialforschung:

(1) *Verfahrensdokumentation*

In qualitativer Forschung ist das Vorgehen im Gegensatz zu quantitativer Vorgehensweise viel spezifischer auf den jeweiligen Gegenstand bezogen und es werden die Methoden meist speziell für diesen Gegenstand entwickelt oder differenziert. Bei quantitativer Forschung reicht meist ein Hinweis auf die verwendeten Messinstrumente und Techniken, da diese ja standardisiert vorgegeben sind. Bei qualitativer Vorgehensweise muss bis ins Detail dokumentiert werden, um den Forschungsprozess für andere nachvollziehbar werden zu lassen (Kirk & Miller, 1986, zitiert nach Mayring, 1996). Dies betrifft die Explikation des Vorverständnisses, Zusammenstellung des Analyseinstrumentariums, sowie die Durchführung und Auswertung der Datenerhebung.

(2) *Argumentative Interpretationsabsicherung*

Interpretationen spielen eine entscheidende Rolle bei qualitativer Forschung.

Interpretationen lassen sich aber nicht wie Rechenoperationen nachrechnen. Trotzdem muss sich eine Qualitätseinschätzung besonders auf interpretative Teile richten. Hier gilt die Regel, dass Interpretationen nicht gesetzt, sondern argumentativ begründet werden müssen (Hirsch, 1967 und Terhart, 1981, zitiert nach Mayring, 1996). Dabei sind verschiedene Kriterien entscheidend.

Einmal muss das Vorverständnis der jeweiligen Interpretationen adäquat sein, wodurch die Deutung sinnvoll theoriegeleitet ist. Die Interpretation muss außerdem in sich schlüssig sein. Dort wo Brüche sind, müssen sie erklärt werden. Schließlich ist es noch besonders wichtig, nach Alternativdeutungen zu suchen und diese zu überprüfen. Die Widerlegung von solchen Negativdeutungen kann ein wichtiges Argument der Geltungsbegründung von Interpretationen sein (Becker & Geer, 1979, zitiert nach Mayring, 1996).

(3) *Regelgeleitetheit*

Qualitative Forschung muss zwar offen sein gegenüber dem Gegenstand und bereit sein, vorgeplante Analyseschritte zu modifizieren, um dem Gegenstand näher zu kommen. Daraus darf aber kein völlig unsystematisches Vorgehen resultieren. Auch qualitative Forschung muss sich an bestimmte Verfahrensregeln halten und systematisch ihr Material bearbeiten.

Die Analyseschritte werden vorher festgelegt, das Material wird in sinnvolle Einheiten unterteilt – die Analyse geht dann systematisch von einer Einheit zur nächsten.

Regelgeleitetheit heißt aber nicht, sich um jeden Preis an die Vorgaben zu halten. Keine Regel ohne Ausnahme. Ohne Regeln jedoch wird qualitative Forschung wertlos bleiben (Mayring, 1996).

(4) *Nähe zum Gegenstand*

Beim qualitativen Forschen wird Gegenstandsangemessenheit vor allem dadurch erreicht, dass man möglichst nahe an der Alltagswelt der beforschten Personen anknüpft. Anstatt Versuchspersonen ins „Labor“ zu holen, geht der/die ForscherIn ins „Feld“. Inwieweit der/die ForscherIn die Nähe zum Gegenstand gewinnen kann, stellt ein wichtiges Gütekriterium dar. Ein zentraler Punkt ist dabei nach Mayring (1996) auch, dass man versucht, eine Interessensübereinstimmung mit den Beforschten zu erreichen. Qualitative Forschung will an konkreten sozialen Problemen ansetzen und Forschung für die Betroffenen machen. Dabei erhebt qualitative Forschung den Anspruch, ein offenes, gleichberechtigtes Verhältnis zwischen ForscherIn und Beforschten herzustellen. Durch diese Interessensannäherung erreicht der Forschungsprozess die größtmögliche Nähe zum Gegenstand. Mayring (1996) empfiehlt, diese im Nachhinein zu überprüfen.

(5) *Kommunikative Validierung*

Die Gültigkeit der Ergebnisse und deren Interpretation kann auch dadurch überprüft werden, indem man sie den befragten Personen nochmals vorlegt und mit ihnen diskutiert (Klüver, 1979 und Heinze & Thiemann, 1982, zitiert nach Mayring, 1996). Wenn sich die beforschten Personen in den Ergebnissen und Interpretationen wieder finden können, ist das ein wichtiges Argument zur Absicherung der Ergebnisse. Natürlich darf dies nicht das ausschließliche Kriterium zur Datenüberprüfung sein, aber trotzdem wird den Beforschten in qualitativ orientierter Forschung mehr Kompetenz zugebilligt. Deshalb kann man aus diesem Dialog mit den Beforschten wichtige Argumente zur Relevanz der Ergebnisse gewinnen.

(6) *Triangulation*

Triangulation ist eine Methode der Validierung qualitativer Forschungsprozesse und meint, dass man versucht, für die Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu entwerfen und die Ergebnisse zu vergleichen (Götz, 2000; Mayring, 1996). Ziel der Triangulation ist es dabei nie, eine völlige Übereinstimmung zu erreichen, aber die Ergebnisse verschiedener Perspektiven können verglichen werden, sie können Stärken und Schwächen der jeweiligen

Analysewege aufzeigen und schließlich zu einem „kaleidoskopähnlichen Bild“ (Mayring, 1996, S. 121) zusammengesetzt werden (Köckeis-Stangl, 1980, zitiert nach Mayring, 1996).

Dafür sind auch Vergleiche qualitativer und quantitativer Analysen sinnvoll.

Banister (1995, zitiert nach Götz, 2000) unterscheidet verschiedene Methoden der Triangulation, um die Validität zu erhöhen:

- Daten-Triangulation: Daten von Personen, die in unterschiedlicher Position zum Untersuchungsgegenstand stehen, werden erhoben.
- ForscherInnen-Triangulation: Validität wird durch mehrere ForscherInnen erhöht. Da dies sehr zeitaufwendig ist und auch aus finanziellen Gründen oft schwierig durchzuführen ist, bleibt die Möglichkeit, den eigenen Forschungsverlauf und die Forschungsergebnisse regelmäßig mit KollegInnen zu besprechen.
- Methoden-Triangulation: Informationen werden mit verschiedenen Methoden gesammelt.
- Theoretische Triangulation: Es wird mit verschiedenen Theorien an die Untersuchung heran gegangen

(7) Verallgemeinerbarkeit

Kraus (1991, zitiert nach Götz, 2000) schreibt zur Verallgemeinerbarkeit qualitativer Ergebnisse: „Die Generalisierbarkeit der Evaluationsergebnisse ist für die qualitative Evaluationsforschung kein primäres Forschungsziel. Etliche Autoren halten diesen Anspruch für wissenschaftstheoretisch nicht begründbar. Sie knüpfen damit – forschungspraktisch gesehen – an die Praxis vielfältiger Formen der Organisationsberatung an, die ausgesprochen einzelfallbezogen ansetzen“ (Kraus, 1991, zitiert nach Götz, 2000, S. 58).

Shaw (1991, zitiert nach Götz, 2000) bezeichnet die Annahme, dass die Ergebnisse einer qualitativen Erhebung nur eingeschränkte Aussagekraft besitzen, als eine nur teilweise gerechtfertigte Einschätzung. Oftmals können die Erkenntnisse über einzelne Untersuchungsgegenstände ganz offensichtlich auch zum Verstehen anderer ähnlicher Phänomene beitragen.

Flick (2000) meint dazu, dass die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse nicht in jedem Falle Ziel qualitativer Studien sein müssen. Vielmehr stellt er die Frage des Zugangs in den Mittelpunkt (Auswahl geeigneter InterviewpartnerInnen, die über das nötige Wissen und die Erfahrung mit dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand verfügen etc.).

(8) Theoretisches Sampling

„Theoretisches Sampling bezeichnet den Prozess der Datensammlung zur Generierung von Theorien, wobei der Forscher seine Daten gleichzeitig sammelt, kodiert und analysiert und dabei entscheidet, welche Daten als nächste gesammelt werden sollten und wo sie zu finden sind“ (Glaser & Strauss, 1998, S. 53).

Beim theoretischen Sampling geht es nicht darum, statistische Repräsentativität zu erreichen, sondern weitere Personen oder weiteres Material werden vielmehr nach ihrem zu

erwartenden Gehalt an neuer Information in die Erhebung miteinbezogen. Demnach sind Umfang, Merkmale und Stichprobengröße vorab unbekannt und es kommt zu mehrmaligen Ziehungen von Stichprobenelementen nach jeweils neu definierten Kriterien (Flick, 2000). Das Theoretische Sampling sieht auch Ehmayer (2001b) „als das qualitative Pendant zur statistischen Repräsentativität“ (Ehmayer, 2001b, S. 9).

Die Einbeziehung weiteren Materials wird dann abgeschlossen, wenn die sogenannte „theoretische Sättigung“ erreicht wurde. Darunter verstehen Glaser und Strauss (1998), dass keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, sich also nichts Neues mehr durch weiteres Forschen ergibt.

6.2 DIE WICHTIGSTEN QUALITATIVEN ERHEBUNGSVERFAHREN IM ÜBERBLICK

	VERBALE DATEN						VISUELLE DATEN
	LEITFADEN-INTERVIEWS			ERZÄHLUNGEN ALS ZUGANG		GRUPPEN-VERFAHREN	BEOBACHTUNGS-VERFAHREN
Verfahren	Fokussiertes Interview	Halb-standardisiertes Interview	Problem-zentriertes Interview	Narratives Interview	Episodisches Interview	Gruppen-diskussion	Teilnehmende Beobachtung
Kriterien							
Offenheit für subjektive Sicht der InterviewpartnerInnen	Nichtbeeinflussung durch unstrukturierte Fragen	Offene Fragen	Gegenstands- u. Prozessorientierung, Raum für Erzählungen	Nichtbeeinflussung einmal begonnener Erzählungen	Erzählung bedeutsamer Erfahrungen, Auswahl durch InterviewpartnerIn	Non-direktive Diskussionsleitung, Permissives Diskussionsklima	Einbeziehung von Befragungen, Nachvollzug durch Teilnahme
Strukturierung	Stimulusvorgabe, Strukturierte Fragen, Fokussierung von Gefühlen	Hypothesengerichtete Fragen, Konfrontationsfragen	Leitfaden als Grundlage für Wendungen u. Abbruch unergiebiger Darstellungen	Erzählaufforderung, Narrativer Nachfragestil am Ende, Bilanzierungsteil	Verbindung von Erzählung und Argumentation. Vorgabe konkreter Situationen, die erzählt werden sollen	Dynamik, die sich in der Gruppe entwickelt, Steuerung durch Leitfaden	Nichtbeeinflussung des beobachteten Feldes
Anwendungsbereich	Analyse subjektiver Bedeutungen	Rekonstruktion subjektiver Theorien	Gesellschaftlich oder biographisch relevante Probleme	Biographische Verläufe	Wandel, Routinen u. Situationen im Alltag	Meinungs- und Einstellungsforschung	Offene Felder, Öffentliche Plätze
Probleme der Durchführung	Dilemma der Vereinbarkeit der Kriterien	Umfangreiche methodische Vorgaben, Auswertungsproblem	Unsystematischer Wechsel von Erzählung zu Frage-Antwort-Schema	Extrem einseitige Interviewsituation, Probleme des Erzählers, Problematik der Zugzwänge	Verdeutlichung des Prinzips, Handhabung des Leitfadens	Vermittlung zw. Schweigern und Vielrednern, Kaum planbarer Verlauf	Zustimmung der (unbekannten) Beobachteten auf öffentlichen Plätzen
Grenzen der Methode	Annahme, objektive Merkmale des Gegenstandes zu kennen, fraglich. Kaum Einsatz in Reinform	Vorgabe einer Struktur, Notwendigkeit Methode an Gegenstand und Interviewpartner anzupassen	Problemorientierung, Unsystematische Verbindung unterschiedlichster Teilelemente	Unterstellte Analogie von Erfahrung und Erzählung, Reduzierung des Gegenstandes auf Erzählbares	Beschränkung auf Alltagswissen	Hoher organisatorischer Aufwand, Probleme der Vergleichbarkeit	Verdeckte Beobachtung als ethisches Problem

Tab. 1: Vergleich ausgewählter qualitativer Verfahren zur Erhebung verbaler und visueller Daten (Flick, 1995, S.146-147).

6.2.1 DAS PROBLEMZENTRIERTE INTERVIEW

Flick (2000) unterscheidet bei der Erhebung verbaler Daten grundsätzlich zwischen Einzel- und Gruppenverfahren, und weiter zwischen Leitfadeninterviews und Erzählungen als Zugang. Unter dem Begriff „Leitfadeninterview“ werden verschiedene Formen der mehr oder weniger offenen, aber grundsätzlich strukturierten Befragung zusammengefasst.

Das von Witzel (1985, zitiert nach Flick, 2000) vorgeschlagene „Problemzentrierte Interview“, findet besonders in der Psychologie Verwendung.

Das Interview lässt die Befragten möglichst frei zu Wort kommen, um einem offenen Gespräch nahe zu kommen. Es ist aber zentriert auf eine bestimmte Problemstellung, die der/die InterviewerIn einführt und auf die er/sie immer wieder zurück kommt.

Die Problemstellung wurde vom/von der InterviewerIn vorher analysiert und er/sie hat bestimmte Aspekte erarbeitet, die in einem Interviewleitfaden zusammen gestellt sind und im Gesprächsverlauf vom/von der InterviewerIn angesprochen werden (Mayring, 1996).

Die theoretische Konzeption des/der ForscherIn bleibt dabei aber den Befragten gegenüber offen, d.h. das Relevanzsystem der Befragten ist entscheidend. Mit den offenen Fragen des Leitfadens soll lediglich der interessierende Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus geboten werden (Lamnek, 2005).

Das Problemzentrierte Interview ist durch drei Kriterien gekennzeichnet (Flick, 2000):

- *Problemzentrierung*
Der/die ForscherIn ist an einer relevanten gesellschaftlichen Problemstellung orientiert.
- *Gegenstandsorientierung*
Die Methode soll am Gegenstand orientiert entwickelt bzw. modifiziert werden.
- *Prozessorientierung*
Forderung nach Prozessorientierung in Forschungsprozess und Gegenstandsverständnis.

Im Gesprächsverlauf unterscheidet man beim Problemzentrierten Interview zwischen unterschiedlichen Fragen, wie sie vom/von der ForscherIn formuliert bzw. eingesetzt werden (Mayring, 1996):

- *Sondierungsfragen*: Sind ganz allgemein gehaltene Einstiegsfragen in eine Thematik. Dabei soll eruiert werden, ob das Thema für die Person überhaupt wichtig ist, welche subjektive Bedeutung es für sie besitzt.

- *Leitfadenfragen*: Beziehen sich auf jene Themenaspekte, die als wesentlich für die Fragestellung gelten und im Interviewleitfaden festgehalten sind.
- *Ad-hoc-Fragen*: Über den Interviewleitfaden hinaus wird das Gespräch immer wieder aus Aspekte stoßen, die nicht im Leitfaden verzeichnet sind. Wenn sie für die Themenstellung oder die Erhaltung des Gesprächs wichtig sind, wird der/die InterviewerIn spontan Ad-hoc-Fragen dazu formulieren.

Normalerweise werden qualitative Interviews auf Tonband festgehalten, wobei der/die ForscherIn die Aufgabe hat, die Befragten um ihre Zustimmung zu bitten, sowie auf die Anonymisierung der Daten hinzuweisen und die weitere Verwendung des Materials zu erläutern.

Die so aufgezeichneten Interviews werden anhand genauer Transkriptionsregeln, wie sie zum Beispiel Bohnsack (1999) vorschlägt verschriftlicht, wodurch der Gesprächsverlauf genau nachvollzogen und bei der Auswertung analysiert werden kann.

6.2.2 TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG

Teilnehmende Beobachtung ist „eine Feldstrategie, die gleichzeitig Dokumentenanalyse, Interviews mit Interviewpartnern und Informanten, direkte Teilnahme und Beobachtung sowie Introspektion kombiniert“ (Denzin, 1989, zitiert nach Flick, 2000, S. 157).

Es geht dabei um ein Eintauchen des/der ForscherIn in das zu untersuchende Feld, um die Beobachtung aus der Perspektive des/der TeilnehmerIn, und auch um den eigenen Einfluss auf das Beobachtete durch die Teilnahme.

Die Teilnehmende Beobachtung ist eine Standardmethode der Feldforschung. Der/die BeobachterIn steht nicht passiv-registrierend außerhalb des Gegenstandsbereiches, sondern nimmt selbst teil an der sozialen Situation, in die der Gegenstand eingebettet ist. Er/sie steht in persönlicher Beziehung mit den Beobachteten, sammelt Daten, während er/sie an der natürlichen Lebenssituation partizipiert.

Man verspricht sich nach Mayring (1996) davon, näher am Gegenstand zu sein und mehr die Innenperspektive erleben zu können. Manche Gegenstände sind laut Girtler (1984, zitiert nach Mayring, 1996) überhaupt nur über diese Methode erschließbar, und von außen gar nicht zugänglich.

Die Teilnehmende Beobachtung ist laut Girtler (1992) die klassische Methode der Ethnologie und der Soziologie, aber kommt ohne das Interview nicht aus; beide ergänzen sich wirkungsvoll.

Das wesentliche Merkmal der Teilnehmenden Beobachtung ist ihr Einsatz in der natürlichen Lebenswelt der Untersuchungspersonen. Der/die SozialforscherIn nimmt am Alltagsleben der ihn/sie interessierenden Personen und Gruppen teil (Lamnek, 2005). Wird der/die ForscherIn als Bestandteil des Geschehens akzeptiert, kann er/sie Einblicke erhalten, die ihm/ihr als Außenstehende/r verschlossen bleiben würden. Diese Integration in das Umfeld, ohne dessen natürlichen Ablauf zu verändern, ist meist nicht möglich (Bortz & Döring, 2002). Die Teilnehmende Beobachtung wird vor allem dort eingesetzt, wo es um schwer zugängliche soziale Felder geht oder relatives Neuland betreten wird (Lamnek, 2005).

„Die Teilnehmende Beobachtung ist eine für stadtpsychologisches Arbeiten geeignete Methode. Sie ermöglicht es mit dem Feld bzw. dem 'Wesen Stadt' aus der Sicht der Bewohnerinnen und Bewohner Kontakt aufzunehmen und spielt für das Zustandekommen einer stadtpsychologischen Diagnose eine wichtige Rolle“ (Ehmayer, 2001b, S. 11).

6.3 ANALYSE QUALITATIVER DATEN

Flick (2000) unterscheidet grundsätzlich zwischen zwei Formen der Datenanalyse: Kodierung und Kategorisierung auf der einen Seite und Sequenzielle Analysen auf der anderen. Bei den Methoden der Kodierung und Kategorisierung unterscheidet er weiter zwischen: Theoretischem Kodieren, Thematischen Kodieren, Qualitativer Inhaltsanalyse und Globalauswertung. Da für die vorliegende Arbeit die Methode des *Theoretischen Kodierens* zur Datenanalyse herangezogen wurde, möchte ich auf dieses Verfahren genauer eingehen.

6.3.1 THEORETISCHES KODIEREN UND GROUNDED THEORY

Das Theoretische Kodieren nach Flick (2000) ist ein Analyseverfahren für Daten, die erhoben wurden, um eine gegenstandsbezogene Theorie zu entwickeln. Dieses Verfahren wurde von Glaser & Strauss (1998) als die Methode des ständigen Vergleichens eingeführt. Die Interpretation der Daten wird dabei nicht unabhängig von deren Erhebung und der Auswahl des Materials gesehen. Glaser & Strauss (1998) nennen die gesamte Vorgehensweise Komparative Analyse. Erhebung, Dateninterpretation und Theorienentwicklung werden solange abwechselnd durchgeführt bis entweder keine neuen Erkenntnisse mehr gewonnen werden bzw. bis eine Theorie entwickelt wurde, die durch die Analyse hinreichend bestätigt ist (Theoretische Sättigung).

Innerhalb des Interpretationsvorgangs lassen sich beim Theoretischen Kodieren drei Phasen unterscheiden. Diese sollen aber nicht als zeitlich klar unterscheidbar oder voneinander trennbare Vorgehensweisen verstanden werden. Vielmehr springt der/die ForscherIn bei

Bedarf zwischen diesen Arbeitsschritten hin und her oder kombiniert sie miteinander (Flick, 2000):

- *Offenes Kodieren*

Das Offene Kodieren ist der erste Schritt der Interpretation. Aussagen aus den Interviews werden in ihre Sinneinheiten zerlegt und mit Codes versehen. Diese Codes werden wiederum gruppiert und kategorisiert. Diese Kategorien werden wieder mit Codes versehen. Typischer Weise werden dafür sogenannte In-vivo-Codes, also Aussagen der InterviewpartnerInnen als Benennung für die Codes verwendet. Ergebnis des Offenen Kodierens soll eine Liste der Codes und Kategorien sein, mit inhaltlichen Definitionen von diesen.

Während des Offenen Kodierens empfiehlt Flick (2000) immer wieder die sogenannten W-Fragen an den Text zu stellen: Was?, Wer?, Wie?, Wann?, Warum? etc.

- *Axiales Kodieren*

Im nächsten Schritt sollen die im Offenen Kodieren gefundenen Kategorien differenziert werden. Dabei werden besonders vielversprechend erscheinende Kategorien ausgewählt und mit möglichst vielen Textpassagen, auf die sie passen, angereichert. Auch hier sollen immer wieder Fragen und Vergleiche am Text durchgeführt werden. Beim axialen Kodieren bewegt sich der Forscher/die Forscherin ständig zwischen induktivem Denken (Entwicklung von Begriffen, Kategorien und Beziehungen aus dem Text) und deduktivem Denken (Überprüfung gefundener Begriffe, Kategorien und Beziehungen am Text) hin und her (Ehmayer, 2001b).

- *Selektives Kodieren*

Das selektive Kodieren, hat die Herausarbeitung einer Kernkategorie zum Ziel um die sich die anderen Kategorien gruppieren lassen und durch die sie integriert werden. Die Theorie wird ausformuliert und erneut an den Daten überprüft.

Die Interpretation des Datenmaterials wird hier also als ständiger Vergleich zwischen Phänomenen, Fällen und Begriffen, sowie als ein Formulieren von Fragen an den Text verstanden. Beim Kodieren werden dem empirischen Material Codes zugeordnet, die zuerst noch nahe am Text sind, jedoch im späteren Verlauf immer abstrakter formuliert werden sollen. Durch Kategorisierung werden diese Codes zu Oberkategorien zusammen gefasst und Beziehungen zwischen Kategorien und Oberkategorien heraus gearbeitet. Die Generierung einer Theorie beinhaltet also die Formulierung von Kategoriennetzen und der Beziehungen zwischen diesen (Flick, 2000).

Gegenstandsbezogene Theorie (Grounded Theory) geht davon aus, dass der/die ForscherIn bereits während der Datensammlung theoretische Konzepte, Konstrukte, Hypothesen

entwickelt, verfeinert und verknüpft, so dass Erhebung und Auswertung sich überschneiden. Glaser und Strauss (1998) glauben, dass die Entdeckung von Theorie auf der Grundlage von Daten eine der größeren der Sozialforschung heute gestellten Aufgaben ist, weil eine solche Theorie empirisch beschreibbaren Situationen gerecht wird und ExpertInnen wie Laien gleichermaßen verständlich ist. Am wichtigsten aber ist, dass sich mit ihre arbeiten lässt, d.h. dass sie relevante Vorhersagen, Erklärungen, Interpretationen und Anwendungen liefert. Auf Daten gestützte Theorie kann durch weitere Daten in der Regel nicht völlig zurückgewiesen werden oder durch eine andere Theorie ersetzt werden. Da sie zu eng mit den Daten verbunden ist, ist sie trotz unvermeidlicher Modifikationen und Reformulierungen gültig.

Dagegen können auf unbegründete Annahmen gestützte, logisch deduzierte Theorien weit in die Irre führen. Grounded Theories jedoch, die eine Vielzahl von Daten ernsthaft prüfen, sind Zeit und Aufwand wert (Glaser & Strauss, 1998).

Im Gegensatz zu logiko-deduktiven TheoretikerInnen sind Glaser und Strauss (1998) der Ansicht, dass die Angemessenheit einer soziologischen Theorie heute nicht (mehr) von dem Prozess, in dem sie generiert wird, getrennt werden kann. Ein Kriterium, die Brauchbarkeit einer Theorie zu beurteilen, ist also die Art und Weise, wie sie generiert worden ist – und die Autoren gehen davon aus, dass eine Theorie sich in dem Maße bewährt, in dem sich induktiv entwickelt worden ist.

Eine Theorie auf Grundlage von Daten zu generieren, heißt, dass die meisten Hypothesen und Konzepte nicht nur aus den Daten stammen, sondern im Laufe der Forschung systematisch mit Bezug auf die Daten ausgearbeitet werden.

Theorie zu generieren ist ein Prozess. Der Ursprung einer Idee oder gar eines Modells muss nicht in den Daten liegen. Doch die Generierung von Theorie aus solchen „Einsichten“ heraus muss in Beziehung zu den Daten gebracht werden – ansonsten besteht die Gefahr, dass Theorie und empirische Welt nicht zueinander finden (Glaser & Strauss, 1998).

Glaser und Strauss (1998) weisen aber ausdrücklich darauf hin, dass sie die Tatsache eines Konfliktes zwischen Theorieverifizierung und Theoriegenerierung nicht billigten. Sie meinen vielmehr, dass dieser nur entsteht, wenn der/die ForscherIn sich nicht klar und bewusst macht, was er/sie untersuchen will – weil er/sie dazu neigt, die Verifizierung als vordringlichste Aufgabe der Forschung anzusehen.

7. BESCHREIBUNG DES PROJEKTES „MITEINANDER IM LICHTENTALERPARK“

Die Stadtpsychologin Mag.^a Cornelia Ehmayer wurde von der Bezirksvorstehung Alsergrund im Jahr 2001 mit dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark – Konfliktanalyse und Community Building“ beauftragt, im Rahmen dessen ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin einen Großteil der Befragung durchgeführt und am Community Building Prozess teilgenommen habe.

Dieses stadtpsychologische Projekt bestand aus einer „Situationsanalyse“, der „Präsentation der Ergebnisse aus der Analyse“, sowie aus dem Start eines „Community Building-Prozess“, der das Miteinander unterschiedlicher Interessensgruppen fördern und Konflikte verringern sollte.

Im Zeitraum September/Oktober 2000 wurden im Lichtentalerpark bereits folgende Sanierungs- bzw. Umgestaltungsmaßnahmen seitens der Bezirksvorstehung initiiert:

- Errichten eines Gerätespielplatzes
- Durchgehender Weg in Richtung Marktgasse
- Park an sich wurde vergrößert: Mehr Grün- und Freiflächen
- Schaffen neuer Sitzgelegenheiten und Erneuerung der bestehenden Sitzgelegenheiten

Vor der endgültigen Fertigstellung des Parks Ende 2001, sollten die Meinungen und Vorschläge der ParknutzerInnen durch das Büro für Stadtpsychologie erhoben werden, um zu erfahren, wie zufrieden die Bevölkerung mit den bereits gesetzten Maßnahmen war und welche Wünsche noch offen geblieben waren.

Mit dieser Vorgehensweise sollte sichergestellt werden, dass die Sanierung des Lichtentalerparks bedürfnisgerecht erfolgt und sich der Lichtentalerpark zu einem attraktiven Nah-Erholungsraum entwickeln konnte.

Weiter sollte durch das aktive Einbeziehen der Bevölkerung die Identifikation mit dem Park erhöht werden.

In Bezug auf den Park wurden an die Bezirksvorstehung immer wieder Probleme zwischen unterschiedlichen ParknutzerInnen herangetragen. Mit der Befragung sollte daher zusätzlich zu gestalterischen Vorschlägen, das Ausmaß dieser Problematik geklärt werden. Das zweite - von den Auftraggebern gewünschte - Projektziel war, aufbauend auf den Befragungsergebnissen, einen gemeinschaftsbildenden Prozess in Gang zu bringen, der konfliktmindernd wirken und das Miteinander zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen verbessern sollte (Ehmayer, 2001a).

Bei dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ ging es also nicht nur darum, Konflikte zu minimieren, sondern es sollte zusätzlich eine gemeinschaftliche Parknutzung angestrebt

werden. Dies bedeutete, dass die unterschiedlichen ParknutzerInnen einerseits ihren persönlichen Bedürfnissen nachkommen können, aber gleichzeitig auch ein Verständnis für die Bedürfnisse anderer Menschen im Park entwickelt werden sollte. Langfristig sollte mit stadtpsychologischen Maßnahmen die Identität mit dem Park gefördert werden, damit der Park seiner Funktion als Naherholungsraum gerecht werden kann.

7.1 DER EMPIRISCHE STADTSPAZIERGANG

Zu Projektbeginn und noch vor den ersten Interviews hat sich das ForscherInnenteam mit der Methode des „Empirischen Spaziergangs“ einen ersten Überblick über die Situation und die Stimmung im Lichtentalerpark verschafft. Wir begaben uns in den Park und versuchten anhand untenstehender Fragen, das „Wesen“ Lichtentalerpark zu erfassen.

7.2 DIE SITUATIONSANALYSE

„Mittels einer qualitativen Situationsanalyse sollte herausgefunden werden, inwieweit ein überdurchschnittliches Konfliktpotenzial vorhanden ist und wie sehr dieses Konfliktpotenzial auf die unlängst gesetzten Umgestaltungsmaßnahmen zurückzuführen ist. Die Situationsanalyse wird mit Methoden der Teilnehmenden Beobachtung und Aktivierenden Befragung durchgeführt“ (Ehmayer, 2001a, S.4).

Im Zeitraum von Juli bis September 2001 wurden im Rahmen der Situationsanalyse insgesamt 98 Personen zu ihrer Zufriedenheit und zur Stimmung im Lichtentalerpark, sowie zu ihren Gestaltungsvorschlägen von einem psychologischen Forschungsteam befragt.

Hierzu wurden Leitfadeninterviews mit MitarbeiterInnen von Institutionen rund um den Park, Gaststätteninhabern, AnrainerInnen und ParknutzerInnen durchgeführt.

Zu den ParknutzerInnen zählten vor allem Eltern mit kleinen Kindern, größere Kinder, Jugendliche, HundebesitzerInnen und MigrantInnen.

7.2.1 ERGEBNISSE DER SITUATIONSANALYSE

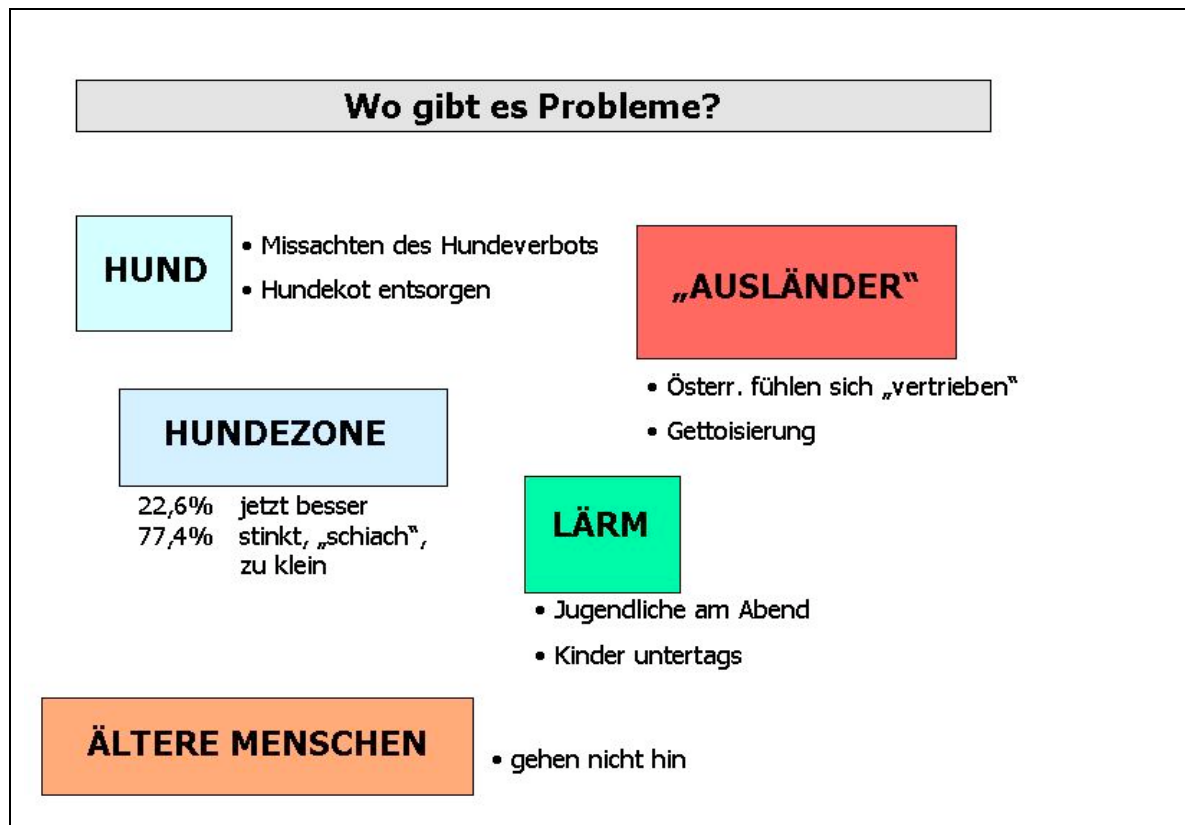


Abb. 7: Darstellung der Problembereiche im Lichtentalerpark entsprechend der Situationsanalyse im Sommer 2001 (Ehmayer, 2001a, S. 14) .

Das zentrale Thema im Park waren die Hunde: Die fehlende Entsorgung von Hundekot durch die HundebesitzerInnen, das Missachten des Hundeverbots außerhalb der Hundezone, der schlechte Zustand der Hundezone selbst, Geruchsbelästigung durch die Hundezone etc.

Weiter kam das sogenannte „Ausländerthema“ oft in den Interviews vor und nicht zuletzt war eines der Themen im Park der Lärm - vor allem verursacht durch Jugendliche in den Abendstunden.

7.2.1.1 Womit äußerten sich die Befragten zufrieden?

77,9% der Befragten äußerten sich allgemein zufrieden mit dem Park und der Sanierung. Zufriedenheit gab es auch mit dem SPIELPLATZ: 53,6% der Befragten äußerten sich mit dem Spielplatz zufrieden.

7.2.1.2 Wer nutzte den Park und wie oft?

KLEINKINDER MIT ELTERN

KINDERGÄRTEN

JUGENDLICHE

HUNDEBESITZERINNEN

Diese vier genannten Gruppen nutzten den Park ein bis mehrmals TÄGLICH bzw. MEHRMALS in der WOCHE. Sie lebten bzw. arbeiteten in der UNMITTELBAREN UMGEBUNG des Parks. Meist gingen die Leute alleine hin; die HundebesitzerInnen kennen sich größtenteils untereinander.

7.2.1.3 Wer nutzte den Park weniger?

ÄLTERE MENSCHEN

ERWACHSENE OHNE KINDER ODER HUND

JUNGE MÄDCHEN

Diese drei Gruppen von Personen sah man im Lichtentalerpark nur sehr wenig, was darauf hindeutet, dass der Park kaum als Erholungs- und Kommunikationsraum genützt wurde. Gerade bei älteren Menschen und Erwachsenen ohne Kindern oder Hund stehen diese beiden Aspekte bei einem Parkbesuch jedoch im Vordergrund. Bei den jungen Mädchen gab es wie in anderen Parks das Problem, dass wenig Spielgeräte bzw. Spielbereiche auf sie abgestimmt waren.

7.2.1.4 Wofür wurde der Park vorwiegend genutzt?

Vorwiegend wurde der Park zum SPIELEN genutzt: Eltern gingen mit ihren kleinen Kindern zum Spielen hin, größere Kinder und Jugendliche nutzten den Park zum Fußball und Volleyball spielen und Spielen. Insgesamt nutzten 64,3% der befragten Personen den Park zum Spielen.

In zweiter Linie wurde der Park von den HundbesitzerInnen zum „Gassi zu gehen“ genutzt (14,9% der Befragten). Eine Zweckfunktion, die der Park ebenfalls erfüllte, war das DURCHGEHEN bzw. das AN DIE FRISCHE LUFT KOMMEN. Je 4,6% der Personen gaben dies an.

7.2.1.5 Wie war die Stimmung im Park?

☺ 40% Stimmung positiv

☹ 40% Stimmung negativ

☺ 20% Stimmung neutral

7.2.1.6 Veränderungsvorschläge

Auf die Frage: „Wenn es die Möglichkeit gäbe, etwas im Park zu verändern, was würden Sie anders machen?“ wurden von den Befragten 137 VORSCHLÄGE gemacht:

VERÄNDERUNGSVORSCHLÄGE thematisch geordnet	ANZAHL der AUSSAGEN
Hundezone	35
Spielgeräte & Spielplatz	35
Tische & Bänke	12
Begrünung	10
Große Wiese	8
Käfig	8
Volleyballplatz	5
Öffentliches Klo	4
Park „sauber halten“	4
Bodenschach	4
Veranstaltungen	4
Mehr Kontrolle im Park	3
Ruhiger Bereich fehlt	3
Müllcontainer verlegen	1
Bessere Beleuchtung	1
GESAMT	137

Tab. 2: Darstellung der Veränderungsvorschläge für den Lichtentalerpark nach Themen (Ehmayer, 2001a, S. 17).

7.3 START EINES COMMUNITY BUILDING-PROZESS

Basierend auf den Analyseergebnissen wurde gemeinsam mit den ParknutzerInnen ein kommunikativer Prozess in Gang gesetzt mit dem Ziel, eine gemeinschaftliche und konfliktarme Parknutzung für die weitere Zukunft zu entwickeln.

Zahlreiche Veränderungsvorschläge für den Park wurden vom Forschungsteam aufgenommen und bei der Diskussionsveranstaltung im Oktober 2001 der Bezirksvorstehung und dem Zuständigen der MA 42 zusammen mit den anwesenden LichtentalerInnen vorgetragen. Rund 25 Erwachsene und 10 Jugendliche nahmen teil.

7.3.1 DAS TREFFEN IN DER HUNDEZONE

Zwei Wochen nach der Veranstaltung „Miteinander im Lichtentalerpark“ fand ein moderiertes Treffen mit HundebesitzerInnen im Park statt.

Die 20 anwesenden HundebesitzerInnen erklärten sich dort bereit, ab sofort mit der Hundekotentsorgung innerhalb der Hundezone zu beginnen und andere HundebesitzerInnen über das Angebot des Bezirkes und die Verlegung der Hundezone zu informieren.

Es wurde der Wunsch geäußert, dass es im Jänner ein Treffen mit dem Zuständigen der MA42, BezirkspolitikerInnen und den HundebesitzerInnen geben soll, um erste Erfahrungen auszutauschen und notwendige weitere Schritte zu besprechen.

Die Gebietsbetreuung erklärte sich bereit, als Infodrehscheibe für HundebesitzerInnen zu fungieren: Informationen über Hundekotentsorgung, Rechtliches, etc., sowie aktuelle Termine konnten infolge bezogen werden.

Diese Idee der HundesitzerInnen wurde aufgegriffen und im Jänner 2002 sollte schließlich allen ParknutzerInnen die Möglichkeit zu einem Austausch über gemachte Erfahrungen geboten werden – zu diesem Zweck fand ein sogenanntes „Follow Up“-Treffen im Jugendzentrum 9 statt. Mit diesem Treffen endete das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“.

Ein großer Teil der Gestaltungsvorschläge wurde bis Frühling 2002 durch die Magistratsabteilung 42 - Stadtgartenamt Wien umgesetzt, vor allem in jenen Bereichen, die sich als besonders wichtig für die ParknutzerInnen erwiesen haben, wie zum Beispiel die Verlegung der Hundezone.

Im Gegenzug erklärten sich die HundebesitzerInnen bereit, sich in Zukunft um ihre neue Hundezone zu kümmern; diese vor allem sauber zu halten.

Eine weitere Veränderung war die „Widmung“ eines Teils des Parks für Mädchen, der in Zusammenarbeit mit dem Jugendzentrum gestaltet wurde.

Ein weiteres Ziel des Projektes war es, die NutzerInnen aktivieren, sich um *ihren* Park zu kümmern und die damit verbundenen Probleme eigenständig zu lösen, sowie das Miteinander zu fördern.

Zur Eröffnung des neu gestalteten Parks fand ein Frühlingsfest im Mai 2002, das unter Mitarbeit von LichtentalerInnen zusammen mit dem Jugendzentrum 9 und anderen Institutionen und Gaststätten organisiert wurde.

8. ABLAUF UND PHASEN DER ERHEBUNG

8.1 FORSCHUNGSINTERESSE

Ausgangspunkt für meine Forschungsfragen war die These *„Beteiligung schafft Identifikation und verhindert Konflikte“*. In Anlehnung an die von Maderthaler (1995) beschriebenen lebensraumbezogenen Bedürfnisse und die möglichen Konsequenzen einer Bedürfnisfrustration sollten die Auswirkungen einer stadtpsychologischen Maßnahme auf das Erleben der Menschen hier erforscht werden. Partizipation als lebensraumbezogenes Bedürfnis kann bei dessen Nichtbefriedigung soziale Konflikte und Unzufriedenheit verursachen. Durch das aktive Einbeziehen der Bevölkerung in Planungs- und Gestaltungsprozesse kann die Identifikation erhöht werden (Ehmayer, 2001a) und es wäre zu erwarten, dass durch eine gesteigerte Identifikation mehr Verantwortungsgefühl für den Park entwickelt wird.

Das Forschungsinteresse galt besonders den Veränderungen, die von den ParknutzerInnen, AnrainerInnen, sowie von MitarbeiterInnen für den Park relevanter Institutionen, wahrgenommen wurden. Dabei sollten das Wohlbefinden im Park, die Identifikation mit dem Park und das Zusammenleben der unterschiedlichen Personengruppen hervor gehoben werden.

Das wesentliche Augenmerk der Diplomarbeit sollte sich darauf richten, was das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ und die daraus resultierenden Maßnahmen bei den beteiligten Menschen bewirkt haben.

Es interessierte mich, ob die angewandten Methoden die angestrebte Verbesserung des Gemeinschaftsgefühls und eine größere Akzeptanz für die Bedürfnisse der anderen ParknutzerInnen erreicht werden konnte.

Dabei ging es um die subjektiven Eindrücke und Empfindungen der Personen und nicht um objektiv messbare Faktoren.

So hatte sich zum Beispiel im Laufe des Projekts „Miteinander im Lichtentalerpark“ herausgestellt, dass einige Probleme im Park, wie das sogenannte „Ausländerproblem“,

wesentlich durch die subjektiven Wahrnehmungen der BewohnerInnen bedingt waren und nicht durch äußerliche Gegebenheiten bestätigt werden konnten.

Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ war hierbei als Impuls für Veränderungen gedacht, da anzunehmen ist, dass langfristige Veränderungen viel Zeit in Anspruch nehmen.

Des weiteren interessierte mich die Zufriedenheit der Menschen mit dem umgestalteten Park, sowie die Beurteilung des Projektes durch die aktiv Beteiligten. Es von Interesse, wie zufrieden diese Personen mit der Durchführung des Projekts waren, im Sinne einer Verbesserungen zukünftiger Projekte im stadtpsychologischen Bereich, sowie auch zu erwarten war, dass die Zufriedenheit mit der Durchführung des Projekts sich auf die Zufriedenheit mit den Ergebnissen auswirken würde.

Was die Neugestaltung des Parks entsprechend der Vorschläge von den ParknutzerInnen betrifft, wollte ich heraus finden, wie zufrieden die Leute mit der verlegten und verbesserten Hundezone im Park sind, da sich diese im Zuge der Erhebung als größter gestalterischer Problempunkt herausgestellt hat – sowohl für HundebesitzerInnen als auch für die anderen ParknutzerInnen, wie zum Beispiel Eltern mit kleinen Kindern.

Eine weitere Erneuerung im Park betraf den mädchengerechten Raum. Mädchen waren verhältnismäßig wenig im Park vertreten, wofür vor allem der Mangel an entsprechenden Angeboten verantwortlich zu sein schien. Demnach war es auch von Interesse, wie die Mädchenzone bei den ParknutzerInnen ankommt, und ob dadurch mehr Mädchen den Park nutzen als früher.

Aus dieser Reihe von Forschungsfragen wurden Interviewleitfäden entwickelt, die Aufschluss über die Veränderungen nach dem Projekt geben sollten. Dabei war es wichtig, ausreichend Raum für die subjektiv relevanten Themen der Befragten zu lassen, um die Untersuchung möglichst nicht in eine von der Forscherin erwartete Richtung zu lenken. Ein zentrales Charakteristikum qualitativer Forschungsmethoden ist die Orientierung am Relevanzsystem der befragten Menschen. Flexibilität während des gesamten Forschungsprozesses und Reflexion über die Subjektivität des/der ForscherIn sollen in allen Phasen der Erhebung und Auswertung gewährleistet sein.

8.2 DIE UNTERSCHIEDLICHEN ERHEBUNGSPHASEN

Die Erhebung für diese Diplomarbeit teilte sich in zwei Erhebungsphasen.

Die ersten Interviews fanden im Jahr 2002, also unmittelbar nach der Umgestaltung und nur einige Monate nach dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ statt. Hier wurden Personen interviewt, die zuvor aktiv am Projekt beteiligt waren. Das heißt aus dem Pool an

circa 40 aktiven Menschen, die ihre Ideen in das Projekt eingebracht hatten, wählte ich einige aus, um sie zu den Veränderungen im Park, sowie zu ihren Erfahrungen mit dem Beteiligungsverfahren zu befragen.

Ergänzend wurden Personen im Park spontan von mir zu ihrer Meinung über den Park befragt. Zu diesem Zeitpunkt begann ich mit der Teilnehmenden Beobachtung, die von nun an fortlaufend über einen Zeitraum von etwa drei Jahren begleitend stattfinden sollte.

Der zweite Erhebungszeitraum fand zwischen 2005 und 2006 statt.

Die Personen, die hier befragt wurden, waren nicht beim Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ dabei gewesen.

Das entscheidende Kriterium für die Auswahl dieser Personen war ihr persönlicher Bezug zum Lichtentalerpark. Menschen, die den Park gut kannten, ihn nutzten und mir ihre Erfahrungen der vergangenen Jahre schildern konnten, lieferten hier einen Beitrag, um mir ein Bild von der Situation im Lichtentalerpark machen zu können.

Auch in dieser Phase der Erhebung wurden zusätzlich Menschen im Park von mir spontan befragt und es fand begleitend Teilnehmende Beobachtung statt.

Dieser Arbeit stehen Daten zur Verfügung, die in diesen Phasen zustande gekommen sind. Also kurz nach der Umgestaltung mit aktiven Menschen aus dem Projekt. Und drei Jahre später mit Personen, die den Park in der gesamten Zeit genutzt und miterlebt hatten, und mir so ihre ganz persönliche Erfahrung berichten konnten. Die Teilnehmende Beobachtung wurde während des gesamten Zeitraums durchgeführt.

Außerdem standen mir die Ergebnisse des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ für meine Diplomarbeit zur Verfügung, um Veränderungen besser feststellen zu können.

Diese Arbeit stellt somit eine qualitative Langzeitbegleitung der Veränderungen im Lichtentalerpark dar.

Selbstverständlich erforderten die unterschiedlichen Erhebungsphasen und Zielgruppen jeweils spezifische Interviewleitfäden. Das heißt, jeweils angepasst der Situation und den Forschungsinteressen, mussten die Forschungsinstrumente überarbeitet werden.

Bei der Erhebung wurde auf Einbeziehung möglichst vieler bzw. aller wesentlichen Personengruppen und Interessensgruppen geachtet. Auch Geschlecht, Alter, Kultur etc. waren Kriterien für die Erhebung. Aber wichtigstes Kriterium bei qualitativen Untersuchungen ist die sogenannte Theoretische Sättigung. Das heißt, man erfährt bei weiteren Gesprächen nichts Neues mehr, die Themen beginnen sich also zu wiederholen. Dies ist das Zeichen, dass die Erhebung beendet werden und die Auswertung begonnen werden kann.

8.3 VEREINBARTE INTERVIEWS

Für die Erhebungen wurden eigene Interviewleitfäden erstellt, die mit einer offenen Eingangsfrage im Sinne einer Erzählaufforderung das Gespräch starten und selbstläufige Passagen evozieren sollten (vgl. Wohlrab-Sahr & Przyborski, 2001). Diese Interviewleitfäden behandelten alle Aspekte des Forschungsinteresses, wobei Detailfragen üblicher Weise gegen Ende des Gesprächs gestellt werden, sofern nicht alle Themenbereiche bereits im Gesprächsverlauf abgehandelt wurden. Dies ermöglicht den befragten Personen, auf jene Themen näher einzugehen, die für sie Relevanz haben und verhindert ein „bloßes“ Antworten auf vorgefertigte Fragen.

Die vereinbarten Interviews waren Gespräche mit ausgewählten Personen, die aktiv am Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ beteiligt waren oder – in der späteren Erhebungsphase – Personen, die den Park über den gesamten Zeitraum nutzten oder erlebten.

Für diese Gespräche wurden Termine vereinbart. Sie dauerten zwischen einer halben Stunde und zweieinhalb Stunden.

In beiden Erhebungsphasen fanden solche vereinbarten Gespräche mit ausgewählten Personen statt.

Daraus entstanden 7 Problemzentrierte Interviews mit insgesamt 17 Personen, davon 5 Einzelgespräche und 2 Gruppeninterviews mit je 6 Personen.

Da sich bereits bei der Ausgangserhebung im Jahr 2001 ganz deutlich die unterschiedlichen Zielgruppen heraus kristallisiert hatten, war es sinnvoll auch bei meiner Vorgehensweise, diese Zielgruppen aktiv aufzusuchen.

Die unterschiedlichen Gruppen, aus denen InterviewpartnerInnen befragt wurden, waren: HundebesitzerInnen, AnrainerInnen, Eltern mit Kindern, ältere Menschen, Jugendliche und VertreterInnen der Bezirkspolitik im Alsergrund.

Die Interviewleitfäden, nach denen diese Gespräche stattfanden finden sich im Anhang wieder (LF1 für die Erhebung 2002; LF 2 für die spätere Erhebungsphase).

Die vereinbarten Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und anschließend transkribiert. Die Kurzinterviews im Park wurden mitgeschrieben.

8.4 INTERVIEWS IM PARK

Insgesamt wurden 7 Interviews mit 18 Personen spontan im Park durchgeführt. Das heißt, ergänzend zu den vereinbarten Gesprächen fanden auch Kurzinterviews im Park während beider Erhebungsphasen statt.

Zwei davon waren Einzelgespräche, die restlichen Gespräche waren Paar- bzw. Gruppeninterviews, mit jeweils zwei bis sechs Personen.

Auch diese Interviews richteten sich nach dem Leitfaden (LF 1 oder LF 2), es resultierten jedoch meist nicht so detaillierte Gespräche, wie bei den vereinbarten Interviews.

Auch hier wurde darauf geachtet, unterschiedliche Personengruppen zu erfassen, um ein möglichst breites Bild auf den Park zu erhalten.

Diese Interviews dienten vor allem dazu, die Erhebung abzurunden, um nicht nur involvierte und bereits aktive Personen miteinzubeziehen, sondern auch spontan NutzerInnen im Park zu befragen.

8.5 TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG

Während des gesamten Erhebungszeitraums führte ich Teilnehmende Beobachtungen im Park durch.

Aus diesen Beobachtungen entstanden Protokolle, so etwas wie ein Tagebuch meiner Eindrücke vom Lichtentalerpark.

Bei der Darstellung der Ergebnisse werde ich zusätzlich zu den Interviews auch die Protokolle der Teilnehmenden Beobachtung einfließen lassen.

8.6 AUSWERTUNG DER DATEN

Die Auswertung der Daten erfolgte in mehreren Schritten, die ich folgenden erzählerisch beschreiben möchte, so wie ich sie in meinem Forschungstagebuch festgehalten habe.

Bevor mit der Auswertung begonnen werden konnte, wurden die auf Tonband aufgezeichneten Interviews transkribiert. Hierzu wird der genaue Wortlaut der Gespräche entsprechend den Transkriptionsregeln (siehe Anhang) zu Papier gebracht. Aus dieser sehr aufwendigen Arbeit, bei der auch nicht-verbale Äußerungen festgehalten werden, entstanden zahlreiche Seiten der Mitschrift.

In einem nächsten Schritt wurden alle relevanten Aussagen in den Interviews farblich hervor gehoben. Als relevante Aussagen gelten solche, die sich in irgendeiner Weise auf das Thema Lichtentalerpark bezogen. Die so gesammelten Aussagen wurden anschließend kodiert. Das heißt ich habe versucht, das Thema zu bezeichnen, das dieser Aussage zugrunde lag. Hierzu wurde gemäß der Kernsatzmethode versucht, möglichst authentische Bezeichnungen, also einen typischen Satz oder Teilsatz aus der jeweiligen Aussage für die Benennung eines Kodes zu verwenden. Es sollte auch darauf geachtet werden, dass man

sich unter der Bezeichnung eines Kodes etwas vorstellen kann, also möglichst genau zum Ausdruck kommt, welche Aussagen mit diesem Kode bezeichnet wurden.

Es ist hier wichtig, nicht wertend vorzugehen oder etwas hinzuzufügen, das nicht im Interview oder in der Aussage vorhanden ist.

Diese Vorgehensweise ergibt eine Sammlung vieler einzelner Kodes, denen Aussagen zugeordnet sind. Aussagen, die sich keinem Kode eindeutig zuordnen lassen, bekommen entweder einen eigenen Kode, oder werden unter einer eigenen Kategorie, die ich als „Sonstiges“ bezeichnet habe, gesammelt. Aussagen aus den Interviews können auch mehrfach, also unterschiedlichen Kodes zugeordnet werden.

Da die von mir erstellten Interviewleitfäden in eine zentrale Einstiegsfrage und weitere Detailfragen unterteilt waren, schien es sinnvoll, diese Unterteilung auch bei der Auswertung beizubehalten. Daraus ergab sich eine Fülle an Themen, welche die InterviewpartnerInnen sozusagen „von alleine“ zur Sprache brachten und weitere Themen, die von mir speziell am Ende des Interviews erfragt wurden.

Alle Interviewtranskripte der insgesamt 14 Gespräche wurde so Aussage für Aussage zerlegt und ergaben eine Tabelle mit Kodes und den dazugehörigen Aussagen aus den Interviews.

Bereits nach diesem Arbeitsschritt wurde deutlich, dass die unterschiedlichen Personengruppen sich zum Teil sehr unterschiedlicher Themen annehmen. Es stellte sich heraus, dass die Darstellung der Themen (Kodes) nach Gruppen erfolgen musste. Hätte ich an diesem Punkt der Auswertung nicht nach Personengruppen unterschieden, ist anzunehmen, dass ein stark verzerrtes und daher falsches Bild aus meiner Erhebung entstanden wäre. Es gab Themen, die beinahe ausschließlich einer Zielgruppe zugeordnet werden konnten. Würde man dann nicht nach Gruppen unterscheiden, könnten die Ergebnisse stark verzerrt sein.

Entsprechend dem Theoretischen Kodieren (Flick, 2000) und der Grounded Theory (Glaser & Strauss (1996), erfolgt nach der ersten Kodierung der Aussagen eine Kategorisierung. Demnach würden die Kodes zu übergeordneten Begriffen zusammengefasst, welche die ihrerseits Kategorien ergäben.

In Fall dieser Diplomarbeit wurde keine Kategorisierung vorgenommen. Da ein weiteres Verdichten der Kodes zu abstrakten Kategorien geführt hätte. Die Themen der einzelnen Personengruppen sind in diesem Fall repräsentativer und verständlicher.

Es soll an dieser Stelle nicht der Eindruck entstehen, dass die Parameter qualitativer Auswertungsverfahren eigenmächtig aufgehoben wurden. Qualitative Sozialforschung setzt

Subjektivität und Reflexion des/der ForscherIn während des gesamten Forschungsprozesses voraus. Es sollen nicht starr Anleitungen befolgt, sondern situationsbezogen sinnvoll die Vorgehensweise gestaltet werden, um aussagekräftige und praxisnahe Ergebnisse zu erhalten.

Bei der Auswertung qualitativer Daten empfiehlt es sich oftmals nicht ausschließlich am Computer zu arbeiten, sondern mit Papier und Stiften Zwischenergebnisse sichtbar zu machen.

Außerdem war immer wieder die Zusammenarbeit mit meiner Betreuerin wichtig, da diese Vorgehensweise der Auswertung nicht ausschließlich von einer Person gemacht werden sollte. Vielfach können andere, auch außenstehende Personen unterstützende Rückmeldungen geben.

9. DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE

Im folgenden werden die Ergebnisse dargestellt, die sich aus der Auswertung meines gesamten Forschungsmaterials ergeben, das zwischen 2002 und 2005 entstanden ist. Das Forschungsmaterial enthält 14 Problemzentrierte Interviews, sowie die Protokolle der Teilnehmenden Beobachtung, die begleitend über einen Zeitraum von drei Jahren durchgeführt wurde.

Im Text befinden sich einzelne Zitate aus den Interviews, die in Folge kursiv dargestellt werden⁸.

Sämtliche Passagen aus Interviews werden selbstverständlich anonym dargestellt. Eventuell im Interview vorkommende Namen von Personen werden durch erdachte Namen ersetzt.

9.1 BESCHREIBUNG DER PERSONENGRUPPEN

Bereits während der Erhebung war die Unterscheidung in unterschiedliche Personengruppen angestrebt worden, um ein umfassendes Bild auf den Park zu erhalten.

Auch bei der Auswertung des Datenmaterials stellte sich heraus, dass die Unterscheidung in Zielgruppen maßgeblich entscheidend ist, um die unterschiedlichen Bedürfnisse und Sichtweisen bezüglich des Lichtentaler Parks erfassen zu können.

Da bei der folgenden Darstellungen der Ergebnisse zwischen diesen Personengruppen unterscheiden wird, möchte ich diese zuvor beschreiben.

⁸ In den kursiv dargestellten Interviewziten kennzeichnen drei Punkte in einer runden Klammer (...) eine Auslassung im Text. Punkte ohne Klammer stehen für eine Gesprächspause im Interview, wobei drei Punkte ... eine längere Pause und zwei Punkte .. eine kurze Pause kennzeichnen.

Darstellung der Personengruppen rund um den Lichtentalerpark

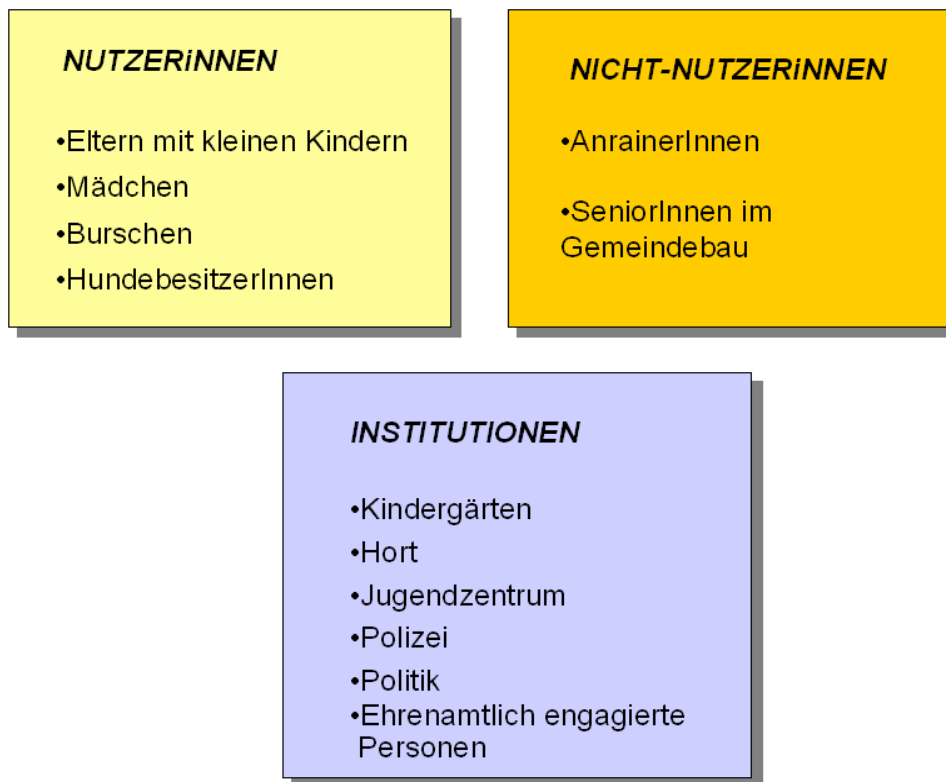


Abb. 8: Darstellung der Personengruppen rund um den Lichtentalerpark: „NutzerInnen“, „Nicht-NutzerInnen“ und „Institutionen“. Innerhalb dieser drei Gruppen sind wiederum jene Personengruppen aufgelistet, die von mir befragt wurden und einer der drei übergeordneten Gruppen zuzuordnen sind.

Im wesentlichen kann man die drei Gruppen **NUTZERINNEN**, **NICHT-NUTZERINNEN** und **INSTITUTIONEN** rund um den Lichtentalerpark unterscheiden. Zu den NutzerInnen des Lichtentalerparks gehören Eltern mit kleinen Kindern, Mädchen und Burschen im Schulalter, die den Park im wesentlichen alleine nutzen. Mädchen und Burschen werden nachvollziehbarer Weise getrennt dargestellt, da sich ihre Bedürfnisse an den Park wesentlich unterscheiden. Weiter gehören zu den NutzerInnen des Parks die HundebesitzerInnen, die vor allem die Hundezone nutzen und meistens den restlichen Park kaum benützen. Insgesamt wurden 21 ParknutzerInnen befragt.

Zu den Nicht-NutzerInnen gehören hier AnrainerInnen und SeniorInnen, die angrenzend – oft in Gemeindebauten - an den Lichtentalerpark leben und diesen wenig bis gar nicht nutzen. Es wurden sechs Personen aus dieser Gruppe interviewt.

Als dritte Gruppe gibt es unterschiedliche Institutionen rund um den Park. Von mir befragt wurden MitarbeiterInnen und VertreterInnen unterschiedlicher Einrichtungen, wie Kindergärten, Hortgruppen, Jugendzentrum, Polizei, PolitikerInnen, sowie ehrenamtlich

engagierte Personen. Unter den MitarbeiterInnen von Institutionen und PolitikerInnen wurden insgesamt acht Personen befragt.

Typischer Weise haben NutzerInnen andere Bedürfnisse an den Park, als Personen, die den Park wenig bis gar nicht nützen. Eine wiederum spezifische Sichtweise auf den Park haben VertreterInnen von Institutionen, die den Park nicht privat nutzen, sondern aus ihrer professionellen Sicht agieren.

9.2 WAS IST THEMA IM LICHTENTALERPARK?

Im folgenden Abschnitt werden die unterschiedlichen Zielgruppen meiner Untersuchung und die für diese Gruppen jeweils relevanten Themen bezüglich des Lichtentalerparks dargestellt. Hierbei unterscheide ich, wie zuvor bereits angeführt, zwischen NutzerInnen, Nicht-NutzerInnen und Institutionen rund um den Lichtentalerpark.

Somit hat sich auch im Laufe der Auswertung der Daten ergeben, eine Darstellung der Ergebnisse unbedingt nach diesen spezifischen Gruppen vorzunehmen. Bei der Auswertung der Interviews wurden die einzelnen Aussagen daraus mit sogenannten Codes versehen und zusammengefasst. Hier möchte ich nun die Liste mit diesen Codes, also allen Themen, die von den befragten LichtentalerInnen in den Interviews genannt wurden darstellen. Die Auflistung aller Codes mit den zugehörigen kodierten Aussagen findet sich im Anhang.

- PARK IST SCHÖN
- PARK IST SCHEISSE
- IM GROSSEN UND GANZEN IST ES RECHT RUHIG
- PARK IST EIN WICHTIGER TREFFPUNKT
- PARK IST ZU KLEIN
- FÜR ALLE GRUPPEN IST WAS DA
- FÜR KINDER IST ES SCHÖN
- ES IST SCHWIERIG MIT KINDERN
- DAS ANGEBOT WIRD GUT GENUTZT
- PARK ENTSPRICHT EINER INNENHOFSITUATION
- DER PARK HAT SICH VERÄNDERT
- MAN IST FROH, DASS MAN WAS HAT
- DETAILS ZU GESTALTUNG & GERÄTE
- UND DES GANZE G'HÖRT WIEDER WEG
- DES KANN MA SCHO LASSEN
- BEIM TAG SEH ICH'S EIN
- ES G'HÖRT JA FÜR DIE KINDER
- PLATZ FÜR JUGENDLICHE
- PFLEGE UND WARTUNG DES PARKS

- ICH HAB NICHT DAS GEFÜHL, DASS IRGENDWAS BEDROHLICHES SEIN KÖNNTE
- HUNDEZONE IST GUT
- HUNDEZONE IST NICHT GUT
- HUNDEZONE IST GROß
- HUNDEZONE STINKT
- HUNDEZONE IST LAUT
- HUNDEZONE IST KLEIN
- WO GIBT MAN SONST A HUNDEZONE IN DER INNENSTADT HIN?
- NUTZUNG DER HUNDEZONE
- GESTALTUNG DER HUNDEZONE
- BETREUUNG DER HUNDEZONE
- DAS THEMA, AUF DAS ICH IMMER WIEDER ANGESPROCHEN WERDE, IST DIE HUNDEZONE
- ES GIBT SCHWARZE SCHAFE UNTER DEN HUNDEBESITZERN
- MANCHE RÄUMEN HUNDEKOT WEG
- MANCHE RÄUMEN DIE HUNDSTRÜMMERL NICHT WEG
- WEITERES ZU HUNDEKOT
- ES SIND VIEL ZU VIELE HUNDE
- HUNDE SIND INNERSTÄDTISCH ALLGEMEIN EIN PROBLEM
- DAS MUSS STÄRKER BESTRAFT WERDEN
- HUNDEVERBOT IM PARK
- HUNDEMEDICATION
- KOMMUNIKATION
- EIGENTLICH GIBT ES JETZT KEINE KONFLIKTE MEHR
- ES GEHT NUR MIT EINEM MITEINANDER
- ES WIRD IMMER WIEDER KONFLIKTE GEBEN
- ES IST MEHR LOS
- NEUE GRUPPEN WURDEN ANGEZOGEN
- ES WAR EIN GROßER ANDRANG IN DER MÄDCHENZONE
- DIE MÄDCHENZONE IST IRGENDWIE GANZ TOLL
- DIE MÄDCHENZONE IS ÜBERHAUPT A GENIALE IDEE
- RANDALISMUS IST GROß
- SCHLIMME KINDER
- SCHMUTZ UND VERUNREINIGUNG
- TAUBEN UND RATTEN
- KINDER PISCHEN HIN
- ES IS VOR MITTERNACHT KANN MAN SCHO PAUSCHAL SAG´N NIE A RUAH

- DES SAN JO LACK'LN
- DO BRAUCHST A GOR NIX SOG'N WEIL DA HAST GLEICH ANE AUF DIE NAS'N
- OBDACHLOSE IM PARK
- GOTT SEI DANK GIBT'S DIE KINDER, DIE NOCH EINEN LAUT VON SICH GEBE
- DIE AUSLÄNDER KOMMEN
- WAUNN'S NUR VORBEI GEH'N SCHAUN'S IHNEN SO PROVOZIEREND AN
- BIS JETZT WAR I KA RASSIST, ABER WENN'S SO WEITER GEHT,
ZÜCHTEN'S MI
- WIR FÜHLEN UNS IN STICH G'LASSEN
- LAUT BEZIRKSVORSTEHUNG GIBT'S KANE BESCHWERDEN
- GEBIETSBETREUUNG
- PARKBETREUUNG
- BEURTEILUNG DER KINDER- UND JUGENDBETREUUNG
- JA, ABER WER ZAHLT DENN DAS
- FRÜHER HABEN WIR EINE WOHNQUALITÄT GEHABT
- ES IS SO SCHADE DRUM
- SENIORINNEN
- A KONTROLLE G'HÖRT HER
- MEHR SPIELZEUG FÜR KINDER
- MACHT'S AN ZAUN UM DEN PARK UND SPERRT'S EAM ZUA
- VERGRÖßERUNG UND NUTZUNG DES STRAßENRAUMS RUNDHERUM
- BETRUNKENE IM PARK

Diese Themen konnten unterschiedlichen Gruppen zugeordnet werden, was im folgenden grafisch dargestellt ist.

Die zentralen, also von dieser Gruppe insgesamt häufig genannten und daher als bedeutungsvoll erscheinenden Themen sind jeweils in der Mitte im dunkler gefärbten Bereich angeführt. Alle restlichen Themen, die von der jeweiligen Gruppe genannt wurden, sind im äußeren, heller gefärbten Bereich dargestellt.

9.2.1 WAS IST THEMA FÜR DIE NUTZERINNEN DES LICHTENTALERPARKS?

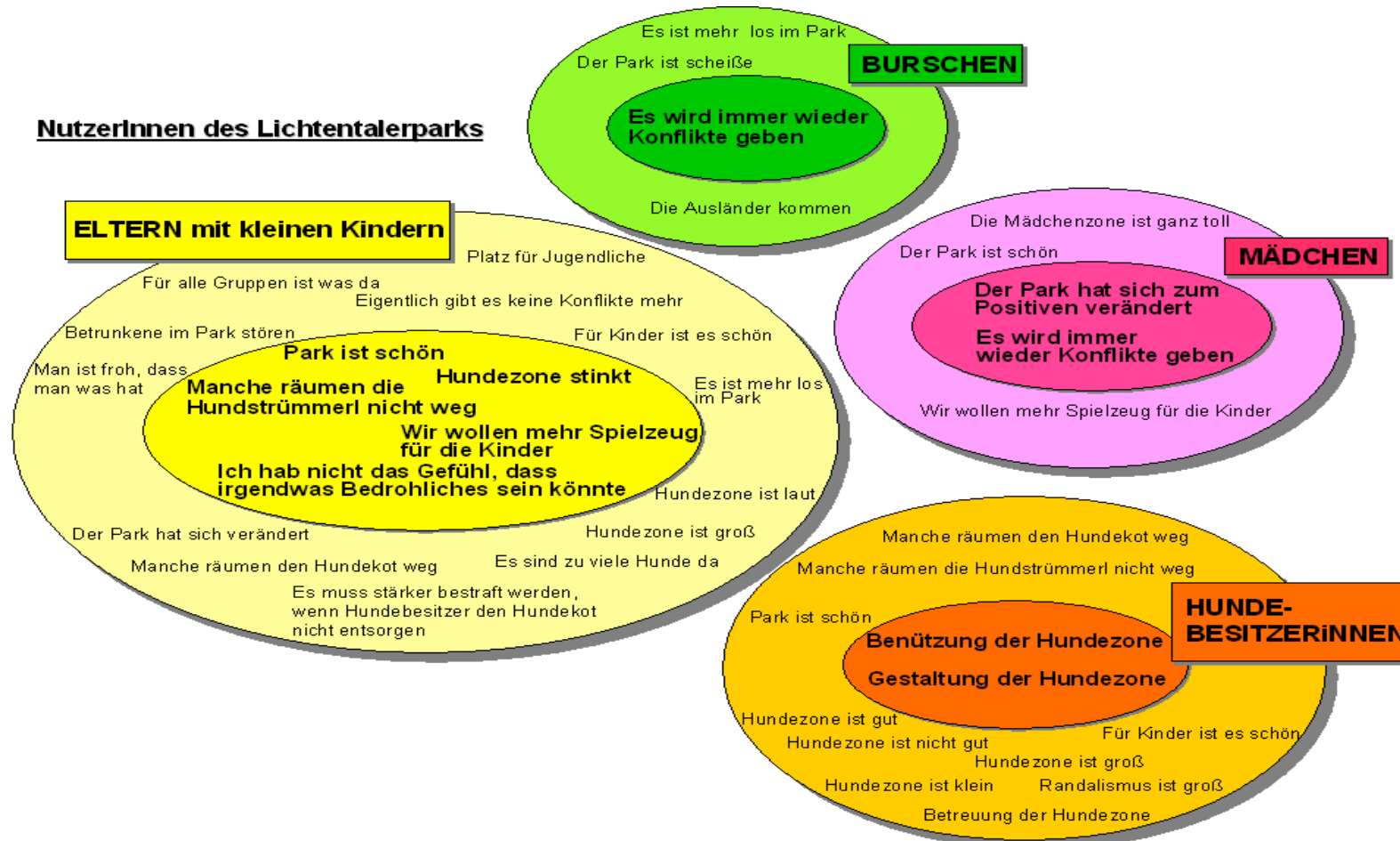


Abb. 9: Darstellung der NutzerInnen-Gruppen: Eltern, Mädchen, Burschen und HundebesitzerInnen. In der inneren, dunkleren Ellipse sind jeweils die Kernthemen (häufigste Nennungen) der Gruppen dargestellt, im äußeren Ring die Randthemen (relativ weniger Nennungen). Größere Formen stehen für eine größere Anzahl an Themen, die für die jeweilige Gruppe relevant sind.

Wie aus dieser Darstellung ersichtlich wird, haben Eltern mit kleinen Kindern eine Fülle an Themen, mit denen sie sich bezüglich des Lichtentalerparks auseinandersetzen. Danach folgen die HundebesitzerInnen. Schließlich haben Mädchen und Burschen relativ wenige Themen, die sie beschäftigen.

Die hier dargestellten Gruppen sind die hauptsächlichen NutzerInnen des Lichtentalerparks. Im Vordergrund steht das Spielen für Kinder, Treffpunkt und Ballspiele für Jugendliche, oder die Nutzung der Hundezone für die HundebesitzerInnen. Für diese Gruppen erfüllt der Park eine wichtige Funktion.

Die zentralen Kernthemen der **Eltern** (in der inneren Ellipse, dunkler dargestellt) sind:

- » **Der Park ist schön**
- » **Die Hundezone stinkt**
- » **Manche räumen die Hundstrümmerei nicht weg**
- » **Wir wollen mehr Spielzeug für die Kinder**
- » **Ich hab nicht das Gefühl, dass irgendwas Bedrohliches sein könnte**

Die Eltern finden den Park im allgemeinen schön. Durchwegs wird von den Eltern festgestellt, dass der Park nun mehr ihren Bedürfnissen entspricht, was vor allem das Angebot für Kinder, sowie eine verbesserte Situation durch die Umgestaltung und Verlegung der Hundezone betrifft.

Trotzdem wird nach wie vor die Hundeproblematik von den Eltern beklagt. Einerseits fühlen sie sich durch den Geruch der Hundezone, vor allem im Sommer, belastigt. Dies betrifft besonders Familien, die direkt am Park wohnen.

Als nach wie vor großes Problem schildern Mütter die mangelnde Entsorgung des Hundekots durch manche HundebesitzerInnen – hier ganz besonders, wenn dies im Park außerhalb der Hundezone der Fall ist. Es wird aber auch festgestellt, dass sich die Situation diesbezüglich ein wenig gebessert hat, im Gegensatz zu früher.

Manche Eltern hätten gerne mehr Spielgeräte für ihre Kinder, vor allem eine zusätzliche Schaukel wird genannt.

Von Eltern wird berichtet, dass sie den Park als sicher empfinden. *„Aber da ich dort auch einen absolut sicheren Eindruck hab, hab ich das Gefühl die Kinder können sich also was den Park betrifft, also innerhalb des Parks und dieses Ecks völlig frei bewegen“* ist zum Beispiel eine Aussage dazu.

Am Rande äußern sich die befragten Eltern zu weiteren „Hundethemen“, zu Jugendlichen, berichten, dass es weniger Konflikte gibt und für alle Gruppen Angebote im Park vorhanden sind, besonders für Kinder. Negativ äußern sich Eltern zu Betrunkenen im Park, diese stellen aber keine ernsthafte Bedrohung dar. Im allgemeinen sind die Eltern froh über das Angebot, dass der Lichtentalerpark stellt und berichten, dass seit der Umgestaltung mehr los ist im Park.

Die Kernthemen der **HundebesitzerInnen** sind folgende:

- » **Benützung der Hundezone**
- » **Gestaltung der Hundezone**

Die HundebesitzerInnen äußern sich in den Interviews vor allem zum Thema Hundezone. Hier liegt den Menschen die Benützung, sowie die Gestaltung der Hundezone am Herzen. Auch die Randthemen der HundebesitzerInnen beziehen sich vor allem auf Bereiche rund um Hund und Hundezone. Aber auch die HundebesitzerInnen stellen durchaus fest, dass der Park jetzt schöner ist, vor allem für Kinder, aber berichten auch von Vandalismus im Park.

Die **Mädchen** setzen sich vor allem mit diesen Themen auseinander:

- » **Der Park hat sich zum Positiven verändert**
- » **Es wird immer wieder Konflikte geben**

Für die befragten Mädchen hat sich der Park verbessert. Vor allem sind sie mit der Schaffung der Mädchenzone zufrieden. Die Mädchen berichten auch von Konflikten im Park, vor allem schimpfen Erwachsene mit den Mädchen; jetzt mehr als früher. Den Mädchen gefällt der Park nach der Umgestaltung und finden die Mädchenzone ganz toll. Sie hätten auch noch Wünsche zur Verbesserung der Mädchenzone, nämlich eine Erhöhung der Seile zum Balancieren, sowie weitere Liegematten.

Für **Burschen** ist im Lichtentalerpark von Bedeutung:

- » **Es wird immer wieder Konflikte geben**

Burschen berichten von Raufereien im Park, von Streitigkeiten mit anderen Kindern und Jugendlichen, sowie von jungen Männern, *„die sind so 26 bis 30 Jahre alt und raufen immer im Park. Die hauen Kinder, die kleinen Kinder laufen davon vor ihnen. Wir haben keine Angst vor ihnen, uns tun sie nichts. Die kommen um 6 Uhr am Abend und manchmal in der Früh und kiffen sich ein“*.

Die befragten Burschen stellen fest, dass mehr los ist im Park, finden den Park zum Teil „scheiße“ und äußern sich zu MigrantInnen im Park unter anderem in folgender Weise: *„Zigeuner sind da, die stinken, weil sie sich nicht waschen. Die sind zu Tausenden da. Die stören, weil sie stinken“*.

9.2.2 WAS IST THEMA FÜR MENSCHEN, DIE DEN PARK WENIG ODER GAR NICHT NUTZEN?

9.2.2.1 SeniorInnen



Abb. 10: Darstellung der Themen, mit welchen sich SeniorInnen, die vor allem in den Gemeindebauten am Lichtentalerpark wohnen, auseinandersetzen. In der Mitte sind die zentralen Themen, in der äußeren Ellipse die Randthemen dargestellt.

Die **SeniorInnen** äußern vielfach zu Jugendlichen und Kindern im Park, die schlimm sind, die Spielgeräte kaputt machen bzw. zu Vandalismus im Park. Eine große Sorge besteht darin, welche Kosten dadurch verursacht werden, und dass es schade sei um den Park. Im allgemeinen stimmen die älteren Menschen einer Nutzung des Parks durch Kinder bei Tag zu, vereinzelt wird aber auch die Forderung nach einer Sperrung des Parks geäußert. Die befragten SeniorInnen stellen einen Unterschied zu früher fest: „*Na des Lichtental war so so i man wirklich .. i sag immer ein Dorf .. ein schönes Dorf war des sei ma sich ehrlich*“, „*da geht's um um a Lebensqualität die ma alle verloren haben alle*“.

Verunreinigung im Park wird ebenfalls beklagt, wie auch eine gewisse Angst vor anderen Leuten im Park, vor allem MigrantInnen vorhanden zu sein scheint. Schlechte Erfahrungen

berichten die älteren Menschen mit der Gebietsbetreuung und meinen zum Beispiel „Bei der Gebietsbetreuung wird man mehr oder weniger herg'stellt, als wie wann ma Kinder hasst und Ausländer hasst“.

Die anwohnenden SeniorInnen benutzen den Park relativ wenig, sondern bevorzugen meist die Nutzung von Innenhöfen in den Wohnhäusern. Mehr Ruhe und Privatsphäre werden dafür als Grund angegeben.

9.2.2.2 AnrainerInnen

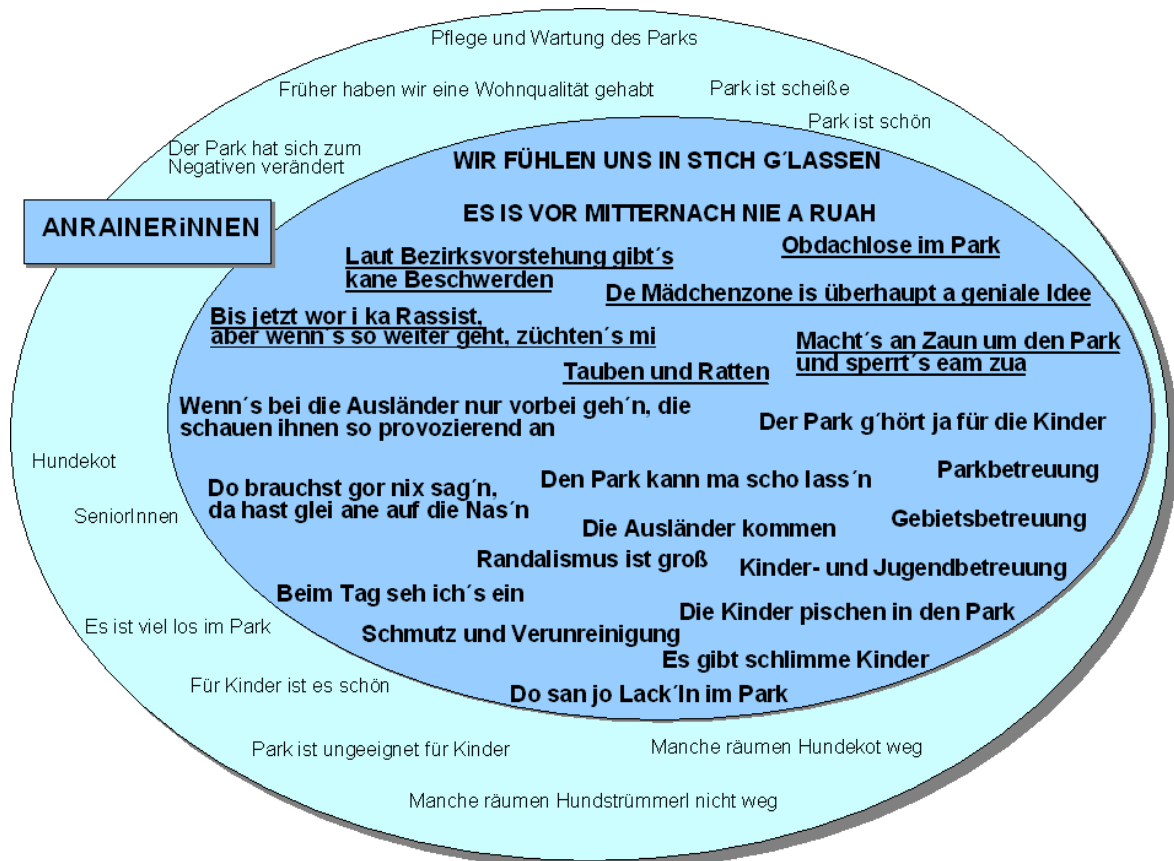


Abb. 11: Was ist Thema für die AnrainerInnen?

9.2.2.1.1 Zur spezifischen Sichtweise der AnrainerInnen

Ich möchte hier näher darauf eingehen, dass die befragten AnrainerInnen sich ganz deutlich in ihrer Sichtweise von den anderen Befragten abheben. Bei dieser Gruppe zeichnete sich besonders stark die Dringlichkeit einer gruppenweisen Darstellung der Ergebnisse, da hier sehr spezifische Themen genannt wurden. Bei einer gesamten Darstellung der Ergebnisse, ohne Unterscheidung nach Zielgruppen, hätte die spezifische Sichtweise der AnrainerInnen zu einer starken Verzerrung der Ergebnisse geführt.

Weiter ist hinzuzufügen, dass die hier als „AnrainerInnen“ bezeichnete Gruppe nur einen Teil der anwohnenden Bevölkerung repräsentiert. Befragte Personen aus anderen Gruppen, wie zum Beispiel Eltern oder HundebesitzerInnen, wohnen teilweise ebenfalls direkt am Park, teilen aber die Meinung nicht unbedingt. Das heißt, die hier beschriebenen AnrainerInnen sind als Nicht-NutzerInnen definiert. Es erschien eine Unterteilung der Nicht-NutzerInnen in SeniorInnen und AnrainerInnen sinnvoll. Diese beiden Gruppen sind einander ähnlich, was die Sichtweise des Lichtentalerparks betrifft, dennoch nicht exakt gleich. Hervorzuheben ist nochmals, dass es sich hier vor allem um Personen handelt, die den Park kaum oder gar nicht nutzen.

Die befragten AnrainerInnen haben zahlreiche Kernthemen. Themen, die nur von AnrainerInnen genannt wurden und von keiner der anderen befragten Personengruppen, sind unterstrichen dargestellt.

Die in Großbuchstaben dargestellten Themen die absoluten Hauptthemen dieser Gruppe. Da *„Wir fühlen uns in Stich g’lassen“* und *„Es is vor Mitternacht nie a Ruah“* von dieser Gruppe besonders oft genannt wurden und die zwei größten Kernthemen innerhalb der Gruppe der AnrainerInnen bilden, erschien es wichtig, diese hervorzuheben.

Besonders in Stich gelassen fühlt man sich von der Polizei, die auf wiederholte Aufforderungen nicht reagiert, vor allem wenn es um nächtliche Lärmbelästigung im Park geht. Der Lärm im Park wird von den befragten AnrainerInnen als sehr störend empfunden. Kaum eine andere Gruppe äußert sich zu diesem Thema. Die AnrainerInnen jedoch beklagen lärmende Personen, vor allem Jugendliche, die sich abends im Park treffen oder Ball spielen. Untertags wird der Lärm, den vor allem Kinder verursachen eher toleriert. Nachts aber ist der Schlaf maßgeblich beeinträchtigt, vor allem im Sommer, wenn man die Fenster offen lassen möchte.

Zusätzlich gibt es eine gewisse Frustration, da man sich von der Bezirksvorstehung nicht ernst genommen fühlt, indem es laut Bezirksvorstehung keine Beschwerden zum Park gibt (Anmerkung: bezog sich auf die Bezirksvorstehung im Jahr 2002).

Obdachlose im Park werden als Störung empfunden, sowie von Tauben und Ratten berichtet wird.

Die AnrainerInnen sind die einzige Gruppe, die sich negativ zur Mädchenzone äußert. Alle anderen Befragten empfinden die Mädchenzone als Bereicherung für den Park. Hierzu wird zum Beispiel gesagt: *„De Hängematten, was da vorn g’macht hab’n, des is überhaupt a geniale Idee, weil do schlafen’s de gaunze Nacht draußen“*.

Wiederholt wird von den Befragten der Wunsch nach einer nächtlichen Sperrung des Parks getätigt, woraus man sich die erhoffte Nachtruhe erwarten würde.

„Man wird so herg´stellt, wie wann ma Ausländer hasst, was si irgendwann amoi, wenn ma da wohnen muass wahrscheinlich bewahrheiten wird“ ist eine Aussage zum

„Zusammenleben“ mit MigrantInnen im Park. Vor allem wird betont, dass es Unterschiede in der Mentalität gäbe und man sich an die Gegebenheiten hierzulande anzupassen habe: *„... oba sicher net in Österreich de hoben sie an Regeln zum hoitn“*.

Insgesamt werden von den AnrainerInnen relativ viele negativ gefärbte Aussagen zu MigrantInnen gemacht und die Frustration scheint groß zu sein.

Ansichten zur Parkbetreuung, Gebietsbetreuung, sowie zu Institutionen zur Kinder- und Jugendbetreuung stellen sich zum Beispiel so dar, *„Und unter Parkbetreuung versteh i net wirklich, dass ma mit de Jugendlichen drinnan Fußball oder Basketball spielt oder Beachvolleyball spielt, sondern dass ma eana“*, *„Also die is ja wirklich die allergenialste also wenn i zu dera no amoi viere geh i glaub dann verhaften´s mi .. weil die is ein Wahnsinn“*, oder *„weu waunn i ois Betreuerin zuaschau wia zwa so Berschen durt hi- .. pischen .. daunn frog i mi a ob de wirklich berechtigt is Kinder zum erziagn“*.

9.2.3 DIE SICHTWEISE DER INSTITUTIONEN

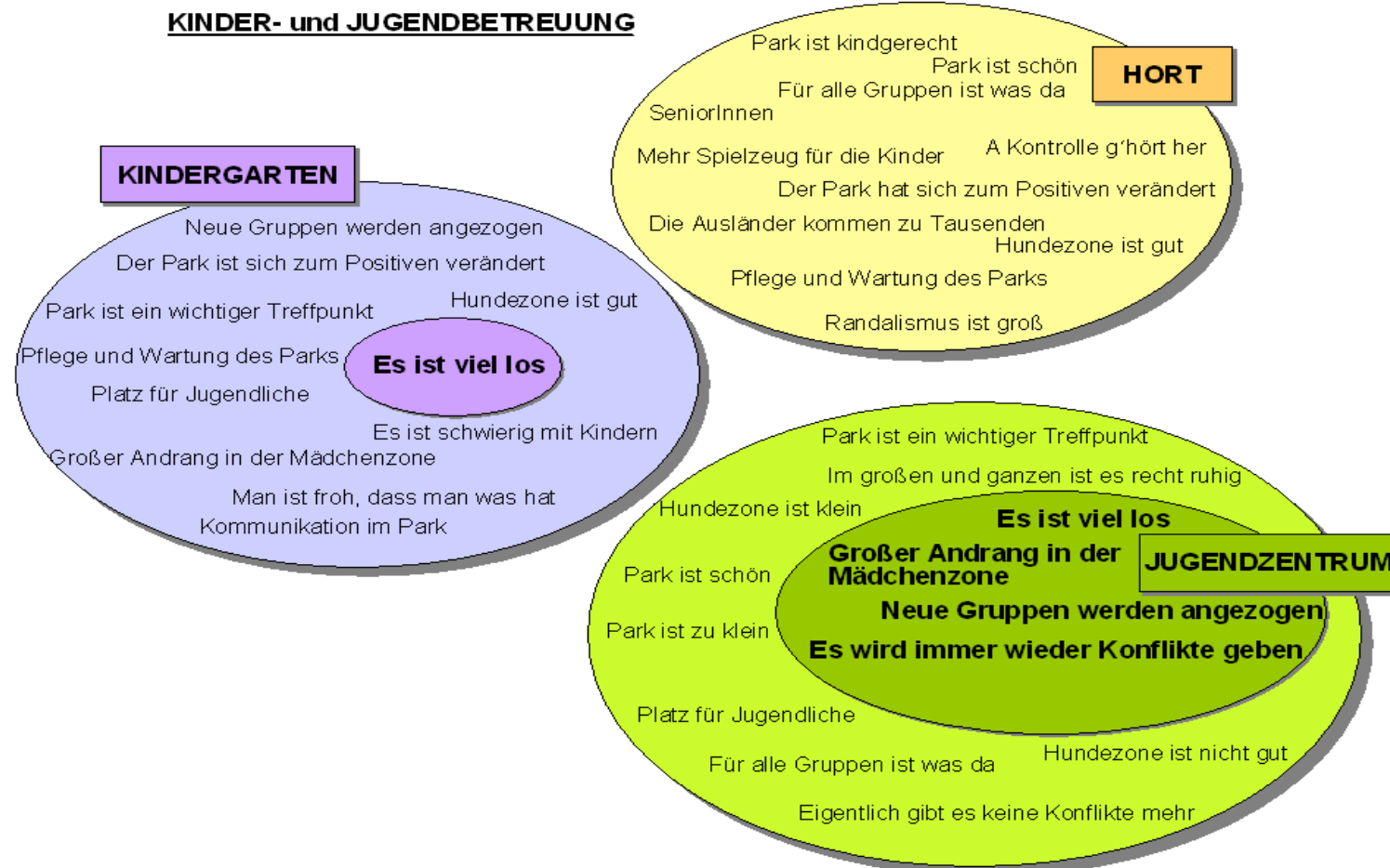


Abb. 12: Darstellung der Themen, die für Kindergärten, Hort und Jugendzentrum relevant sind, wenn es um den Lichtentalerpark geht.

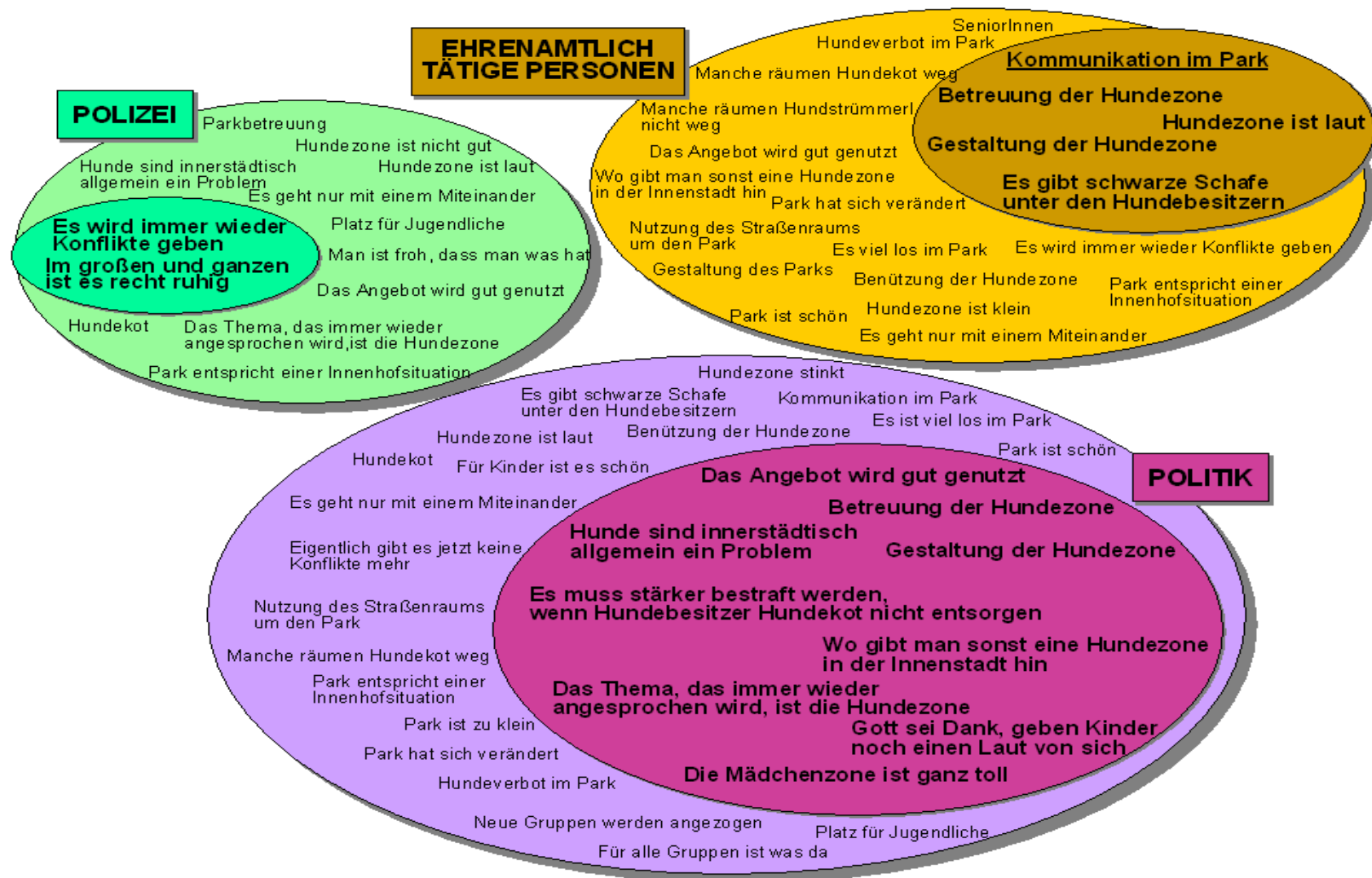


Abb. 13: Hier die Darstellung der restlichen Institutionen, wobei ehrenamtlich Tätige hier ebenfalls eine institutionelle Sichtweise vertreten.

Das Kernthema für MitarbeiterInnen von **Kindergärten** ist:

» **Es ist viel los im Park**

Für die Kindergärten hat sich die Situation verbessert und man ist froh, dass man den Lichtentalerpark hat. Die Hundezone wird positiv beurteilt, der große Andrang in der Mädchenzone wird wahrgenommen und man sieht, dass der Park für verschiedene Gruppen wichtig ist. KindergärtnerInnen würden sich aber eine bessere Kommunikation vor allem mit den Müttern mit migrantischem Hintergrund wünschen. Außerdem verliert man leicht den Überblick im Park, wenn man mit der Kindergartengruppe dort ist, sowie auch fehlende Toiletten beklagt werden.

MitarbeiterInnen vom **Hort** haben kein wirkliches Kernthema, das sich von anderen abhebt. Für sie sind eine Reihe von Themen gleich relevant, die sich auf sehr unterschiedliche Sachverhalte beziehen. Sie äußern sich zum Thema Kinder, Hunde, SeniorInnen, MigrantInnen, zum Park allgemein und Stellen einen gewissen Vandalismus fest.

Für das **Jugendzentrum** sind vor allem folgende Themen wichtig:

- » **Es ist viel los im Park**
- » **Großer Andrang in der Mädchenzone**
- » **Neue Gruppen werden angezogen**
- » **Es wird immer wieder Konflikte geben**

Vor allem die steigende Anzahl an BesucherInnen wurde hier wahrgenommen, besonders in der Mädchenzone, was zu anfänglichen Konflikten geführt hat. Es wurde diskutiert, ob nur Mädchen die Zone nutzen dürfen und ob man Regeln zur Nutzung erstellen sollte.

„Die, die halt die Geräte benutzt haben, die wollten nicht mehr weg und die anderen haben sie weg verdrängt“, „Unter den Kindern und den Jugendlichen halt waren so Platzkämpfe sozusagen, ein bisschen territoriale Platzansprüche oder halt, ja wer ist halt stärker und wer setzt sich durch und so, da hab ich was mitbekommen, dass es ein bisschen konfliktreich war“, aber „Es wird immer wieder Konflikte geben, also das soll man auch nicht jetzt so übertreiben“ sind Aussagen, die hier gemacht wurden. Insgesamt sind die Konflikte im Park weniger geworden.

Im Großen und Ganzen wird der Park als ruhig erlebt, man findet ihn schön und schätzt das verbesserte Angebot für die unterschiedlichen NutzerInnen-Gruppen.

„Der Park ist zu klein“, „Die Hundezone ist klein“ und „Die Hundezone ist nicht gut“, da sie zu klein und eher nur ein „Hundeklo“ ist.

Ehrenamtlich tätige Personen nennen vor allem jene Themen:

- » **Kommunikation im Park**
- » **Betreuung der Hundezone**

- » **Gestaltung der Hundezone**
- » **Hundezone ist laut**
- » **Es gibt schwarze Schafe unter den Hundesitzern**

Die Kommunikation unter den ParknutzerInnen mit unterschiedlichen Interessen wird hier sehr stark betont und es wird versucht, dieselbe zu verbessern. Weiter sind hier Hunde und die Hundezone ein großes Thema. Durch ehrenamtliches Engagement versucht man, die Situation für alle zu verbessern, indem es zum Beispiel Regeln zur Nutzung der Hundezone gibt.

Weiter wird die Nutzung des umliegenden Straßenraums um den Park für die ParknutzerInnen angestrebt und die Wichtigkeit des Miteinander betont. Ebenfalls wichtig erscheint hier, die Errichtung von Toiletten im Park: *„Wir brauchen Toiletten im Park, es gehen auch Erwachsene auf die große oder kleine Seite am helllichten Tag im Park“*.

Die Kernthemen der **Polizei** sind:

- » **Im Großen und Ganzen ist es recht ruhig**
- » **Es wird immer wieder Konflikte geben**

Die Situation im Park wird von der Polizei als ruhig beschrieben, wobei es kleinere Konflikte zwischen HundebesitzerInnen und Nicht-HundebesitzerInnen, sowie zwischen *„alteingesessenen und neu zugezogenen Österreichern“*.

Die Hundezone und die Problematik mit Hundekot, sowie Unzufriedenheit mit der Hundezone sind Themen, mit denen die Polizei immer wieder konfrontiert wird.

Grundsätzlich seien die LichtentalerInnen aber froh, dass man den Park hat und nutzen das Angebot auch dementsprechend. Die Wichtigkeit eines Miteinanders wird auch von der Polizei betont und die Parkbetreuung wird dabei als große Unterstützung erlebt.

Für die befragten Personen aus der **Politik** waren folgende Themen wichtig:

- » **Das Angebot wird gut genutzt**
- » **Betreuung der Hundezone**
- » **Gestaltung der Hundezone**
- » **Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem**
- » **Wo gibt man sonst eine Hundezone in der Innenstadt hin**
- » **Es muss stärker bestraft werden, wenn Hundebesitzer den Hundekot nicht entsorgen**
- » **Das Thema, das immer wieder angesprochen wird, ist die Hundezone**
- » **Gott sein Dank, geben Kinder noch einen Laut von sich**
- » **Die Mädchenzone ist ganz toll**

Die befragten PolitikerInnen äußern sich zu vielfältigen Themen, aber auch hier sind die Hunde und die Hundezone ein besonders großer Aspekt. PolitikerInnen setzen sich mit der

Problematik auf einer allgemeineren und breiteren Ebene auseinander, was Hunde in der Innenstadt betrifft.

Die Mädchenzone wird als sehr positiv erlebt und „*Gott sei Dank gibt's die Kinder, die noch einen Laut von sich geben, also da bin ich auf der Seite der Kinder und der Jugendlichen*“.

Auch die zusätzliche Nutzung des umliegenden Straßenraums wird zum Teil vorgeschlagen.

Die Kommunikation im Park und das Miteinander sind ebenfalls Thema, wie auch eine Reduktion der Konflikte festgestellt wird.

Für die unterschiedlichen Gruppen ist das Angebot attraktiver geworden und wird auch besser genutzt als früher.

Dass der Park zu klein ist und durch seine Lage einer Innenhofsituation entspricht, wird für manche der Probleme im Park verantwortlich gemacht.

9.3 WAS HAT SICH DURCH DAS STADTPSYCHOLOGISCHE PROJEKT VERÄNDERT?

In diesem Kapitel beschreibe ich die Veränderungen, die das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ für die betroffenen Menschen gebracht hat.

Dabei unterscheide ich verschiedene Aspekte von Veränderungen: Zunächst beschreibe ich die berichteten Veränderungen der LichtentalerInnen, also jene Bereiche, in denen offensichtlich Veränderungen wahrgenommen wurden.

Danach stelle ich die Veränderungen dar, die sich aus einem wissenschaftlichen Vergleich des Datenmaterials der beiden Erhebungen – also 2001 im Rahmen des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“, sowie meine Langzeitbegleitung von 2002 bis 2005 – erschließen lassen. Und zuletzt beschreibe ich noch jene Themenbereiche, die erst nach der Umgestaltung bzw. nach dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ von befragten Personen diskutiert wurden; also neue Themen im Lichtentalerpark.

9.3.1 WAS WURDE VON DEN LICHTENTALERINNEN ALS VERÄNDERUNG WAHRGENOMMEN?

Im folgenden wird dargestellt, in welchen Bereichen die befragten LichtentalerInnen Veränderungen wahrgenommen haben. Die hier angeführten Aussagen sind Antworten auf die offene Eingangsfrage in den Interviews, was sich im Park getan bzw. verändert hat seit der Umgestaltung. Es werden jeweils beispielhaft einige Aussagen zum besseren Verständnis angeführt.

9.3.1.1 Park ist schön

Unter dem Kode „Der Park ist schön“ wurden einige Aussagen getätigt, die sich auf eine Veränderung des Parks zum Besseren hin beziehen.

Zum Beispiel wurde von befragten Personen angemerkt:

- *Also ich find das ist wirklich gut gelöst, ich wüsst absolut nichts, was da besser zu machen wäre*
- *Alles ist besser als vorher*
- *Ich find, dass er jetzt wirklich ein total ansprechender Ort ist, das war's vorher überhaupt nicht*
- *Ich hab das Gefühl, dass das wirklich sich hundert Prozent verbessert hat, wie's dort jetzt ist*
- *Die, die ich gefragt hab, waren alle sehr positiv oder zum Teil wirklich begeistert, wie das verändert worden ist*
- *Ist besser als vorher, auf jeden Fall*
- *Also vor dem Umbau hat's ja furchtbar ausgeschaut, nach dem Umbau schaut's viel besser aus, das ist auf jeden Fall so*

9.3.1.2 Es ist mehr los

Die hier zusammengefassten Aussagen beziehen sich alle auf eine Veränderung im Lichtentalerpark, nämlich darauf, dass seit der Umgestaltung mehr los war im Park. Zum Teil wurde dies positiv aufgenommen, zum Teil aber auch negativ angemerkt, da die stärkere Nutzung der Parks automatisch auch zu mehr Auseinandersetzungen geführt hat.

Die Veränderung, dass mehr los war im Park, wurde vor allem kurz nach der Umgestaltung im Jahr 2002 berichtet. In den späteren Interviews wurde davon kaum noch berichtet, woraus sich schließen lässt, dass vor allem am Anfang, also kurz nach der Umgestaltung der Park besonders viele Interessierte angezogen hat. Nach einiger Zeit dürfte sich die Nutzungsintensität aber wieder auf ein gewohntes Niveau eingependelt haben.

Hier beispielhafte Aussagen zu „Es ist mehr los“:

- *Viele kleine Kinder sind jetzt da, viel mehr als vorher*
- *Ich mein es sind jetzt mehr Leute dort, hab ich den Eindruck, weil's einfach netter und schöner ist*
- *Kann mir vorstellen, dass es für Anrainer spürbar ist, da jetzt mehr los ist im Park*
- *Der Park ist bei weitem besser besucht*
- *Fast schon zu viel besucht*
- *Mehr junge Frauen mit Kindern sind jetzt im Park*
- *Besucher haben sich verdreifacht*

- *Mir kommt vor, dass es irgendwie noch belebter ist, also der Park wird ja doch irgendwie sehr, sehr stark frequentiert und sehr stark genutzt, aber mir kommt vor, dass sich das jetzt noch ein bisschen mehr verteilt auf die neu zugewonnenen Flächen*
- *Also am Anfang war das ziemlich heavy, also es waren sehr viele BesucherInnen, wie das umgestaltet wurde, aber jetzt ist es wieder ganz okay glaub ich*

9.3.1.3 Für alle Gruppen ist was da

Im Gegensatz dazu, wie der Park vor der Umgestaltung wahrgenommen wurde, dürfte ein Ziel des Projekts erfüllt worden sein, indem für alle NutzerInnengruppen Angebote und Möglichkeiten im Park vorhanden sind. Diese Veränderung wurde zum Beispiel wie folgt geschildert:

- *Das Angebot ist jetzt breiter, also für Kinder, die vorher irgendwie wenig Möglichkeit hatten oder Jugendliche, oder Mädchen vor allem, haben jetzt sozusagen die Möglichkeit, nicht nur in den Ballspielkäfig, sondern eben auch daneben dort einen zusätzlichen Raum zu haben*
- *Irgendwie haben sich so die einzelnen Gruppen so hab ich den Eindruck ihre Plätze im Park, oder ihr Revier*
- *Ich hab den Eindruck, dass wirklich da jetzt für alle möglichen Gruppen es Orte gibt, wo sie sich aufhalten können im Park*

9.3.1.4 Das Angebot wird gut genutzt

Als eine weitere positive Bestätigung für das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ können Aussagen der InterviewpartnerInnen heran gezogen werden, die bestätigen, dass das Angebot im Park gut genutzt wird. Das heißt, dass die Planung und Umgestaltung des Parks gemeinsam mit den NutzerInnen bedürfnisgerecht durchgeführt wurde.

Zum Beispiel wurde genannt:

- *... und dann auch diese Sitzbänke unter dieser Pergola, also jedes Mal, wenn ich dort vorbei geh, sitzen dort Leute, auch noch am Abend*
- *Mir kommt vor, dass es irgendwie noch belebter ist, also der Park wird ja doch irgendwie sehr, sehr stark frequentiert und sehr stark genutzt, aber mir kommt vor, dass sich das jetzt noch ein bisschen mehr verteilt auf die neu zugewonnenen Flächen*
- *Wobei sich jetzt für mich irgendwie deutlich zeigt, dass der Park so gut genutzt wird, dass dort zu allen möglichen Zeiten eigentlich schon zu wenig Platz ist*

9.3.1.5 Der Park hat sich verändert

Hier werden eher allgemeine Aussagen dargestellt, die sich auf Veränderungen im Park beziehen. Auffallend ist, dass hier auch negative Aussagen getätigt wurden, im Gegensatz zu den restlichen Veränderungen. Insgesamt sind die Aussagen sehr konträr.

Hier einige Beispiele:

- *Hat sich komplett verändert*
- *Allein vom Vorbeigehen sieht man´s ja schon hat sich sehr viel verändert*
- *Zum Positiven sicher net*
- *Also es hot si nur zum Negativen gewendet mit aner Ausnahme dass des Türl jetzt g´richt hab´n vor aner Woch´n*
- *Zum Schlechten mit´n Lärm muss ich sag´n, weil sonst hab ma´s ruhiger g´hobt*
- *Zum Guten hat sich nix verändert*
- *Es hat sich viel geändert*
- *Jetzt ist es besser im Park, vorher hat es die Schaukel usw. nicht gegeben*
- *Jetzt gibt es viel mehr Möglichkeiten*
- *Alles ist besser als vorher*

9.3.1.6 Platz für Jugendliche

Die Umgestaltung dürfte den Lichtentalerpark auch für Jugendliche attraktiver gemacht haben. Folgendes wurde berichtet:

- *Seit der Umgestaltung ist der Park für Jugendliche attraktiver geworden, das war früher nicht so*
- *Es ist gut, dass Jugendliche einen eigenen Bereich haben; dort stören Jugendliche die Kinder nicht. Irgendwo müssen die Jugendlichen hin*
- *Es sind sehr viele Cliques und so Jugendgruppen sind auch ausgewandert in diesen Park, also sie haben sich hier getroffen und so, das war auch Treffpunkt für viele*
- *Seit der Umgestaltung ist der Park für Jugendliche attraktiver geworden, das war früher nicht so*

9.3.1.7 Die Hundezone ist gut

Insgesamt zwei Aussagen wurden dazu getätigt, dass die Hundezone jetzt besser ist als vorher.

- *Hundezone jetzt ist gut*
- *(...), aber der sieht auch, dass sich die Hundezone zum Positiven entwickelt*

9.3.1.8 Hundezone ist groß

Nur eine Person nimmt die jetzige Hundezone als größer wahr.

- *Jetzt ist die Hundezone größer*

9.3.1.9 Hundezone ist klein

Aber auch umgekehrt, wird die jetzige Hundezone als kleiner wahrgenommen.

- *Die frühere Hundezone war besser, als sie noch groß war*

9.3.1.10 Gestaltung der Hundezone

Bezüglich Veränderungen der Gestaltung der Hundezone wurde folgendes berichtet:

- *Es gibt sehr viele Verbesserungen für die Hundezone, also egal ob das Verbesserungen bei der Wasserschüssel, damit's halt sauberes Wasser gibt*
- *Auch die Beleuchtung ist verbessert worden, das wird mit einer Zeitschaltuhr kombiniert, damit also mit 22 Uhr dann das Licht in die Hundezone abgedreht wird*
- *... und es is aber durch an Scheinwerfer verbessertes Lichtverhältnis dort*
- *Rindenmulch hama aufschütten lassen, also alles das, was sich die Benützer der Hundezone, also die Vertreter der Nutzer, sozusagen die Hundebesitzer hat ma g'fragt und nach deren Wünschen ist eigentlich jetzt die Hundezone verbessert worden*
- *also ich hab jetzt auch das Gitter begrünen lassen, weil's viel schöner ist, wenn man im Sommer aufs Grüne schaut und es haben viel Leut g'sagt, dass das viel schöner g'worden is*

9.3.1.11 Kommunikation

Bei der Kommunikation zwischen den unterschiedlichen NutzerInnen und AnrainerInnen wurden geringfügig Veränderungen wahrgenommen.

- *Früher wurde das als Anpöbelung empfunden, wenn ich den Leuten was sage*
- *Anrainer bauen auch langsam Kommunikation auf, müssen nicht runter schreien, sondern können auch runter gehen und reden*

9.3.1.12 Eigentlich gibt es jetzt keine Konflikte mehr

Von manchen der befragten Personen wurde im Bereich der Konflikte im Park eine Veränderung wahrgenommen. Aus meiner Sicht ist es als sehr positiv zu bewerten, dass einige Personen meinen, es gäbe jetzt keine Konflikte mehr.

Hier einige Aussagen dazu:

- *Dass ich das Gefühl hab, es gibt irgendwie Konflikte oder so, das hab ich jetzt nicht mehr und davor hab ich das schon gehabt*
- *Die Hundezone und die Kinder, die sind jetzt irgendwie so durch diesen Weg voneinander getrennt, da gibt's jetzt auch nicht mehr so direkte Berührungspunkte*
- *Eigentlich hab ich jetzt das Gefühl, dass weniger Konflikte sind*
- *Eigentlich gibt es jetzt keine Konflikte mehr*
- *Direkt die Stimmung mit den Konflikten untereinander kann ich relativ wenig dazu sagen, weiß eigentlich nicht, ob sie sich verbessert hat, aber ich nehm schon an*

9.3.1.13 Neue Gruppen wurden angezogen

Ähnlich wie beim Themenbereich „Es ist mehr los“ wurde davon berichtet, dass neue NutzerInnen durch die Umgestaltung des Park angezogen wurden.

- *Der Park war ein Anziehungspunkt für viele dann nach der Gestaltung*
- *Das war ein Anziehungspunkt für den ganzen Bezirk*
- *So weit ich mitbekommen hab, waren auch sehr viele Besucherinnen vom Arne-Karlsson-Park also von oben sind jetzt auch da, also zieht auch neue Gruppen an*
- *Sind auch neue Benützerinnen dadurch angesprochen worden*
- *Es sind sehr viele Cliques und so Jugendgruppen sind auch ausgewandert in diesen Park, also sie haben sich hier getroffen und so, das war auch Treffpunkt für viele*
- *Ich seh sehr viele von unseren Besucherinnen, aber es sind auch andere da*
- *Das ist auch so, dass die Kindergartengruppen, die eine vom WUK, die immer in Carlsonpark geht, jetzt zumindest ein Mal in der Woche auch in den Lichtentalerpark geht*
- *Es zieht auch umliegende Kindergruppen an*
- *Das Publikum im Park hat sich geändert, hat sich gebessert*

9.3.2 WAS HAT SICH SEIT DER ERHEBUNG 2001 VERÄNDERT?

9.3.2.1 Probleme im Park

Vergleicht man die Daten der Erhebung 2001 mit der Erhebung für diese Diplomarbeit, so lässt sich feststellen, dass die problematischen Bereiche im Park ähnlich sind. Sowohl bei der Erhebung im Sommer 2001, wie auch im Rahmen der Interviews für diese Diplomarbeit, werden Probleme zu folgenden Themen berichtet:

HUNDE und HUNDEZONE

Bei der Erhebung im Sommer 2001 im Zuge des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ stellte sich das „Hundethema“ als sehr problematisch dar. Einerseits wurde die mangelnde Entsorgung des Hundekots und die Missachtung des Hundeverbotes im Park beklagt. Andererseits waren beinahe drei Viertel der Befragten mit der Gestaltung und der Betreuung der Hundezone unzufrieden.

Auch bei den Interviews für diese Diplomarbeit, besonders bei den später durchgeführten (2005 bis 2006) stellte sich heraus, dass das Thema Hunde die Menschen nach wie vor bewegt. Aus unterschiedlichen Perspektiven wird der Konflikt zwischen HundebesitzerInnen gegen NichthundebesitzerInnen geschildert. Es geht um Lärm und Gestank aus der Hundezone, sowie um das Wegräumen des Hundekots im gesamten Park. In der ersten Erhebungsphase (2002 bis 2003) wurden zunächst noch diverse Mängel in der Hundezone beklagt, wie eine nicht funktionierende Wassertränke, ein Loch im Boden der Hundezone, etc. In der zweiten Erhebungsphase (2005 bis 2006) scheint die Hundezone den Bedürfnissen gerechter gestaltet worden zu sein. Die offensichtlich in der Zwischenzeit

stattgefundenen Verbesserungen wurden wahrgenommen. Zu nennen sind hier vor allem die Verbesserung des Lichts, eine funktionierende Wassertränke, Sitzmöglichkeiten für die BesitzerInnen der Hunde, Begrünung des Zauns zur Verschönerung, etc.

Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass von institutioneller und privater Seite, sowie von Seiten der Bezirkspolitik initiierte Mediationsverfahren zum Thema Hunde und Hundezone. Es wurde hier Berichten zufolge sehr gut zwischen BenutzerInnen, Politik und Verwaltung zusammen gearbeitet, um die Situation für alle Beteiligten maßgeblich zu verbessern. Einige Personen scheinen nach wie vor mit der Hundezone unzufrieden. Wiederholt wird aber berichtet, dass dies hauptsächlich Menschen sind, welche die Hundezone überhaupt aus dem Park weg haben wollen und demnach mit keiner der angestellten Verbesserungen zufrieden sein werden.

Ein Resultat aus dem Mediationsverfahren ist zum Beispiel die zeitliche Begrenzung der Nutzung der Hundezone. Abends wird diese nun durch eine ehrenamtlich tätige Person zugesperrt und morgens wieder geöffnet, um nächtliche Ruhestörungen durch Hunde zu vermeiden. Weiter gibt es eine Tafel, die auf die Regeln der Benutzung hinweist.

Dass hier ehrenamtliches Engagement aufgebracht wird, erscheint mir als ein wesentlicher Beitrag zum Erfolg der verbesserten und besser funktionierenden Hundezone zu sein.

Nach wie vor gibt es Probleme mit Hunden im Park, was besonders von Müttern mit kleinen Kindern berichtet wird. Vor allem Hundekot im Park außerhalb der Hundezone führt zu teils großem Ärgernis bei den Eltern.

Hervorzuheben ist, dass die Diskussion ums Hundethema sich insofern verändert hat, als dass man sich nun auf einer breiteren Ebene mit dem Problem auseinander setzt. Nicht nur betreffend den Lichtentalerpark, sondern bezirksweit bzw. Wienweit sieht man die Problematik, die Hunde in der Stadt mit sich bringen können.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Hunde nach wie vor ein kritisches und nicht ganz konfliktfreies Thema im Lichtentalerpark darstellen. Vor allem Hundekot im Park, sowie Lärm und Gestank aus der Hundezone sind Grund für Ärgernis.

Auf der anderen Seite kann eindeutig eine Verbesserung der Hundezone bestätigt werden, indem sie auf die Bedürfnisse von HundebesitzerInnen besser abgestimmt wurde und durch Sperrzeiten auf AnrainerInnen Rücksicht genommen wird.

Mir erscheint die Verlegung der Hundezone, die infolge des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ vorgenommen wurde nach wie vor als die bessere Lösung. Es werden zwar unterschiedliche Sichtweisen dazu vertreten, aber es ist eindeutig hervorzuheben, dass eine klare räumliche Trennung vom Kinderbereich zur Hundezone notwendig war, was vor allem von Eltern als positiv rückgemeldet wird.

Auf der anderen Seite sind natürlich nach wie vor, wenn auch andere AnrainerInnen als früher, manche von Lärm und Geruch aus der Hundezone betroffen. Hier stellt sich aber die

allgemeine Frage, wie sie in den Interviews auch diskutiert wurde: Wo gibt man in der Innenstadt bzw. in einem innerstädtisch gelegenen Park überhaupt eine Hundezone hin? Man kann nicht davon ausgehen, dass im Lichtentalerpark eine Gesamtlösung dieses Problems gefunden werden kann. Jedoch ist eine Verbesserung eindeutig feststellbar, die zum Teil unmittelbar aus den Gestaltungen im Jahr 2002 resultieren. Zum anderen hat das 2005 durchgeführte Mediationsverfahren weitere wichtige Änderungen gebracht.

Inwieweit dieses Mediationsverfahren als Ausläufer des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ betrachtet werden kann, ist schwierig zu beantworten. Auch wenn es von den Befragten nicht als solches wahrgenommen wird, beziehungsweise sogar in einem Interview geäußert wurde, dass das Projekt mehr die Ursache für die Probleme in der Hundezone war, muss ich an dieser Stelle widersprechen.

Aus meiner Sicht, war die vorige Hundezone noch ein wesentlich größeres Problemfeld im Park, als die jetzige Hundezone es ist. Ich würde mich trauen zu behaupten, dass das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ einen Stein ins Rollen gebracht hat, was natürlich nur mit dem Engagement von einigen Personen möglich war, die das Ziel einer verbesserten Situation weiter verfolgten. Bereits 2001 wurde aber begonnen, Regeln für die Nutzung der Hundezone festzulegen, um im Gegenzug eine größere und den Bedürfnissen gerecht gestaltete Hundezone zu errichten. Dass die Hundezone jetzt mit eigenen Regeln nach einem Mediationsverfahren besser zu funktionieren scheint, ist natürlich besonders den jetzt aktiven Menschen zu verdanken. Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ könnte dafür aber als Initialzündung betrachtet werden.

LÄRM

Lärm stellt sich nach wie vor als Problem im Lichtentalerpark dar. Früher wie auch heute gibt es AnrainerInnen, die sich über den Lärm der Kinder unter Tags beklagen. Aber vor allem Jugendliche, die sich spät abends im Park treffen und zum Beispiel Fußball spielen, sorgen für Ärger bei manchen BewohnerInnen. Naturgemäß ist dies ein Problem von AnrainerInnen und wird von anderen Personen kaum wahrgenommen. Aber nicht alle AnrainerInnen beklagen sich über Lärm. Vor allem sind es jene, die am Park wohnen und ihn aber nicht nützen. Andere am Park wohnende Menschen, nehmen Kindergeschrei, Ballspiele und Hundegebell zwar auch wahr, fühlen sich aber weniger dadurch belästigt. Das trifft vorwiegend auf Personen zu, die den Park auch nutzen und diesen eher positiv bewerten. Hat man wenig Bezug zum Park und sieht ihn allgemein eher problematisch, scheint man sich auch mehr vom Lärm betroffen zu fühlen. Auch SeniorInnen berichten über Ruhestörungen am Abend. Es wird aber auch immer wieder dazu gesagt, dass diese Probleme zum Teil durch die spezifische Lage des Parks („Innenhofsituation“) verstärkt werden. Manchmal wird der Lärm auch mit migrantischen Familien in Zusammenhang

gebracht, was sich zum Beispiel in Aussagen wie dieser zeigt „*Ja bei denen fangt des Leben jetzt erst an auf´d Nacht*“.

Weitere Aussagen, die in Zusammenhang mit Lärm gemacht wurden sind zum Beispiel folgende:

- *Ma hat als berufstätiger Mensch oder ah als Pensionist, die da genug wohnen, ganz einfach a Anrecht auf a Nachtruhe*
- *Wir haben da vorn Familien mit fünf, zehn Kindern, die munter drauf los brüllen*
- *Ich mein nix gegen Kinder, Kindergarten okay, a Kind mocht an Lärm, des is logisch, i mein des würd mi a net aufreg´n, aber wann die bis zehne am Abend*
- *Bis um zehne wenn´s da bumpert da in dem Käfig i man net, da san jo nur Große des san ja keine Kleinen*
- *Ältere Personen, die ab acht am Abend fern schauen wollen, beschweren sich über den Lärm*
- *Das was die älteren Leute in den Gemeindebauten stört san die Kinder, der Lärm der Kinder - ich hab einfach eine andere Meinung dazu, ich sag Gott sei Dank machen Kindern Lärm*

MIGRANTINNEN

Das Thema MigrantInnen scheint ein wenig in den Hintergrund getreten zu sein. Nach wie vor gibt es selbstverständlich feindliche Haltungen gegenüber unterschiedlichen Ethnien, diese Meinungen äußern sich aber nur begrenzt.

Vor allem sind es hier wieder Personen, die am Park wohnen, den Park aber wenig nützen.

Auffallend scheint mir auch zu sein, dass oftmals Menschen eine feindliche Gesinnung gegenüber MigrantInnen hegen, obwohl kein tatsächlicher Kontakt untereinander besteht.

Entsprechend der *Kontakt-Hypothese* (Allport, 1954, zitiert nach Rosch-Inglehart, 1996), welche besagt, dass Kontakt zwischen Menschen aus unterschiedlichen ethnischen Gruppen dazu beiträgt, Feindseligkeiten und Vorurteile abzubauen, liegt hier der Schluss nahe, dass wahrscheinlich wegen des mangelnden Kontaktes Vorurteile bestehen.

Auf der anderen Seite werden aber auch Stimmen laut, die mehr Miteinander und mehr Kommunikation fordern und besonders Einrichtungen zur Kinder- und Jugendbetreuung scheinen hier engagiert zu sein.

SENIORINNEN

2001 wurde zusätzlich das Thema „SeniorInnen“ als Problembereich hervor gehoben, in dem Sinne, als der Park nicht von dieser Gruppe genutzt wird.

Im Rahmen meiner Erhebung konnte ich dies nicht feststellen. Nach wie vor zählen SeniorInnen nicht zu den häufigsten NutzerInnen des Lichtentalerparks, aber dennoch lässt

sich sowohl aus den Interviews, als auch durch meine Beobachtungen nicht bestätigen, dass SeniorInnen den Park nicht nutzen.

9.3.2.2 Von wem wird der Lichtentalerpark genutzt?

Bei der Erhebung im Jahr 2001 stellte sich heraus, dass vor allem Kleinkinder mit ihren Eltern, Kindergärten, Jugendliche und HundebesitzerInnen den Lichtentalerpark nutzten. Wenig bis gar nicht genutzt wurde der Park von älteren Menschen und jungen Mädchen.

Durch die Interviews, sowie durch die begleitend stattfindende Teilnehmende Beobachtung konnte ich feststellen, dass nach wie vor Kleinkinder, Einrichtungen zur Kinderbetreuung, HundebesitzerInnen und Jugendliche sehr stark im Park präsent sind. Jedoch eine wesentliche Änderung hat die Schaffung der Mädchenzone gebracht. Immer wieder wurde berichtet und konnte ich mich selbst davon überzeugen, dass die Mädchenzone von den ParknutzerInnen gut angenommen wird. Mädchen sind mit der Gestaltung der Mädchenzone sehr zufrieden und nutzen diese gerne. Auch Burschen zeigten Interesse an der Mädchenzone, was auch zu anfänglichen Konflikten aufgrund des großen Andrangs geführt hat. Nach einiger Zeit dürfte sich die Situation aber entspannt haben und die Mädchenzone kann durchwegs als Bereicherung für den Park bezeichnet werden. Einzige Ausnahme bildeten ein paar AnrainerInnen, die sich über vermehrten Lärm aufgrund des breiteren Angebotes und „Missbrauch“ der Mädchenzone durch ältere Jugendliche in den späten Abendstunden beklagten.

Durch die Teilnehmende Beobachtung konnte ich mir auch ein Bild über die Nutzung durch PensionistInnen verschaffen. Zwar gehört diese Gruppe immer noch zu den am wenigsten im Park vertretenen Personen, dennoch könnte ich nicht sagen, dass sie den Park gar nicht nutzen. Immer wieder trifft man SeniorInnen an, vor allem in den ruhigeren Stunden am Vormittag, die ein wenig spazieren gehen oder auf einem Bankerl verweilen. Für SeniorInnen dürfte es problematisch sein, wenn im Park viel los ist, was vor allem unmittelbar nach der Umgestaltung berichtet wurde.

9.3.2.5 Stimmung im Park

2001 äußerten sich je 40% der Befragten positiv wie negativ zur Stimmung im Park. 20% der Personen erlebten damals die Stimmung neutral.

Aus der Befragung nach der Umgestaltung ergab sich eine negative Beurteilung der Stimmung von 15%. Die restlichen 85% der Aussagen fielen positiv aus. Also kann eindeutig eine Verbesserung der wahrgenommenen Stimmung festgestellt werden. Ich möchte hier auch noch anfügen, dass die einzigen negativen Aussagen zur Stimmung im Park von

AnrainerInnen getätigt wurden, die den Park wenig bis gar nicht nutzen. Alle befragten NutzerInnen erleben die Stimmung im Park als relativ angenehm.

Es ist hier anzumerken, dass diese Erhebung keinen Anspruch auf statistische Repräsentativität erhebt, da hierfür nicht genügend Personen befragt wurden. Um aber die Ergebnisse direkt und nachvollziehbar vergleichen zu können, erlaube ich mir, die Ergebnisse in Prozentwerten auszudrücken.

9.3.3 NEUE THEMEN, DIE 2001 NICHT GENANNT WURDEN

Im Rahmen dieser Erhebung konnten einige Bereiche heraus gearbeitet werden, die bei den Interviews 2001 (noch) kein Thema waren. So wurde zum Beispiel auf einer übergeordneten Ebene über das „Hundethema“ diskutiert, wie es für mich neu war. Weg von einer ausschließlich lokalen Diskussion gab es auch eine Auseinandersetzung in einem größeren Kontext. Das heißt, es wird zum Beispiel überlegt, wie man mit diesem Problem allgemein im innerstädtischen Bereich umgehen könnte. Ein weiterer neuer Aspekt ist die sogenannte „Hundemediation“, die im Jahr 2005 statt fand.

Auch finde ich es wichtig hervorzuheben, dass von manchen Personen das „Miteinander“ betont wird, um eine gemeinsame und konfliktarme Nutzung des Parks zu ermöglichen.

Naturgemäß ist die „Mädchenzone“ ein neues Thema im Lichtentalerpark, da diese erst mit der Umgestaltung im Jahr 2002 geschaffen wurde.

Da es sich hier um „neue“ Themen handelt hielt ich es für sinnvoll, die gesamten Auflistung aller Aussagen zu den jeweiligen Themenbereichen darzustellen.

9.3.3.1 Wo gibt man sonst eine Hundezone in der Innenstadt hin?

Hier einige Beispiele:

- *Aber trotzdem bin ich der Meinung, dass dieser Park, diese Situation als Hundezone überhaupt nicht geeignet ist*
- *In Wirklichkeit hätte man sagen müssen, dort von der Wiesengasse gehen wir die Hundezone weg und es kommt überhaupt nix mehr hin, weil es in Wirklichkeit keine Parksituation ist, sondern schon fast eine Innenhofsituation*
- *Die Frage ist nur, wo gibt ma sonst a Hundezone in der Innenstadt hin. Ich hätte gemeint, dass es bei der Kirche, entlang der der Kirche noch am wenigsten stören würde*
- *Eine Verlegung der Hundezone hat wenig Sinn, weil die Hunde ja nicht weniger werden und der Dreck bleibt*

9.3.3.2 Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem

Hier Aussagen zur allgemeinen Auseinandersetzung mit dem Thema Hund in der Stadt, wie sie 2001 im Lichtental noch nicht passierte:

- *Die Schlussfolgerungen müssten viel weitreichender sein, man muss wirklich sich dann überlegen, welche Hunde soll man halten im innerstädtischen Gebiet, soll man überhaupt welche halten dürfen*
- *Also entweder leben wir so recht und schlecht mit Hunden und mit den Hundebesitzern, wie sie halt auch manches Mal aufführen, oder man muss dann wirklich sagen, hohe Geldstrafen, wenn jemand sich nicht an das Gemeinsame hält - ist eine Variante - oder ein generelles Hundeverbot ... das Rezept weiß ich auch nicht*
- *... aber man muss das schauen, dass zumindest auf'm öffentlichen Gut halt straft und Geldstrafen einkassiert, ich glaube anders, werden's die Leute nicht verstehen*
- *Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem*

9.3.3.3 Hundemediation

Hier eine Reihe von Aussagen und Berichten zur Mediation, die im Lichtentalerpark zum Thema Hunde und Hundezone statt fand.

- *Also mit den Hunden ist es ein Problem, es war auch eine Mediationsgruppe hat sich gebildet und sie haben auch Mediation bekommen mit den Hundebesitzern und Nichthundebesitzern (...) Vereinbarungen getroffen, aber ich kenne die nicht*
- *Nach den Wünschen der Bürgerinnen und Bürger ist dort vereinbart worden, dass die Hundezone nicht mehr rund um die Uhr offen haben soll, sondern in der Nacht zugesperrt wird*
- *Das hat zum Teil zu einer Verbesserung im Gefühl der Anrainerinnen und Anrainer geführt*
- *Wobei ich sagen muss, dass einige Anrainer mit der Lösung noch immer nicht zufrieden waren, die haben aber als Hauptziel die Schließung dieser Hundezone im Auge, also die wollen die Hundezone überhaupt nicht und dazu fordern sie immer wieder lautstark auf*
- *Es war dann auch durch die Sperre in der Nacht für diese paar Leute noch immer keine Verbesserung - klarer Weise, wenn das Ziel ein anderes ist.*
- *Worauf ich dann gesagt hab, also allein geht es nicht, da braucht man professionelle Hilfe dazu und gemeinsam mit der Gebietsbetreuung sind wir überein gekommen, dass wir ein Pilotprojekt machen mit einer Mediation in der Hundezone.*
- *In diesem Prozess, der nahezu jetzt ein Jahr gedauert hat, hat sich ein Anrainer zur Verfügung gestellt, der dort als Sprecher der Lichtentalerauftritt gegenüber der Polizei*
- *... was sehr wichtig ist, um auch Hilfe oder Unterstützung von der Polizei zu bekommen, die müssen nicht mehr jedem Anruf nachgehen, sondern jeder weiß, man ruft den Herrn X an*
- *... und dann nimmt er Kontakt mit den Behörden mit der Gebietsbetreuung mit mir und der Polizei auf, das ist also wie ein Sprechersystem und funktioniert*

- ...er federt auch viel ab, das muss man dazu sagen, also Dinge, die sonst bei uns oder wo auch immer landen würden, bei der Polizei, landen jetzt einmal bei ihm und er filtert das
- Hoch lebe die Ehrenamtlichkeit, ich finde das toll, dass in einem so kleinräumigen Bereich sich das ergeben hat, wie g'sagt, das hängt an den einzelnen Personen
- Man verbessert a Situation für die Hundebesitzer und gleichzeitig verlangen wir aber dass eben dann im Park kein Hund is, dass das Hundeverbot dort beachtet wird, dass die Hundebesitzer die Hundescheiße wegräumen
- Im innerstädtischen Bereich und grad zwischen Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer geht's nur mit einem Miteinander, indem man sich achtet und respektiert
- ... Und wenn das Problem is, dass eben einige noch immer damit unzufrieden sein werden, nämlich die, die die Hundezone gänzlich weg haben wollen, da kann man dann weiter nichts machen
- Man muss leider sagen, es wird Leute geben, die noch immer unzufrieden sind, aber das is eben so
- Aktion gestartet mit Gebietsbetreuung, da Anrainer die Hundezone weg haben wollten wegen dem Wirbel
- Die Mediation wurde beendet im November
- Es wurden Kompromisse mit Anrainern getroffen, zum Beispiel, wird Samstag, Sonn- und Feiertag erst um 10 Uhr aufgesperrt.
- Ich organisiere einen Stammtisch für Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer, da kommen auch Politiker
- Es gibt eine Arbeitsgruppe zum Thema Hunde

9.3.3.4 Es geht nur mit einem Miteinander

Hier die Aussagen von Personen, die das Miteinander im Lichtentalerpark erstrebenswert finden. Auch das zeigt, dass der Schwerpunkt des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ gut gewählt und umgesetzt war, da dies auch den Betroffenen – wenigstens zum Teil - als ein wichtiges Ziel erscheint.

- Im innerstädtischen Bereich und grad zwischen Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer geht's nur mit einem Miteinander, indem man sich achtet und respektiert
- Ich tu oft Streit schlichten im Park. Ich habe immer versucht zu schlichten
- Der Kindergarten ist am Vormittag da, die mischen nicht-österreichische Kindern mit österreichischen, das find ich total toll
- Ich organisiere einen Stammtisch für Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer, da kommen auch Politiker
- Alle sollten den Park nutzen können

- *Es gibt immer wieder Leute, die sagen, die Jugos oder die Türken belagern den Park – wir sagen dann immer das ist euer Park und der gehört uns allen und das ist eine Möglichkeit, sich kennen zu lernen*

9.3.3.5 Es war ein großer Andrang in der Mädchenzone

Sehr interessant sind die Ergebnisse zum Thema Mädchenzone, da diese erst neu durch das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ entstanden ist. Wichtig ist mir noch einmal festzuhalten, dass dieser Bereich des Parks sehr intensiv mit Mädchen gestaltet wurde. Die Unterstützung hierfür übernahmen das Jugendzentrum und die MA 42.

Zur Mädchenzone gibt es grundsätzlich unterschiedliche Meinungen, wobei ich dringend festhalten möchte, dass die Mädchenzone von NutzerInnen allgemein sehr positiv bewertet wurde und ausschließlich von AnrainerInnen als etwas wenig Sinnvolles oder missbräuchlich Benutztes erlebt wurde. Es wurde zwar auch von unterschiedlichen Seiten erzählt, dass durch den anfänglichen großen Andrang Konflikte resultierten, die sich allerdings nach einiger Zeit gelegt haben.

- *Es war ein großer Andrang in der Mädchenzone*
- *Es wollten viele, auch die Buben, benützen oder Kids, kleine Kids und so*
- *Es war eine Gruppe von Mädchen, die so halt irgendwie Regeln aufstellen wollten, also was die Benützung der Spielgeräte anlangt*
- *Hängematten usw. werden auch von Älteren genutzt*
- *Das ist immer benutzt, auch von Buben*
- *So oft man dort auch irgendwie vorbei kommt, ist dort auch irgendwie Aktivität*
- *Da waren immer wieder Konflikte (in der Mädchenzone)*
- *Es war großer Andrang (in der Mädchenzone) und das hat natürlich zu Konflikten geführt und so.*
- *Die, die halt die Geräte (in der Mädchenzone) benützt haben, die wollten nicht mehr weg und die anderen haben sie weg verdrängt*

9.3.3.6 Die Mädchenzone ist irgendwie ganz toll

Hier die Aussagen, die den Erfolg der Mädchenzone bestätigen.

- *Das ist irgendwie ganz toll*
- *Das ist sicherlich ein Erfolg*
- *Liegematten sind gut*
- *Die Schaukel gefällt mir gut (Hängeschaukel)*
- *Ganz toll finde ich diese Schaukelplätze da mit diesen Hängematten und die G'schichte, den Mädchenspielplatz eben*
- *Die Spielgeräte waren sehr attraktiv*

- *Das ist sicherlich etwas, was man sich auch in Zukunft in anderen Parkanlagen überlegen kann, diese Art von Spielgeräten*
- *Der Mädchenspielplatz wird meines Eindrucks irgendwie sehr gut angenommen*
- *Wir meiner Meinung nach ganz gut angenommen*

9.3.3.7 Die Mädchenzone „is überhaupt a geniale Idee“

Hier Aussagen von AnrainerInnen, die eher negative Erfahrungen zur Mädchenzone gemacht hatten.

- *De Hängematten, was da vorn g'macht hab'n, des is überhaupt a geniale Idee, weil do schlafen's de gaunze Nacht draußen*
- *Jo .. na is jo a schenes Bett*
- *... is jo a schen's Bett*
- *Es wor eigentlich für Kinder bestimmt*
- *Des is jetzt der Bereich wo so halb nackte Jugendliche ernare Orgien feiern*
- *und in der Fruah liegen daunn die Unterstandslosen dort oder die Betrunkenen die eanan Schlof aus- also ihren Rausch ausschlafen weu jetzt is jo sche worm don kaunn i jo drauss'd schlofen net, also was hot des jetzt in Wirklichkeit mit einer Mädchenzone z'tuan nur dass do vorn a paar Blumen pflanzt haben*

9.4

WAS HAT DIE BETEILIGUNG BEWIRKT?

9.4.1 WARUM HABEN SIE MITGEMACHT?

Interessant war für mich, nach der Motivation zu fragen, weshalb sich Menschen an einem solchen Projekt beteiligen. Die Antworten waren wie folgt:

- *Wenn das etwas ist, das mich betrifft meinen Wohn- und Lebensraum und ich dann das Gefühl gehabt hab, ja das ist etwas, wo ich wirklich einmal irgendwie meinen Beitrag leisten kann und das, was ich dann sag, möglicher Weise zu irgendeiner Veränderung oder irgendeiner Aktion führt, also wo ich einen direkten Bezug hab und wo ich auch direkt das Gefühl hab, dass das irgendwie was bringt, wenn ich das mach*
- *Aber wäre man nicht auf mich zugegangen, hätt ich´s wahrscheinlich nicht geschafft, ja also das war schon auch was, dass man direkt auf mich zugegangen ist und mich gefragt hat, also so bei der Hand genommen hat; sonst weiß ich nicht, ob ich´s g´macht hätt.*
- *Ja, ich meine der Park gehört ja zu unserem Bezugspunkt, also gehört ja auch, hat viel Bezug zu uns, also das gehört zu unserem Einzugsbereich. Sehr viele Kids, die im Park sind, kommen dann auch zu uns, das ist ihr Lebensraum, das gehört zum Leben, auch wenn sie bei uns sind, dann gehen sie ständig in den Park und kommen wieder zurück. Also die verbringen den ganzen Tag, also ihr Leben verbringen sie sozusagen fast im Park. Die sind wahrscheinlich weniger zu Hause als im Park.*
- *Weil der Park das Einzige ist, was der Kindergarten an Freiraum hat*
- *Lichtentalerpark ist für uns lebenswichtig*
- *Man könnte den Kindergarten ohne Lichtentalerpark fast nicht führen*
- *Die Verbesserung des Angebots*
- *Das Projekt der Tiefgarage unter dem Park, also wenn man jetzt den Park verkommen lässt, dann gibt das sozusagen den Befürwortern dieser Garage irgendwie nur recht, die sagen, da muss man endlich was tun - und jetzt investiert man doch sehr viel in die Oberfläche. Und jetzt ist meiner Meinung nach relativ klar, dass niemand diesen Park vernichtet, um ein Loch auszuheben und die Tiefgarage zu bauen. Also auch sozusagen eine Motivation war, den Park so zu verbessern, dass es dann schwer fällt, den jetzt nicht zu Gunsten einer Tiefgarage nieder zu reißen*
- *Na weil ma sich a positives Echo erwartet haben weil ma g´laubt haben es wird was .. es hat ja kana von uns was gegen ein Miteinander aber wenn ein Großteil von dem Publikum des da draußen den Park nutzt unter Anführungszeichen net bereit is a Miteinander einzugehen und a Rücksicht auf die andern Leut zum nehmen dann hert si a jedes Miteinander auf*

9.4.2 WIE HABEN SIE DIE BETEILIGUNG ERLEBT?

Wie war es also für die Menschen, an einem Beteiligungsprojekt teilzunehmen?

- *Ich hab auch das Gefühl gehabt, hätte ich noch aktiver sein wollen, hätt ich auch noch mehr Möglichkeiten gehabt.*
- *Ich hab mir schon gedacht, dass es eigentlich sehr nett ist, wenn man bei so was mitmacht, also ich hab das vorher eigentlich nie getan, weil ich ja auch nicht gewusst hätte, wo ansetzen oder wo überhaupt was tun, und dass ich da gesehen hab, dass es eben kleine überschaubare Bereiche gibt, wo man schon was machen kann*
- *Es war da auch ein Treffen, wo sie halt teilgenommen haben und aktiv ihre Wünsche geäußert haben*
- *Es war ja diese Mädchenzone war gestaltet und wir haben ziemlich aktiv dabei mitgewirkt*
- *Am Tag nach dem Fest da war so ein Agenda Treffen auch im Park, wo wir halt auch die Leute dazu eingeladen haben sich zu äußern und nicht nur zu so allgemein, also was wollen sie, was wollen sie da ändern und was wollen sie verändern und wie wollen sie selber dazu beitragen*
- *Und wir haben gesagt, naja wie soll man das angehen, wir haben diskutiert und so. Ja es wird wahrscheinlich noch ein Treffen stattfinden mit diesen Mädchen, wir werden's noch einmal klären, wie das jetzt aussieht (bezüglich Nutzung der Mädchenzone, Aufstellen von Regeln ...)*
- *Wir haben so überlegt, wie könnte man also diesen Konflikt bearbeiten, welche Lösungsvorschläge gibt es da, soll man die Regeln aufschreiben und austeilen, oder wie kann man das wirklich zur Diskussion bringen.*
- *Vielleicht muss man einfach die Mädchen, wenn sie so verdrängt werden, wenn sie Probleme haben mit den Jungs, soll man vielleicht schauen, dass man die Mädchen stärkt und dass man sie dazu bewegt, dass man halt schaut, dass sie sich stärker fühlen und dass sie sich durchsetzen*
- *Man hat das Gefühl, man wird gehört*
- *Ich habe einmal wegen eines Problems angerufen und es wurde innerhalb eines Tages repariert, das hat vorher nicht so funktioniert*
- *Ich habe mich nicht viel beteiligt, weil ich abends keine Zeit hatte*
- *Sehr oft ist das ja in Bürgerbeteiligungs-prozessen, wo dann eigentlich am Ende kein konkretes Ergebnis steht, oder ein Ergebnis, das irgendwie den Interessen total konträr läuft, oder kein Konsens gefunden wird*
- *Es hätte genauso sein können, dass Spielgeräte jetzt nicht funktionieren oder so, und das ist eigentlich nicht der Fall*
- *Nach Möglichkeit versuch ich immer den Wünschen der Nutzer irgendwie nachzukommen*

- *Also wir hören eigentlich wenig, weil ich glaub, dass er eben mit den Leuten geplant worden is und des is das G´scheiteste - die Kinder, die Jugendlichen, die Frauen, die Männer, die Alten, die Jungen, die planen sich ihren Park schon gut selber, da muss ma nur schauen, dass ma´s gut zusammenfasst und nach Möglichkeit die Wünsche berücksichtigt*
- *I sog immer, ob ma tausend Euro sich selber überlegt, ob ma´s ausgibt, oder ob ma Leut fragt, was soll ma do verbessern, mach ich´s lieber eben so*

9.4.3 KONNTEN SIE IHRE IDEEN EINBRINGEN?

- *Ich habe das Gefühl, meine Ideen sind aufgegriffen worden*
- *Ich habe meine Ideen vermitteln können*
- *Was die Hundezone betrifft scho weil ursprünglich war ja die überhaupt nimmer mehr geplant net, ... aber sonst*
- *Na sämtliche Sachen die wir g´macht haben nachdem´s ja bei der Bezirksvorstehung kane Beschwerden gibt äh existiert jo ah kane Beschwerdeführe na, .. und somit erübrigt sich jedes andere diskutieren*

9.4.4 WAS HAT ES BEWIRKT, DASS SIE SICH BETEILIGT HABEN?

- *Es hat mich eigentlich bestärkt, auch in den Meinungen, weil ich am Anfang mir gedacht hab, dass, was ich mir vorstell für den Park, im wesentlichen so wie er jetzt aussieht, nicht von der Mehrheit der Bevölkerung getragen wird, dass die eben andere Sachen wollen*
- *Und letztlich hat das Verfahren gezeigt, dass die Vorstellungen und Ideen in der Bevölkerung in ziemlich die gleiche Richtung gegangen sind: Ein zusätzliches Angebot an Ruhezonen und Spielzonen, einfach mehr Angebot schaffen*
- *Es war für mich eine positive Erfahrung auch zu sehen, dass ich mit meinen Ideen, dass die auch von sehr vielen anderen Menschen geteilt werden und die das genauso sehen*
- *Also bei mir ist's sogar so, ich geh da oft einfach auch nur vorbei und da denk ich mir jedes Mal, super fein, und ich hab auch mitgemacht*
- *Also ich freu mich auch irgendwie wirklich, wenn ich durchgeh und dann seh ich, dass er einfach genutzt wird, ja, dass er funktioniert*
- *Ja na dass ma sich noch hilfloser fühlt des is es anzeige*

9.4.5 WÜRDEN SIE SICH WIEDER BETEILIGEN?

- *Würde mich an einem ähnlichen Projekt wieder beteiligen*
- *Ja, durchaus*
- *Würde mich schon gerne wieder beteiligen, also weil's für mich auch etwas Positives war, also nicht nur, dass man die Möglichkeit hat da jetzt irgendwas zu bekriteln, über etwas zu schimpfen, sondern weil eben auch konkret was verändert wurde*
- *Nein*
- *Unter Garantie nicht*

9.5 IDENTIFIKATION MIT DEM PARK

Die Fragen, ob sich die Menschen nach der Mitwirkung am Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ mehr mit dem Park verbunden fühlten, sowie die Fragen nach dem Verantwortungsgefühl für den Park, sollten über die Identifikation mit dem Park Aufschluss geben. Die Einzelaussagen dazu sind im folgenden aufgelistet.

9.5.1 FÜHLEN SIE SICH MIT DEM PARK VERBUNDEN?

- *Ich fühle mich mit dem Park verbunden*
- *Ja, durchaus, ja*
- *Wenn meine Klienten jetzt irgendwie angebunden sind, dannühl ich mich auch mehr verbunden*
- *Fühle mich jetzt zum Park mehr zugehörig*
- *Ja*
- *Eigentlich schon, ja*
- *Also bei mir ist's sogar so, ich geh da oft einfach auch nur vorbei und da denk ich mir jedes Mal, super fein, und ich hab auch mitgemacht*
- *Also ich freu mich auch irgendwie wirklich, wenn ich durchgeh und dann seh ich, dass er einfach genutzt wird, ja, dass er funktioniert*

9.5.2 FÜHLEN SIE SICH FÜR DEN PARK VERANTWORTLICH?

- *Ichühl mich mehr verantwortlich für den Park; hauptsächlich deswegen, weil ich's schöner find*
- *... und wenn was herum liegt, dann hau ich's in Mistkübel, weil ich mir denk, es ist so schön und es ist eigentlich schad, wenn das dann so verdreckt oder so*
- *Ja durchaus, ja, durchaus, also überhaupt, für unser Einzugsgebiet und das gehört dazu*
- *Ja*
- *Ja, auch ja, ja schon, also absolut*

9.5 ZUFRIEDENHEIT UND WOHLBEFINDEN BEI DEN BETEILIGTEN

9.5.1 ZUFRIEDENHEIT MIT DEM PARK

Im Gegensatz zur Forschungsfrage, als die Zufriedenheit bei den Beteiligten noch als wesentlicher Schwerpunkt dieser Arbeit gedacht war, hat sich im Laufe der Erhebung heraus

kristallisiert, dass andere Themen eine zentralere Rolle spielen. Vor allem die Veränderungspotenziale stehen schließlich mehr im Vordergrund bei der Darstellung der Ergebnisse. Dennoch möchte ich die Aussagen zur Zufriedenheit der Befragten zusammenfassend darstellen.

- *Zufriedenheit mit dem Park: 1+*
- *Note: Eins*
- *Note: Zwei, würd ich sagen, nämlich es ist super, nur ein bisschen klein das ist halt*
- *Bin zufrieden mit dem Park*
- *Note: Gut*
- *Einen Zweier, weil ein Einser wäre, wenn er vergrößert werden würde.*
- *Also ich hab das Gefühl, dass in dem Park eigentliche alle zufrieden sind*
- *Fünf*
- *Fünf*
- *Fünf*

9.5.2 ZUFRIEDENHEIT MIT DEM PROJEKT „MITEINANDER IM LICHTENTALERPARK“

Noch ausführlicher als die Zufriedenheit mit dem Park, wurde in den Interviews die Zufriedenheit mit dem Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ besprochen. Hier die Antworten dazu.

- *Es war auch in einem Zeitrahmen irgendwie, der sehr gut überschaubar war, ja also es war eigentlich so da waren diese ersten Interviews und dann kurz danach ist schon irgendwas verändert worden im Park und dann war's auch irgendwann wieder fertig.*
- *Es war alles sehr konsequent zu Ende gebracht*
- *Es ist nicht so was offen und man tragt halt was bei und es wird eh nie fertig werden; das hat mir auch gefallen, dass das ganze Projekt eigentlich in sich recht geschlossen war.*
- *Also der Ablauf war okay, also ihr habt's den Park zuerst mal genau angeschaut und dann der Bericht war sehr gut finde ich, der war wirklich sehr detailliert und gut aufgelistet und gut strukturiert, der Bericht war sehr interessant.*
- *Die erste Veranstaltung habe ich eigentlich irgendwie nicht ganz richtig verstanden, was den Ablauf betrifft. Ich dachte, das wären nur die Bewohnerinnen, also nur die Parknutzerinnen kommen und keine Politiker. Und das war aber am gleichen Abend, waren Benutzerinnen und dann anschließend im zweiten Teil auf die Politikerinnen, das war alles so in einem*
- *Ich hab's nicht verstanden (siehe oben)*
- *Es war für mich ein bisschen sehr vorbereitet, also die Wünsche waren da und es waren sofort die Vorschläge auch da, also von der Politik*

- *Es ist natürlich gut für die Bewohnerinnen, aber ich weiß nicht, wie aktivierend dann auch das für die Bewohnerinnen ist. Wie aktiv sind sie dann selber. Es gibt ja diese Versorgungsmentalität, die ein bisschen mich stört. Aber die Leute sind an das gewohnt.*
- *Viele Wünsche waren da und die Politiker waren wirklich sehr bemüht, also sie haben das sehr ernst genommen, ich find's positiv*
- *Aber dann von einem anderen Ansatz her, wenn man sagt, also die Leute sollten ja auch was in die Hand nehmen, sollen auch was mitgestalten, aber sie müssen auch was dafür machen, also wenn man wirklich was sagt, muss man auch was dazu beitragen. Es ist nicht so eine Wunschliste, ja das wünsch ich und das wird gemacht. Also es ist der Trend in Österreich ist es so, in Österreich sind schon verwöhnt die Leute.*
- *Sagt man ja und das wollen wir und das wollen wir auch und das wird alles erfüllt, also muss man sich nicht viel bemühen, kommt mir vor. Das war halt mein Bedenken, wie wertvoll ist es dann für die Leute, wenn das sofort in Erfüllung geht. Es war zwar schon ziemlich lang gedauert bis zu dieser Gestaltung gekommen ist, das muss man auch zugeben.*
- *Sonnenschutz am Spielplatz ist prompt umgesetzt worden*
- *Hat mir sehr gut gefallen, dass Betroffene zu Wort gekommen sind*
- *Für das Problem mit den Hunden wurde eine Lösung gefunden*
- *Zu den Anliegen des Grätzels wurden Wünsche angenommen*
- *War sehr zufrieden*
- *Also die zwei Sachen alleine sind für mich eigentlich schon Erfolg genug (Nutzung der Mädchenzone und der Sitzplätze unter Pergola)*
- *Hab ich eigentlich sehr positiv erlebt, weil erstens etwas umgesetzt wurde und das noch dazu wirklich im Beteiligungsprozess, wo's doch gelungen ist, die Wünsche der verschiedenen Interessensgruppen hinein zu bringen*
- *Find ich sehr vorbildlich, dass das ermöglicht wurde*
- *Auch dass diese Evaluierung noch im Nachhinein durchgenommen wird und dann mit den Ergebnissen vielleicht noch Abstimmungen, noch feine Feinheiten zu verändern*
- *Also eigentlich sehr, sehr positiv, so sollten eigentlich Projekte prinzipiell im öffentlichen Raum meiner Meinung nach ablaufen*
- *Wobei was ich halt bekritelt, ist dass diese Vergrößerung des Parks in den umliegenden Straßenraum als Ziel in den Hintergrund getreten ist*
- *Ich glaube, dass es schon in einem Zusammenhang steht, den Zusammenhang seh ich darin, dass ja damals bei der Parkgestaltung die Hundezone von der Wiesengasse weggekommen ist und dadurch ist das Problem in der Fechtergasse entstanden*
- *Und i sog ihnen ah warum ma auf diese Veranstaltung net gegangen san weil ganz afoch des Problem is dass .. wir an Hund haben und äh i trotz allem no immer a Frau bin*

- *Na des war ja eigentlich des Hauptthema nach'm Protokoll nach .. waren die Hund vü wichtiger wie a jede Lärmbelästigung*
- *Und und i ganz afoch äh mi die die Aggressionen fürchten muss und i bin net schwach und ah net oid und i waß mi a zum wehren nur wenn da draußen fünfe sechse stengan ... und auf mein auf mein Hund oder auf mi losgehn dann hab ich keine Chance und somit hab ich diese öffentliche Veranstaltung auch gemieden ... da bleib ich lieber in der Anonymität*
- *... i hob nix dagegen es stört mich nicht aber es muass gleiches Recht für alle gelten und es sollte und es sollte sich ein jeder gleich wohl fühlen können und das ist nicht gegeben*
- *... die Idee is im Prinzip net schlecht nur muass ma hoid a olles bedenken dass i mit so an Spielplatz .. in der ganzen Umgebung die Leut anzieh und dass dadurch für die Anrainer eventuelle Belästigungen entstehen können des muass i a vorher bedenken*
- *Ich kann gern i kann leicht vom Schreibtisch kann i gern a Konzept erstellen des is überhaupt ka Problem des kann sogar i*
- *Jo de haben sie's olle anders vorg'stellt*
- *Na im Prinzip is so wie waunn i waunn i irgend a Frau schwänger und mi daunn nimmer mehr drum kümmer .. des is genau des selbe*
- *... die wirklich a guate Idee san sowohl der Park a diese Räder nur es wird vollkommen missbraucht*
- *Die Theorie wor guat oba die Praxis lasst zu wünschen übrig*
- *Die Praxis schaut anders aus leider*
- *Vor allem was i in erster Linie urgier san die Maßnahmen die versprochen worden san net, .. sprich mehr Fußstreifen sprich Kriminesa in Zivil*

9.5.3 WOHLBEFINDEN IM PARK

Kurz die Aussagen aus den Interviews zum Wohlbefinden im Park.

- *Wir fühlen uns wohl und kommen gerne her*
- *Wir fühlen uns wohl hier*
- *Ich fühl mich wohl*
- *Ja, ja, durchaus, ja*
- *Ja, wir gehen gerne in den Park*
- *Ja*
- *Gor net*
- *Überhaupt nimmer*
- *... gor net*
- *... überhaupt nimmer*
- *Na schon wohler aber unwohl vielleicht*
- *Ich fühle mich wohl im Park*

C. INTERPRETATION UND DISKUSSION

„Beteiligung schafft Identifikation und verhindert Konflikte“

In Anlehnung an die von Maderthaner (1995) beschriebenen lebensraumbezogenen Bedürfnisse und die möglichen Konsequenzen einer Bedürfnisfrustration, war diese These als zentrales Thema der Diplomarbeit konzipiert. Die Auswirkungen von Partizipation auf das Erleben der Menschen bezüglich des gemeinsam gestalteten Parks sollten erforscht werden. Dabei waren besonders die Veränderungspotenziale im Hinblick auf Wohlbefinden im Park, Identifikation mit dem selben und dem vorhandenen Konfliktpotential von Interesse, sowie auch die Zufriedenheit der Beteiligten erhoben werden sollte. Im Vordergrund standen die subjektiven Eindrücke und Empfindungen der Menschen. Besonders wurde dabei die Sichtweise der unterschiedlichen Benutzergruppen berücksichtigt.

Es stellte sich heraus, dass die unterschiedlichen Gruppen sehr spezifische Sichtweisen auf den Park haben, die einzeln darzustellen waren. Die Themen, mit denen sich die Menschen im Lichtentalerpark auseinander setzen sind zum Teil die selben, wie sie es schon 2001 waren. Diese wiederkehrenden Themen sind typische Aspekte des Alltags in einem Wiener Park, die vor allem aus unterschiedlichen Interessen an den Park resultieren. Zum Teil gibt es auch neue Themen rund um den Park, mit denen sich die Menschen beschäftigen.

Da sowohl die funktionierenden wie auch die problematischen Bereiche des Lichtentalerparks im Rahmen des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ im Jahr 2001 sehr gründlich erhoben wurden, war ein Vergleich der Daten möglich, um Veränderungen im Erleben der Menschen besser feststellen zu können.

Die Ausgangsthese konnte zu einem großen Teil bestätigt werden. Vor allem die ParknutzerInnen berichten von Verbesserungen im Park, da dieser nun ihren Bedürfnissen besser gerecht wird. Für Eltern mit kleinen Kindern, für Jugendliche und für HundebesitzerInnen scheint sich die Identifikation mit dem Park erhöht zu haben. Durch die aktive Einflussnahme während des Projektes, sowie die bedürfnisgerechte Gestaltung des Parks fühlen sich NutzerInnen und zum Teil auch VertreterInnen von Institutionen mehr mit dem Park verbunden und zeigen ein erhöhtes Verantwortungsgefühl für den Park, indem sie sich zum Beispiel um die Instandhaltung bemühen.

Insgesamt ist ein Rückgang der Konflikte zu verzeichnen, was zu einem Teil an Gestaltungsmaßnahmen wie der klaren Trennung von Kinderbereich und Hundezone liegt

und zum Teil erscheint der Sinn für Gemeinschaft und für ein Miteinander bei vielen Menschen zu wachsen.

Dass es nach wie vor Konflikte gibt und geben wird, ist eine Tatsache, die in einem Park mit hohem Nutzungsdruck bis zu einem gewissen Grad akzeptiert werden muss. Bestätigt wird dies durch die Sichtweise einiger ParknutzerInnen, die meinen, dass es *„immer wieder Konflikte geben wird“* und *„völlig sozusagen abschaffen kann man sie nicht und sind ja auch bis zu einem Grad gut“*.

Durchgehend unterscheiden sich die NutzerInnen wesentlich von den Nicht-NutzerInnen im Lichtentalerpark. Menschen, die den Park nicht nutzen stellen den Anteil an Personen, für welche die Ausgangsthese nicht bestätigt werden konnte. Personen, die am Park leben, diesen aber wenig bis gar nicht für sich verwenden, fühlen sich vor allem durch Lärm belästigt. Davon betroffen sind zu einem großen Teil - aber nicht ausschließlich - SeniorInnen. Lärm durch Ballspiele, Gespräche etc. wird in den Abendstunden als Ruhestörung und schlafraubend erlebt. Ebenso sind es Personen, die den Park kaum nutzen, die offensichtliche Vorurteile gegen MigrantInnen äußern. Es bestehen Meinungen über die sogenannten *„neuen Österreicher“*, die sich als nicht bestätigt darstellen. Einzelne Erlebnisse oder gar Erzählungen über Erfahrungen anderer Personen, scheinen auszureichen, um eine distanzierte bis feindliche Haltung gegenüber ParknutzerInnen mit migrantischem Hintergrund zu entwickeln. Entsprechend der Kontakt-Hypothese, wonach Vorurteile und Stereotype durch Kontakt zwischen Menschen unterschiedlicher Ethnien abgebaut werden können (Allport, 1954, zitiert nach Rosch-Inglehart, 1996), bestätigt sich hier der Umkehrschluss, dass Feindseligkeiten gegenüber MigrantInnen vor allem aus einem Nicht-Kennen resultieren.

Die Frage nach den Veränderungspotenzialen im Lichtentalerpark hat ein sehr breites Spektrum an Ergebnissen gebracht.

Die Veränderungen bei den Beteiligten konnten auf unterschiedlichen Ebenen festgestellt werden, welche die *„Wahrnehmung der Beteiligten“* betraf, die *„Unterschiede im Vergleich der beiden Erhebungen“*, sowie die Ebene der *„neuen Themen im Lichtentalerpark“*.

Bezüglich der *Wahrnehmung der Menschen* des neu gestalteten Lichtentalerparks, konnte gezeigt werden, dass es eine Reihe an Veränderungen gibt, die von den Menschen als solche wahrgenommen wurden. Dies betrifft folgende Bereiche:

- **Park ist schön**
- **Es ist mehr los**
- **Für alle Gruppen ist was da**
- **Das Angebot wird gut genutzt**

- **Der Park hat sich verändert**
- **Platz für Jugendliche**
- **Die Hundezone ist gut**
- **Hundezone ist groß**
- **Hundezone ist klein**
- **Gestaltung der Hundezone**
- **Kommunikation**
- **Eigentlich gibt es jetzt keine Konflikte mehr**
- **Neue Gruppen wurden angezogen**

Des weiteren konnte ich einen *Vergleich der beiden Erhebungen* anstellen, woraus sich ergab, dass die Problembereiche im Park zum Teil die selben geblieben sind. Jedoch gibt es eindeutig Verbesserungen zu verzeichnen, die vor allem auf eine bedürfnisgerechte Gestaltung der Hundezone, sowie eine rücksichtsvollere Nutzung der Hundezone zurückzuführen sind. Das Thema Hunde und Hundezone wird die Menschen im Lichtentalerpark voraussichtlich auch weiterhin beschäftigen, wie es Wienweit der Fall ist.

Lärm ist im Lichtentalerpark weiterhin ein Problem, was maßgeblich durch die Lage des Parks bedingt ist. Es sind manche AnrainerInnen, die sich vom Lärm besonders gestört fühlen. Andere wiederum beschreiben den Park als relativ ruhig. Die feindselige Haltung gegenüber MigrantInnen, die sich uns 2001 darstellte, war sehr spezifisch bei AnrainerInnen und Burschen wahrnehmbar.

Keine der sonst befragten Personen äußerte derartige Vorurteile.

Die Mädchenzone wird sehr gut angenommen und scheint wesentlich dafür verantwortlich zu sein, dass mehr Mädchen den Park nutzen.

SeniorInnen sind nach wie vor die Gruppe, die am wenigsten im Park vertreten ist, aber dennoch gibt einige wenige, die man beim Spazieren gehen oder auf Parkbänken antrifft.

Die Stimmung im Park hat sich verbessert. Alle Befragten außer den AnrainerInnen und SeniorInnen äußern sich positiv zur Stimmung im Park.

Die dritte Ebene der Veränderungspotenziale betrifft die sogenannten *neuen Themen im Park*. Es gab einige neue Themen, die 2001 bei den Interviews nicht relevant waren und jetzt zur Sprache kamen:

- **Wo gibt man sonst eine Hundezone in der Innenstadt hin?**
- **Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem**
- **Hundemediation**
- **Es geht nur mit einem Miteinander**
- **Es war ein großer Andrang in der Mädchenzone**

- **Die Mädchenzone ist irgendwie ganz toll**
- **Die Mädchenzone „is überhaupt a geniale Idee“**

Diese Themen zeigen ganz deutlich, dass eine Abstraktion der Auseinandersetzung mit dem Park bzw. mit bestimmten Bereichen im Park stattgefunden hat. Die Diskussion vor allem der Problematik, die sich aus dem Zusammenleben mit Hunden im Park ergibt, wurde von der lokalen Ebene des Lichtentalerparks auf eine gesamtstädtische Ebene ausgedehnt. Die Auseinandersetzung mit der Haltung von Hunden in der Stadt, sowie der Gestaltung von Hundezonen im innerstädtischen Bereich wurde auf eine Wienweite Auseinandersetzung mit dem Themenbereich übertragen. Diese Veränderung ist als Indikator für eine qualitative Problemlösung zu werten. Das beschriebene Florianiprinzip, oder auch NIMBY-Prinzip (not in my backyard) genannt, wurde auf der Problemebene „Hund“ und „Hundezone“ erfolgreich überwunden, indem eine Haltung von den Beteiligten erreicht wurde, die über die eigenen Privatinteressen hinaus geht. In diesem Zusammenhang hat das Beteiligungsprojekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ eine wesentliche Forderung erfüllt, da die Menschen beginnen, sich mehr mit dem Allgemeinwohl zu beschäftigen.

Die BewohnerInnen haben die Beteiligung unterschiedlich erlebt. Man hat sich beteiligt, weil man sich betroffen fühlt, der Park wichtig ist oder man das Angebot verbessern wollte. Man hatte das Gefühl, man wurde gehört und hätte sich auch noch aktiver einbringen können. Die Erfahrungen werden großteils positiv beschrieben. Ausnahme sind auch hier wieder die befragten AnrainerInnen.

Für sie hat die Beteiligung keinen Erfolg gebracht und sie fühlen sich noch hilfloser als vorher.

Was die Zufriedenheit mit dem Park und das Wohlbefinden betrifft, äußern sich die BewohnerInnen allgemein sehr positiv, bis auf die AnrainerInnen und SeniorInnen.

Wichtig ist, dass bezüglich Beteiligung, Identifikation, Zufriedenheit und Wohlbefinden nur Ergebnisse aus der ersten Erhebungsphase vorliegen, da zu diesem Zeitpunkt aktive Menschen aus dem Beteiligungsverfahren interviewt wurden.

Im zweiten Erhebungszeitraum konnte aufgrund des zeitlichen Abstandes zum Projekt diese Bedingung nicht erfüllt werden. Daher befragte ich mit einem neu erarbeiteten, aber vergleichbaren Interviewleitfaden ParknutzerInnen, die nicht direkt im Partizipationsprojekt involviert waren. Die genaue Kenntnis und zum Teil intensive Nutzung des Parks zeichnete aber diese Personen aus, um ein detailreiches Bild vom Park schildern zu können.

Daraus resultiert unter anderem die kleinere Datenmenge bei der Evaluation der Beteiligung. Es muss an dieser Stelle aber hinzugefügt werden, dass die Gesamtanzahl von 35 interviewten Personen für eine Diplomarbeit eine relativ hohe Zahl ist. Daher sind auch die

Ergebnisse zu Beteiligung, Identifikation, Zufriedenheit und Wohlbefinden unter qualitativen Forschungsmaßstäben aussagekräftig.

Der Park bewegt die LichtentalerInnen, so viel steht fest. Wäre der Lichtentalerpark nicht für die Menschen wichtig, wäre die Themenvielfalt nicht so groß und die Menschen könnten nicht so ausführlich dazu erzählen.

Die spezifische Sichtweise der befragten AnrainerInnen und SeniorInnen zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamten Ergebnisse. Die Haltung dieser Personen scheint durch sehr viel Frustration, aber auch Misstrauen geprägt zu sein. Es besteht offensichtlich das Gefühl, nicht gehört und nicht ernst genommen zu werden mit den eigenen Anliegen. Die Aussagen aus diesen Interviews zeichnen ein Bild ab, das sich von den meisten anderen Personengruppen sehr unterscheidet. Deshalb wurde immer wieder auf die Unterscheidung der Gruppen und die spezifische Sichtweise der Nicht-NutzerInnen hingewiesen, was nicht die Bedeutung ihrer Meinung schmälern soll. Vielmehr stellen die Nicht-NutzerInnen hier einen Standpunkt dar, der vielleicht nicht von der Mehrheit geteilt wird, aber jedenfalls zum Lichtentalerpark, wie ihn die Menschen erleben, dazu gehört.

Der Großteil der anderen Personen spiegelt ein erfolgreiches und gelungenes Projekt wieder. Die Gestaltung des Parks nach den Bedürfnissen der NutzerInnen hat vielfach zu Verbesserungen geführt. Bedenkt man den begrenzten Raum des Parks, kann man die Gestaltung als gelungen bezeichnen, indem für alle Gruppen Angebote gesetzt wurden, welche auch genutzt werden. Dass nach der Umgestaltung der Andrang im Park sehr hoch war, zeigt, dass das Angebot interessant gestaltet war.

Auch das Miteinander im Lichtentalerpark funktioniert mehrheitlich besser als vor 5 Jahren, wobei es aber immer wieder zu Konflikten kommen wird; vor allem zum Thema Hunde. Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ hat für eine gemeinschaftliche Nutzung des Parks einen wichtigen Impuls gesetzt, was wesentlich durch das Engagement vieler Personen, die diese Idee weiter tragen, fruchten konnte. Ganz besonders hervor zu heben ist an dieser Stelle der persönliche Einsatz von Herrn Erben, der als Grätzelexperte den Lichtentalerpark und seine NutzerInnen, vor allem die Hundezone, ehrenamtlich betreut und unterstützt und sich der Verbesserung der Kommunikation unter den LichtentalerInnen verschrieben hat.

D. REFLEXION UND AUSBLICK

Die Vorgehensweise im Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ zeichnete sich durch eine genaue Erhebung mit qualitativen Methoden aus, wodurch die Situation im Park gründlich analysiert werden konnte. Dies war eine wesentliche Grundlage, um Problembereiche im Zusammenleben der BewohnerInnen und in der Gestaltung des Parks aufzeigen zu können. Der Einsatz qualitativer Forschungsmethoden hatte hier den großen Vorteil, gegenüber den Meinungen und Wünschen der NutzerInnen und AnrainerInnen offen zu sein, um so die Bedürfnisse der Menschen im Lichtental genau zu erfassen.

Sehr hilfreich für die Weiterarbeit war ein ausführlicher Bericht zur Situationsanalyse, der auch von den Beteiligten sehr positiv aufgenommen wurde, da er eine detaillierte Beschreibung der Gesamtsituation im Lichtentalerpark lieferte.

Bei den Diskussionsveranstaltungen war es sehr wichtig, dass Menschen mit unterschiedlichen Interessen, zusammen kamen, um eine gemeinschaftliche Gestaltung des Parks zu erarbeiten. Eine Kritik, die an dieser Stelle geübt werden kann und auch von einer interviewten Person so beschrieben wurde, ist die Teilnahme von Politik und Verwaltung an einem zu frühen Zeitpunkt.

Bereits beim ersten Treffen wurden die Gestaltungsmaßnahmen durch Vertreter der Bezirkspolitik und der zuständigen Magistratsabteilung festgelegt. Der Vorteil, der aus dieser Vorgehensweise resultierte, war die rasche Umsetzung der Gestaltungsvorschläge. Auf der anderen Seite kann eine langsamere Erarbeitung der Gestaltungsmaßnahmen zu einer höheren Aktivierung der Beteiligten führen, indem diese mehr in die Abläufe eingebunden sind. Somit möchte ich an dieser Stelle anregen, den Beteiligten nach der Interviewphase, die Möglichkeit zur gemeinsamen Diskussion der Ergebnisse und der Planung weiterer Schritte einzurichten, unter Ausschluss von Politik und Verwaltung. So kann eher das Gefühl entstehen, gemeinsam als NutzerInnen und BewohnerInnen die Vorgehensweise bestimmt zu haben, um sie dann den Verantwortlichen aus Politik und Verwaltung zu präsentieren.

Das Gemeinschaftsgefühl und die Verantwortung für den Park könnten davon positiv profitieren.

Die Umsetzung der Gestaltungsmaßnahmen wurde vorbildlich vollzogen, wobei alle Vereinbarungen eingehalten wurden. Meiner persönlichen Erfahrung nach, ist Verbindlichkeit sehr wichtig in partizipativen Verfahren. Aus einer Politikverdrossenheit resultiert oft großes Misstrauen in Politik und Verwaltung. Nur wenn Vereinbarungen verbindlich eingehalten werden, kann ein gewisses Vertrauen wieder hergestellt werden und letztlich zu zufriedeneren und kommunikationsbereiten BewohnerInnen führen. Ich denke, vor allem von Seiten der Politik muss Verbindlichkeit gefordert werden, aber natürlich auch durchführende ExpertInnen eines Partizipationsprojektes müssen den Vereinbarungen getreu handeln und

Verbindlichkeit von allen Beteiligten einfordern. Nicht zuletzt betrifft Verbindlichkeit auch die BewohnerInnen und NutzerInnen, die in ein solches Verfahren involviert sind. Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ wurde in dieser Hinsicht sehr professionell umgesetzt. Auch auf der Seite der ParknutzerInnen wurden die Vereinbarungen zu einem großen Teil eingehalten, wobei es natürlich immer Ausnahmen geben wird, so wie das bei einzelnen HundebesitzerInnen der Fall ist.

Die gemeinsame Nutzung des Parks durch HundebesitzerInnen und Familien mit kleinen Kindern wird voraussichtlich weiterhin ein gewisses Konfliktpotenzial in sich bergen. Durch eine rücksichtsvolle Nutzung des Lichtentalerparks mit Hunden kann dieser Konflikt aber weitgehend vermieden werden. Im Gegenzug ist eine bedürfnisgerechte und ansprechende Gestaltung und Instandhaltung der Hundezone weiterhin von Bedeutung, um auf Seiten der HundebesitzerInnen die Motivation zur Einhaltung der Vereinbarungen hoch zu halten.

Die spezielle Sichtweise unterschiedlicher Personengruppen hat hier deutlich gezeigt, dass Nutzerinteressen nicht verallgemeinert werden können.

Zu unterschiedlich sind die Bedürfnisse und Wahrnehmungen der Menschen, um in Planungsvorhaben auf eine Unterscheidung verschiedener Interessensgruppen zu verzichten, oder gar einzelne Interessen auszuschließen. PsychologInnen können hier maßgeblich dazu beitragen, unterschiedliche Bedürfnisse zu erheben, in angemessener Form an PlanerInnen, Politik und Verwaltung zu übermitteln, sowie zwischen den Standpunkten zu vermitteln, um konsensuale Lösungen anzustreben.

In der Praxis von Partizipationsverfahren gilt es, Türen zu öffnen, um einem breiten Publikum die Möglichkeiten der Beteiligung aufzuzeigen. Sicherlich ist es ungünstig, unrealistische Ziele an ein solches Verfahren zu stellen, indem man glaubt, alle Menschen zu Beteiligung motivieren zu können, oder alle Probleme mit einem Projekt lösen zu können.

PsychologInnen können hier die Funktion erfüllen, mit ihrer wissenschaftlichen Kompetenz, geeignete Methoden zu wählen und durchzuführen.

In vielen Fällen bewähren sich hier qualitative Methoden, um eine flexible Vorgehensweise zu gewähren und aussagekräftige Ergebnisse liefern zu können.

Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ hat viele Verbesserungen für die ParknutzerInnen gebracht und dabei die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen der Menschen berücksichtigt. Es hat gezeigt, in welcher Form die Psychologie zur menschenfreundlichen Stadtentwicklung beitragen kann und welche Methoden dafür zur Verfügung stehen.

Einzelne Aspekte konnten durch relativ einfache Maßnahmen rasch verbessert werden. Langfristige Veränderungen aber brauchen Zeit.

Eine Begleitung über ein paar Monate hinweg, kann in so kurzer Zeit nicht alle Probleme lösen, aber es können Impulse gesetzt werden, um das vorhandene Potenzial zu aktivieren. Das Projekt war Anstoß für einige Entwicklungen und es liegt besonders am Engagement einzelner Personen, um diese positiven Entwicklungen weiter zu tragen.

E. ZUSAMMENFASSUNG

Im theoretischen Teil dieser Diplomarbeit werden unterschiedliche Sichtweisen der Stadt beschrieben und wie Städte ein anregendes oder hemmendes Umfeld für menschliche Entwicklung darstellen können. Die Psychologie hat im Vergleich zu anderen Wissenschaften eine relativ kurze Tradition, sich mit der Stadt als Lebensraum für den Menschen auseinander zu setzen. Es gibt jedoch eine Reihe an Betätigungsfeldern für PsychologInnen, um die Stadt zu erforschen. Die Wiener Stadtpsychologin leistet in diesem Bereich innovative wissenschaftliche und praktische Arbeit, wie das – dieser Diplomarbeit zugrunde liegende – Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ zeigt.

Des weiteren wird Partizipation als lebensraumbezogenes Bedürfnis definiert, sowie eine Reihe an Forderungen an partizipative Prozesse zusammenfassend aus der Literatur beschrieben werden, nicht zuletzt, um typischer Weise benachteiligte Personen den Zugang zu Beteiligung zu ermöglichen.

Schließlich befasse ich mich mit dem Verhältnis zwischen Mensch und Wohnumwelt – im Speziellen für Kinder und Jugendliche – und gehe dabei auf die Bedürfnisse von BewohnerInnen an ihren Lebensraum ein, deren Befriedigung zu mehr Wohnzufriedenheit und Wohlbefinden führt. Aneignung und Identifikation sind zwei weitere Aspekte des Wohnens, die beschrieben werden.

Schließlich werden Umweltstressoren als störende Einflüsse auf den Menschen dargestellt und Konflikte und Vorurteile im Zusammenleben zwischen unterschiedlichen Gruppen sozialpsychologisch erklärt.

Der empirische Teil dieser Forschungsarbeit setzt sich mit den Entwicklungen auseinander, die im Lichtentalerpark in Wien-Alsergrund nach der Durchführung eines stadtpsychologischen Projektes beobachtet werden konnten. Im Rahmen des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ wurde im Jahr 2001 eine umfassende qualitative Situationsanalyse durchgeführt, um die Bedürfnisse der ParknutzerInnen und AnrainerInnen zu erheben.

Um eine konsensuale Lösung für die Umgestaltung des Lichtentalerparks zu erzielen, fanden im Rahmen dieses Projektes zwei Diskussionsveranstaltungen, basierend auf den Ergebnissen der Befragung von rund 100 Personen, statt.

Ein unmittelbares Ergebnis aus einer Diskussionsrunde war ein moderiertes Treffen einiger HundebesitzerInnen, um die Nutzungsbedingungen für die zukünftige Hundezone festzulegen. Im Gegenzug für die Einhaltung dieser Regeln, sollte die Hundezone vergrößert und neu gestaltet werden.

Für diese Diplomarbeit wurden 14 Problemzentrierte Interviews mit insgesamt 35 aktiven Personen durchgeführt. Ergänzend dazu wurde die Methode der Teilnehmenden Beobachtung eingesetzt. Die Interviews enthielten eine offene Einstiegsfrage zur Situation im Park seit der Umgestaltung. Eine Reihe ergänzender Fragen sollten das Bild schließlich abrunden. Trotz einer solchen durch den/die ForscherIn induzierten Gesprächssituation, orientiert man sich an Erfahrungs- und Orientierungsbereichen der InterviewpartnerInnen unter weitgehender Zurücknahme des ForscherInneneinflusses.

Das zentrale Interesse galt den Veränderungen, die sich aus den gesetzten psychologischen Maßnahmen ergaben. Die Forschungsfrage bezog sich dabei auf Wohlbefinden im Park, Identifikation mit selbigen, die Konfliktsituation zwischen unterschiedlichen Interessensgruppen, sowie die Zufriedenheit der LichtentalerInnen mit dem Park und mit der Durchführung des Projektes.

Es konnte gezeigt werden, dass sich vieles im Park durch das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ verändert hat. Teilweise wurden diese Veränderungen von den BewohnerInnen wahrgenommen, teilweise konnte von einem Vergleich der Daten aus den unterschiedlichen Erhebungszeiträumen auf weitere Veränderungen geschlossen werden. Für Personen, die sich aktiv beteiligten und den Park zum Teil intensiv nutzen, konnte die These bestätigt werden, dass Beteiligung Identifikation schafft und Konflikte verhindert. Für jene, die sich nicht beteiligten, führten die Umgestaltungsmaßnahmen hingegen zu einer noch stärkeren Entfremdung.

Das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ hat die angestrebten Ziele erreicht. Für die meisten BewohnerInnen und NutzerInnen hat das Projekt Verbesserungen gebracht, was in Anbetracht des begrenzten Raumes als großer Erfolg zu bewerten ist. Wie sich heraus stellte vertreten Personen, die den Park wenig oder gar nicht nutzen, eine sehr spezifische Sichtweise im Vergleich zu den NutzerInnen, die bei der Darstellung der Ergebnisse gesondert berücksichtigt wurde.

F. LITERATURVERZEICHNIS

Alisch, M. (1998). Stadtteilmanagement - Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt.

Opladen: Leske + Budrich

Andritzky, M. (1981). Grün in der Stadt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Antalovsky, E. (1993). Kommunikation und Konflikte bei städtischen Planungen. (Beiträge zu Stadtforschung, Stadtentwicklung, Stadtgestaltung, Band 48). Wien, Magistrat der Stadt Wien, MA 18

Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung (Hrsg.). (1994). Verführung zum qualitativen Forschen. Wien: WUV

Aronson, E. (1994). Sozialpsychologie: menschliches Verhalten und gesellschaftlicher Einfluß.

Heidelberg: Spektrum

Bierhoff, H. W. (1996). Spieulumwelt. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 365-370). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Biswas, R. K. (Hrsg.). (2000). Metropolis Now! Urban Cultures in Global Cities. Wien: Springer

Bohnsack, R. (1999). Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. (3., überarbeitete und ergänzte Auflage). Opladen: Leske + Budrich

Boll, J. & Selle, K. (1996). Beteiligung im Wohn-Alltag. In: **Selle, K.** (Hrsg.). Planung und Kommunikation: Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft: Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen (S. 42-60). Wiesbaden: Bauverlag

Bortz, J. & Döhring, N. (2002). Forschungsmethoden und Evaluation: für Human- und Sozialwissenschaftler. (3. überarbeitete Auflage). Berlin: Springer

BMLFUW - Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft - Abteilung für EU-Angelegenheiten Umwelt. (2005). Partizipation & Umweltmediation in Europa – Neue Wege der Konfliktvermeidung und Konfliktlösung. Verfügbar unter: <http://www.partizipation.at/deutsch/basis.html> [17.02.2006].

Castells, M. (1976). Is there an urban sociology?. In: **Pickvance, C. G.** (Hrsg.). Urban Sociology – Critical Essays (S. 33-59). London: Tavistock Publications

Clauß, G. (1976). Wörterbuch der Psychologie. Köln: Pahl-Rugenstein

Day, P. & Dieckmann, F. (1995). Stadtqualität – nicht nur für junge Gesunde. In: **A.G. Keul** (Hrsg.). Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven (S. 198-231). Weinheim: Beltz

Donnelly, D. (1980). Are We Satisfied with „Housing Satisfaction? Built Environment, 6, 29-34

Eco, U. (1996). Grundzüge einer Stadtpsychologie. Die Zeit [Online], 28/1996. Verfügbar unter: <http://www.zeit.de/archiv/1996/28/eco28.19960705.xml> [13.10.2005].

Edlinger, R. & Potyka, H. (1989). Bürgerbeteiligung und Planungsrealität: Erfahrungen, Methoden und Perspektiven. (Schriftenreihe: Planen und Gestalten). Wien: Picus

Eibl-Eibesfeldt, I., Hass, H., Freisitzer, K., Gehmacher, E. & Glück, H. (1985). Stadt und Lebensqualität. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH

Ehmayer, C. (1998). Bürgeraktivierung – vom Eigennutz zum Gemeinwohl. In: **Gstöttner, S., Havel, M., Schott, J. & Zill, G.** (Hrsg.), Dokumentation der Internationalen Konferenz am 1.-2. Oktober 1998 in Wien, 3. Oktober 1998 in Graz, 1998 (S. 68-69). Wien, Wohnbund

Ehmayer, C. (2001a). Miteinander im Lichtentalerpark - Konfliktanalyse und Community Building - Endbericht. Wien, Büro für Stadtpsychologie & Sozialforschung

Ehmayer, C. (2001b). Qualitative Sozialforschung in der Stadtpsychologie. Unveröffentlichtes Manuskript, Wien, Büro für Stadtpsychologie & Sozialforschung

Ehmayer, C. (2001c). Stadtgefühle: Presstext zur Konferenz „Österreichs erste Stadtpsychologin stellt sich vor“. [Online]. Verfügbar unter: <http://www.stadtpsychologie.at/ladezone.php> [14.10.2005]

Ehmayer, C. (2005). Partizipation. Unveröffentlichtes Manuskript, Wien, Büro für Stadtpsychologie & Sozialforschung

Erke, H. (1996). Umweltdesign. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 608-613). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Feindt, P.H., Gessenharter, W., Birzer, M & Fröchling H. (Hrsg.). (1996). Konfliktregelung in der offenen Bürgergesellschaft – Forum für interdisziplinäre Forschung, Bd. 17. Dettelbach: J. H. Röll

Fischer, M. (1995). Stadtplanung aus der Sicht der Ökologischen Psychologie. Weinheim: Beltz

Fischer, M. (1996). Kontrolle und Kontrollverlust. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 166-175). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Flade, A. (1987). Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Huber

Flade, A. (1996a). Kind und Umwelt. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 356-364). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Flade, A. (1996b). Kriminalität und Vandalismus. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 518-524). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Flade, A. (1996c). Wohnen und Wohnzufriedenheit. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 484-492). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Flick, U. (2000). Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: rororo

Friedemann, M. (1993). Die Stadt als Symbol der Seele. Dissertation, Universität Zürich, Philosophische Fakultät

Friedrichs, J. (1995). Stadtsoziologie. Opladen: Leske + Budrich

Geisler, E. (1996). Umweltplanung und –gestaltung. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 593-600). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Girtler, R. (1992). Methoden der qualitativen Sozialforschung – Anleitung zur Feldarbeit. (3. unveränderte Auflage). Wien: Böhlau

Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber

Götz, A. (2000). Die Lokale Agenda 21 in Wien-Alsergrund aus Sicht der Beteiligten – Evaluation eines partizipativen Projekts auf der Grundlage gemeindepsychologischer Konzepte. Diplomarbeit, Universität Wien

Graumann, C.-F. (1996a). Aneignung. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. (S. 124-130). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Graumann, C.-F. (1996b). Der phänomenologische Ansatz in der ökologischen Psychologie. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. (S. 97-104). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Gstöttner, S., Havel, M., Schott, J. & Zill, G. (Hrsg.). (1998). Community Initiative Urban – Innovative Impulse für die Entwicklung der Städte. Dokumentation der Internationalen Konferenz am 1.-2. Oktober 1998 in Wien, 3. Oktober 1998 in Graz. Wien, Wohnbund

Guttman, G. (Hrsg.). (1992). Allgemeine Psychologie – Experimentalpsychologische Grundlagen. Wien: WUV

Hamm, B. (1996). Nachbarschaft. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 500-502). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Hard, G. (1996). Humangeografie. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 57-65). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Hauser, S. (1996). Die Stadt als Zeichenwelt. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 479-483). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Hellbrück, J. & Fischer, M. (1999). Umweltpsychologie: ein Lehrbuch. Göttingen: Hogrefe

Hinte, W. (2005). Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren. Methoden und Strukturen für ein effektives Quartiermanagement. Verfügbar unter:
<http://www.stadtteilarbeit.de/Seiten/Theorie/Hinte/Quartiermanagement.htm> [17.02.2006].

Hintermeier, S. (1994). Qualitative und quantitative Sozialforschung. In: **Arbeitskreis Qualitative Sozialforschung** (Hrsg.). Verführung zum qualitativen Forschen. (S. 13-23). Wien: WUV

Kaiser, G. (2000). Metropolen: Räume für Innovation. In: **Matejovski, D.** (Hrsg.). Metropolen – Laboratorien der Moderne (S. 13-17). Frankfurt/Main: Campus

Keul, A.G. (Hrsg.). (1995). Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven. Weinheim: Beltz

Kittner, I. (1992). Akustik. In: **Guttman, G.** (Hrsg.). Allgemeine Psychologie – Experimentalpsychologische Grundlagen (S. 125-144). Wien: WUV

Kollmann, G., Leuthold, M., Pfefferkorn, W. & Schrefel, C. (2003). Partizipation – Ein Reiseführer für Grenzüberschreitungen in Wissenschaft und Planung. Schriftenreihe Integrativer Tourismus & Entwicklung, Band 6. München: Profil

Kopatz, M. & Hennicke, P. (2000). Zukunftsfähige Stadtentwicklung: Realistisches Leitziel oder Beschönigungsformel?. In: **Matejovski, D.** (Hrsg.). Metropolen – Laboratorien der Moderne (S. 223-247). Frankfurt/Main: Campus

Korosec-Serfaty, P. (1996). Öffentliche Plätze und Freiräume. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 530-540). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Krebs, D. (1996). Obdachlose. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 435-440). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg.). (1996). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. Weinheim: Psychologie Verlags Union

Lamnek, S. (2005). Qualitative Sozialforschung - Lehrbuch. (4. vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz

Linder, W. & Vatter, A. (1996). Kriterien zur Evaluation von Partizipationsverfahren. In: **Selle, K.** (Hrsg.). Planung und Kommunikation: Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft; Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen (S. 181-188). Wiesbaden: Bauverlag

Maderthaner, R. (1995). Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In: **A.G. Keul** (Hrsg.). Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven (S. 172-197). Weinheim: Beltz

Mann, L. (1994). Sozialpsychologie. (10. Auflage). Weinheim: Psychologie-Verlags-Union

Matejovski, D. (Hrsg.). (2000). Metropolen – Laboratorien der Moderne. Frankfurt/Main: Campus

Matzke, S. (1996). Wie die Großen so die Kleinen – Kinder an Planung beteiligen. In: **Selle, K.** (Hrsg.). Planung und Kommunikation: Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft; Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen (S. 272-273). Wiesbaden: Bauverlag

Mayring, P. (1996). Einführung in die qualitative Sozialforschung. (3. überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz

Mayring, P. (2003). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz

Mieg, H. A. (2005). Seite für Metropolenforschung am Geografischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin [Online]. Verfügbar unter: <http://www.metropolenforschung.de> [14.10.2005].

Miller, R. (1996). Territorialität. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 333-338). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Neuberger, O. (1985). Arbeit. Stuttgart: Enke

Oberbauer, M. (1992). Stadtbezogene Identität – Entstehungsbedingungen und politische Partizipation. Diplomarbeit, Universität Wien

Peterschelka, C. (1998). Partizipation aus psychologischer Sicht – Bürgerbeteiligung in Planungsprozessen. Diplomarbeit, Universität Wien

Pickvance, C. G. (Hrsg.). (1976). Urban Sociology – Critical Essays. London: Tavistock Publications

Rapoport, A. (1977). Human Aspects of Urban Form. Oxford: Pergamon

Reinert, A. (2004). Bedingungen von erfolgreicher Bürger(innen)beteiligung. Thesepapier zur Jahrestagung "Stadtteilarbeit 2004" am 24. November 2004 in Hannover. Bonn, Stiftung MITARBEIT

Reiter, W. (1997). Bürgerbeteiligungsverfahren in Wien. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Diplomarbeit, Universität Wien

Rohrmann, B. (1996a). Lärm. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 665-672). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Rohrmann, B. (1996b). Partizipation und Protest. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 645-653). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Rosch-Inglehart, M. (1996). Ethnische Gruppen. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 471-476). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Schönpflug, W. (1996). Umweltstreß. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 176-180). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Selle, K. (Hrsg.). (1996). Planung und Kommunikation: Gestaltung von Planungsprozessen in Quartier, Stadt und Landschaft; Grundlagen, Methoden, Praxiserfahrungen. Wiesbaden: Bauverlag

Silbereisen, R. K. & Noack, P. (1996). Jugend und Umwelt. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 376-382). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Stengel, M. (1999). Ökologische Psychologie. München: Oldenbourg

Strey, G. & Winter, G. (1995). Freizeit in der Stadt. In: **A. G. Keul** (Hrsg.). Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven (S.137-154). Weinheim: Beltz

Theobald, M. & Simon, W. (Hrsg.). (1988). Zwischen Babylon und Jerusalem – Beiträge zu einer Theologie der Stadt. Berlin: Morus

Walden, R. (1995). Wohnen und Wohnumgebung. In: **A. G. Keul** (Hrsg.). Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven (S. 69-98). Weinheim: Beltz

wien.at (2005). Webservice der Stadt Wien. Verfügbar unter: <http://www.wien.gv.at/stadtplan> [13.03.2006]

Wikipedia – Die freie Enzyklopädie. (2006). Identifikation. Verfügbar unter: <http://de.wikipedia.org/wiki/Hauptseite> [26.03. 2006]

Winter, G. (1996). Freiraum – Freizeit – Tourismus. In: **Kruse, L., Graumann, C.-F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.). Ökologische Psychologie – Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 560-568). Weinheim: Psychologie Verlags Union

Wohlrab-Sahr, M. & Przyborski, A. (2001). Methoden und Techniken qualitativer Sozialforschung. Zur Praxis rekonstruktiver Verfahren. Zur Veröffentlichung vorbereitetes Manuskript

Zimbardo, P. G. (1995). Psychologie. Berlin: Springer

G. ANHANG

ANHANG 1: ANLEITUNG ZUM EMPIRISCHEN STADTSPAZIERGANG

Schritt 1: Sich mit dem Ort gedanklich auseinandersetzen

1. Was macht diesen Ort aus?
2. Wie unterscheidet er sich von anderen?
3. Wo liegen attraktive und wo nicht-attraktive Momente?
4. Wo sind Orientierungspunkte?
5. Wo sind die Ausgänge, wo die Eingänge?
6. Wo ist das Zentrum?
7. Haben Sie die geografischen Grenzen vorher gekannt?

Schritt 2: Den Ort ganzheitlich erfassen

Der Ort als Wesen:

Wie lässt sich das „Wesen“ dieses Ortes darstellen? Was hält den Ort, sein „Wesen“ zusammen? Was macht diesen Ort aus?

Info: Wesen als Begriff ist mit Leben, Lebendigkeit verbunden

Der Ort als Sinnesraum:

Was SEHEN Sie? Was HÖREN Sie? Was RIECHEN Sie? Was FÜHLEN Sie?

Tipp: Das Schließen der Augen kann bei hören, riechen und fühlen zu intensiveren Erfahrungen führen

Der Ort als Gedankenraum:

Welche Gedanken/Ideen gehen Ihnen durch den Kopf? Woran erinnert Sie dieser Ort? Was verbinden Sie damit?

Der Ort als Handlungsraum:

Möchten Sie bleiben oder gehen? Worauf lädt dieser Ort ein? Was möchten Sie an diesem Ort sicher nicht tun? Von welcher Gruppe von Menschen wird er überwiegend frequentiert? Wie lange brauchen Sie bis ans Ende des Bezirkes? Wie lange bis ans Ende von Wien?

Der Ort als Veränderungsraum:

Was möchten Sie an diesem Ort ändern? Was könnte so bleiben? Wie würde sich dadurch das Wesen des Ortes verändern? Was würde sich bei Ihnen ändern? Würden Sie sich wohler fühlen?

ANHANG 2: INTERVIEWLEITFADEN (LF 1) 2002

Begrüßung und Vorstellen meiner Person!

Einleitung:

„Wie Sie sich wahrscheinlich noch erinnern, haben wir Sie letztes Jahr zwischen Juli und September im Rahmen des Projektes „Miteinander im Lichtentalerpark“ befragt und Sie haben uns Ihre Sicht auf den Park beschrieben. Im Herbst 2001, sowie im Jänner diesen Jahres fanden Diskussionsveranstaltungen im Jugendzentrum statt, bei denen Vereinbarungen zum Park getroffen wurden, so wie sie von den LichtentalerInnen gewünscht wurden. Mich würde nun für meine Diplomarbeit im Rahmen meines Psychologiestudiums interessieren ...“

Offene Einstiegsfrage:

Was hat sich Ihrer Meinung nach seither im Park verändert?

Ergänzende Fragen:

Wie ist die Stimmung jetzt im Park?
Wie wohl fühlen Sie sich im Park?
Hat sich die Stimmung seit Ihrer letzten Befragung verändert?
(Wie war sie vorher?)

Was funktioniert im Park gut?
Gibt es im Park jetzt Probleme?
Hat sich diesbezüglich seit letztem Jahr etwas verändert?

Warum haben Sie bei dem Projekt mitgemacht?

Wie haben Sie das Projekt (Interviews, Diskussionsveranstaltung, Neugestaltung ...) erlebt?
Konnten Sie Ihre Ideen einbringen?
Wurden Ihre Ideen aufgegriffen?
Konnten Sie aktiv mit gestalten?

Was hat es bei Ihnen bewirkt, dass Sie an diesem Projekt teilgenommen haben?
Fühlen Sie sich jetzt mit dem Park mehr verbunden?
Fühlen Sie sich mehr für den Park verantwortlich?

Wie zufrieden sind Sie jetzt mit dem Park?
Wie zufrieden sind Sie mit der Gestaltung?

Wie zufrieden waren Sie mit Interviews, Diskussionsveranstaltungen, ...?

Würden Sie sich noch einmal an einem ähnlichen Projekt beteiligen?

Vielen Dank!!!

ANHANG 3: INTERVIEWLEITFADEN (LF 2) 2005

Begrüßung und Vorstellen meiner Person!

Einleitung:

„Wie Sie sich vielleicht noch erinnern, fand zwischen Juli 2001 und Jänner 2002 das Projekt „Miteinander im Lichtentalerpark“ statt. Das Projekt wurde von der Stadtpsychologin Cornelia Ehmayer geleitet und ich war als Mitarbeiterin dabei. Mit einem Kollegen habe ich im Sommer 2001 Parkinterviews durchgeführt. Als Abschluss des Projektes fanden zwei moderierte Veranstaltungen im Jugendzentrum statt. Im Jahr darauf, also 2002, wurde der Park nach den Wünschen der AnrainerInnen und NutzerInnen umgestaltet. Ich hätte nun für meine Diplomarbeit folgende Fragen an Sie ...“

Offene Einstiegsfrage:

Können Sie mir erzählen, was sich in den letzten zwei Jahren im Lichtentalerpark getan hat? (Stimmung, Probleme, das Miteinander)

Ergänzende Fragen:

Fragen zur aktuellen Situation:

Was funktioniert jetzt (seit der Umgestaltung) besser?

Was funktioniert jetzt weniger gut?

Welche Probleme gibt es im Park?

Wie kommen die unterschiedlichen NutzerInnengruppen miteinander aus?
(Stichwort Hunde, Kinder, MigrantInnen, SeniorInnen ...)

Wie wohl fühlen Sie sich persönlich im Park?

Fragen zur Park:

Wie zufrieden sind Sie mit dem Park insgesamt?

Wie zufrieden sind Sie mit der Parkgestaltung?

Was würden Sie sich für den Park wünschen - damit sie sich (noch) wohl(er) fühlen?

Was müsste sich dafür ändern? Was bräuchte es dazu?

Vielen Dank!!!

ANHANG 4: RICHTLINIEN DER TRANSKRIPTION

Zur besseren Lesbarkeit der im folgenden dargestellten Interviewauszüge sind hier kurz die in dieser Diplomarbeit verwendeten Transkriptionsregeln in Anlehnung an Bohnsack (1999) erläutert:

<u>nein</u>	betont ausgesprochen
nein	laut ausgesprochen
„nein“	sehr leise gesprochen
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
viellei-	Abbruch eines Wortes
oh=nein	Wortverschleifung
nei:n	Dehnung eines Wortes (die Häufigkeit der : entspricht der Länge der Dehnung)
(nein)	Unsicherheit in der Transkription, schwer verständliche Äußerung
(...)	Unverständliche Äußerung (die Länger der ... entspricht der Länge der unverständlichen Äußerung)
((lacht))	Anmerkungen zu parasprachlichen, nicht-verbalen oder externen Ereignissen
..	sehr kurze Pause
...	kurze Pause
(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert, ab drei Sekunden

ANHANG 5: INTERVIEWAUSZÜGE

Exemplarisch sind hier zwei Auszüge aus verschiedenen Interviews dargestellt.

Die ausgewählten Buchstaben für die Personenbezeichnung haben keine Ähnlichkeit mit den tatsächlichen Namen der Personen. Die mit „I“ bezeichnete Person bin ich als „Interviewleiterin“.

Interviewauszug 1

- B: ... () den Park] ... ähm ja das eine ist dass er jetzt wirklich total ich find dass er jetzt wirklich ein total ansprechender Ort ist ja das war's ja vorher überhaupt nicht
- I: Mhm
- B: Und und ... ja dass ich das Gefühl hab dass das wirklich ... äh .. ja sich hundert Prozent verbessert hat wie's dort jetzt ist ja ... und ja irgendwie hab ich den Eindruck dass es jetzt so ist dass wirklich da jetzt für alle möglichen Gruppen es ... Orte gibt wo sie sich aufhalten können im Park ... und ihren Bedürfnissen da irgendwie entsprechend ... das gestaltet ist
- I: Und wie wie empfindest du die Stimmung im Park zur Zeit
- B: Also ich hab den Eindruck als gut und im Vergleich zu vorher wie's vorher war
- B: Mm:mh ... auch viel besser ich mein es sind jetzt mehr Leute dort hab ich den Eindruck weil's einfach netter und schöner ist ... aber ich hab irgendwie so ... dass ich das Gefühl hab das wär es gibt irgendwie Konflikte oder so das hab ich jetzt nicht mehr und davor hab ich das schon g'habt also da war eben das eine eben die Hundezone und die Kinder waren so irgendwie 1 direkt aneinander die sind jetzt irgendwie so durch diesen Weg ((lachend)) voneinander getrennt und da gibt's auch jetzt nicht mehr so direkte ... Berührungspunkte und sonst ... auch eigentlich ja weil die größeren Jugendlichen sind eher dort in dem Bereich wo diese Käfige auch sind und auch nicht mehr also irgendwie haben sich so die einzelnen Gruppen so hab ich den Eindruck ihre Plätze im Park ... oder ihr Revier ((lachend)) und und aber es gibt also ich hab das ... den Eindruck es ist eine gute Stimmung
- I: Mhm ... und und wie wie wohl fühlst du dich wenn du in den Park gehst oder ich weiß nicht wie oft du ungefähr dort bist oder so aber
- B: Ja ich bin ungefähr zwei drei Mal im Monat dort ... und ... ja ich fühl mich wohl also ich mein es ist nach wie vor einfach mitten in der Stadt und zwischen den Häusern aber das ist der Ort ... ja also [natürlich
- I: Klar .. eh]
- B: ... hat man keinen Wald und keine riesen Wiese oder so aber aber für das für dort wo es ist find ich ist es optimal
- I: Mhm mhm ... und wofür nutzt du den Park
- B: Ich geh mit den Kindern hin
- I: Mhm und sonst für irgendwas auch oder ausschließ[lich mit den Kindern
- B: Nein ausschließlich dafür]

I: Und dann am Spielplatz nur oder was sozusagen gefällt den Kindern

B: Na die Kinder die nützen eigentlich den gesamten Park also Spielplatz und dann gehen sie aber auch was weiß ich schauen was in diesen Käfigen los ist oder fahren rund herum mit dem Radl ... eigentlich überall ... aber da ich dort auch einen absolut sicheren Eindruck hab ... hab ich auch das Gefühl sie können sich also was den Park betrifft also innerhalb des Parks und dieses Ecks völlig frei bewegen

I: Mhm und was macht's sicher was erweckt den Eindruck dass es sicher ist

(3)

B: Ja zum einen hab ich es gibt eigentlich keine Orte wo ich das Gefühl hab es können 3 weiß Gott irgendwelche Unfälle passieren

I: Mhm

B: ... und

(5)

B: ... weiß ich nicht ich hab irgendwie das ja vielleicht weil die Stimmung auch gut ist ich hab nicht das Gefühl dass da irgendwas Bedrohliches sein könnte

I: Ja ... ja ähm ... ja sonst ähm würd mich noch interessieren ähm warum du letztes Jahr überhaupt bereit warst irgendwie bei dem Projekt mitzumachen überhaupt ein Interview zu geben was sozusagen deine Motivation war dafür

B: Ähm ... wenn das etwas ist was mich direkt betrifft meinen Wohn und Lebensraum und ich dann das Gefühl gehabt hab ja das ist etwas wo ich wirklich einmal ... irgendwie was mit- also meinen Beitrag irgendwie leisten kann und das was ich dann sag möglicher Weise äh zu irgendeiner Veränderung oder irgendeiner Aktion führt ... also wo ich einen direkten Bezug hab und wo wo ich auch direkt das Gefühl hab dass das irgendwie .. ja was bringt wenn ich das mach

I: Mhm .. und hast du das Gefühl gehabt das ist auch aufgegriffen worden [entsprechend

B: Ja hab ich]

I: ... die Ideen die [geäußert wurden

B: Ja .. hab ich] ... ja .. ja hab ich

I: Hast du das Gefühl gehabt du hast deine Ideen gut sozusagen vermitteln können

B: Hab ich auch gehabt

I: Ja ... fein ((lacht)) freut mich

B: Und es war auch in einem Zeitrahmen irgendwie der gut überschaubar war ja also es war eigentlich so das war waren diese ersten Interviews und dann kurz danach ist schon irgendwas verändert worden im Park und dann war's auch irgendwann wieder fertig ja also es war irgendwie alles .. kam mir vor .. sehr ja konsequent zu Ende gebracht ... also ich hab jetzt das Gefühl okay so ist er jetzt so ist er fertig und so ist er okay ... es ist nicht so was was offen ist und man tragt halt was bei und es wird eh nie fertig werden das hat mir auch gefallen ja dieses dass das ganze Projekt eigentlich in sich recht geschlossen war

Interviewauszug 2

- A: Wobei mi jo auf die Palme no zusätzlich bringt i man der Vorschlag is eh mittlerweile g'storben und i sog's a ehrlich i moch's net na, weil es kam ja damals der Vorschlag dass die Hundebesitzer die .. eben in der Hundezone den
- E: ((lacht))
- A: Hundemist entsorgen sollen
- I: Genau genau
- B: Na die Hund san a größers Thema wie die Ruhe auf jeden Fall
- A: Nur des des sich i auf alle Fälle net ei weil in der Hundezone wann sie's dort verliert dann kann sie's auch verlieren ((lachend)) .. i na dafir is do und dafir zohl i a Hundesteier dann sollen sie's zweckgebunden verwenden wann sie's woanders erledigt dann muss ich's wegräumen und das mach ich auch .. nur wann's ihnen den Saustall jeden Tag anschauen und für des habma Geld dass ma des jeden Tag reinigen werd i ganz sicher in der Hundezone den Dreck net wegraman
- I: Wie funktioniert's überhaupt in der neuen Hundezone?
- A: Naja
- B: Na seit de Sackeln weg san wieder guat
- A: Naja jetzt hängen wieder a es hängen wieder a .. na des hob i eh scho g'sogt dass a oide Frau mit'n Sandsack auf'n Kopf troffen haben .. i man de san jo voll auf lustig unterwegs na,
- F: Oder sie hoin sie de Luftballon vom MacDonald na,
- A: Des mochen's a schießen's füllen's mit Wasser und schießen's dann aufs Haus aufe .. oder sie holen sie aus de Plastikcontainer de Plastikflaschen füllen de mit Wasser an und schieß'n de .. nur wenn's eineinhalb Liter Flaschen voll mit Wasser am Kopf kriagen .. des is sicher net angenehm .. und die haben überhaupt keine Ahnung was sie damit anrichten weil de san von so klein bis so groß .. und des muass eana erst amoi ana übermitteln und dafür find ich is die Parkbetreuung do .. net dass mit eana Fußball spielen und dann kann man die Eltern ganz einfach nicht aus der Pflicht nehmen .. des geht net .. weil i kann net a Kind in die Welt setzen und dann steck ich's zwölf Stund .. in Park eine das geht net
- I: Ich hab noch in der Hundezone ähm räumen das manche Hundebesitzer selber weg
- A: I denk scho dass einige gibt es gibt a witziger Weise welche die's in der Hundezone wegräumen aber wenn da der Hund higackt des bleibt liegen .. ähm jo
- ((17 Sekunden ausgelassen; schwer verständlich; Parallelgespräche laufen))
- A: In der Hundezone räum's ich nicht weg
- I: Okay ja
- A: Nur wenn ihr irgendwo im Park was passiert dann wid's von mir wegg'ramt weil des is net in Ordnung okay .. i steig selber net gern eine
- B: Wobei's im Prinzip egal is weil wenn i de klan Kinder zu de Bam zuche stell
- A: Dann miasst's eigentlich wurscht sei
- E: Bitte i denk ma so oft was tust mit so an kleinen Kind kann ja plötzlich ((lachend))

- B: Jo oba de wickeln's seelenruhig aufm Bankel die G'schrappen haut die Windel neben den Mistkübel
- A: I hob ihr zuag'schaut de wickelt am Bankel neman Mistkübel des Kleinkind .. der kann gar net anders als in die Windel gacken .. na de is net in Mistkübel de hot nur hätt nur so machen brauchen weil die war genau daneben .. so hat sie's obe fallen lass'n
- B: Kannst da täglich beobachten
- A: Was was soll i mit denan reden .. na was oll i? i stell mi mit denan nimmer hi .. irgendwann amal bin i da einmal durch gangen am Nachmittag g'wöhn i ma ja eh scho ab hab i ma scho lang abg'wöhnt .. rennan's da drüben umanander so san sa sie gegenüber g'standen zwa so G'stermeln so zehn zwölf Jahr .. brüllen sich aber so dermaßen an dass i glaubt hab mir haut's es Trommelfell ausse sog i zu denen kennt's ihr vielleicht a bissl normal reden i man der steht jo net
- E: Na de kennan net
- A: Wollen's jetzt wirklich wissen was er mir g'sagt hat, .. i sog ihnen's lieber net i man i sog ihnen ah net wos i eam g'sagt hab weil i war mit eam dann glei vorn g'wesen aber nur i muass mi dann von am Zwölfjährigen auf's unfletigste beschimpfen lassen,
- E: Zu meiner Freundin hat er g'sagt halt die Gosch'n du bist Untermieter hat er ihr zur Antwort geben ((lachend))
- B: Naja
- A: Des is aber no harmlos
- B: Des herst aber eh in fünf Jahren gehört alles uns .. des herst bahort? .. also es wird auf alle Fälle bis jetzt war i ka Rassist aber wenn's so weiter geht züchten's mi .. muass i ganz ehrlich sog'n .. weu i moch des sicher net mit die kenan eana Mentalität daham ausleben .. oba sicher net in Österreich de hoben sie an Regeln zum hoitn de Exekutive hot de Regeln zum durchsetzn .. ob's woin oda net ob's bereit san oda net .. dann wird's andere Wege gebn .. i brauch net bei der Lichtentalergassn auruafr
- E: Ja dann haßt's ihr seid's ausländerfeindlich
- A: Na aber Frau Grasl es geht net darum dass is ja wurscht wer da drausst an Wirbel macht es ist mir egal .. um zehne hat a Ruah zum sein ob des unsere san .. Indianer Chinesen is ma völlig egal a Ruah
- E: Na unsere Kinder waren ja nie so lang draußen
- A: Eh net des is jo des Problem
- E: des hat's ja net geben .. genauso mir haben (....)
- B: Na des hat sicher mit der Mentalität weil es war kan von uns eing'fallen weder dir no sunst irgendwem mit die Kinder um hoiba elfe do vorn umananda zum sitzen
- C: Aber wo denn geh
- D: De schlofen jo den ganzen Vormittag dann
- F: Jo do san's, .. und auf'd Nacht kommen's auße wie die Ratzen
- A: Wobei nach wie vor der Vorschlag der beste is und i man wann's ihnen die Mühe einmal machen fahren's in siebzehnten Bezirk am Loranx Beier Platz is zwischen Rosensteingassn und Teichgassn also dort wo der Vierundvierziger und der Neiner fohrt Rosensteingassn
- I: Ja weiß schon

- A: Da haben´s knapp hinter der Ottakringerstraßn haben´s einen wunderschönen Park .. ah mit Kinderspielplatz sicher a drei Meter hoher so a schmiedeeiserner Zaun .. grün dahinter san Hecken
- B: Wobei ma dazua sagen muass .. Türkenschanzpark macht zum Beispiel a privater Wachdienst
- A: Ja
- B: ... und da tät mi scho gern interessieren was die für Vandalismusschäden haben im Vergleich zu dem
- I: Mhm
- B: Weil des kann i ma net vorstellen dass dort wos gibt
- E: Naja der Liechtensteinpark is a zug´sperrt
- A: Ja und da denk i ma wenn man den Park so gestaltet dass ma den ganz einfach bei Einbruch der Dunkelheit sperrt .. dann haben die Kinder den ganzen Tag die Möglichkeit dass sie da draußen spielen und wir haben unser Ruah da am Abend .. untertags sagt eh kana wos
- E: Bis um zehne wenn´s da bumpert da in dem Käfig i man net, da san jo nur große des san ja keine kleinen
- A: Der Basketball is ja schwer des is jo klor
- B: Frau O. des is jo net wohr de kreun mit zwölf Jahr da herum mitten in der Nacht

ANHANG 6: AUFLISTUNG DER KODIERTEN INTERVIEWAUSSAGEN

► ► ► OFFENE FRAGE

KODES	PARK IST SCHÖN	PARK IST SCHEIßE	IM GROSSEN UND GANZEN IST ES RECHT RUHIG
AUSSAGEN aus den Interviews	➤ Park ist super ➤ Park ist schön ➤ Von meiner Beobachtung her glaub ich, dass es positiv ist ➤ Man hat keinen Wald und keine riesen Wiesen oder so, aber für dort, wo es ist, find ich es optimal ➤ Könnte es mir nicht besser vorstellen ➤ Ja es ist super ➤ Ich find's sehr positiv ➤ Es ist sehr schön ➤ Uns gefällt es gut ➤ Ich hab das Gefühl, dass es dort wirklich super gelöst ist ➤ Am Anfang hab ich mir gedacht, es ist alles voller Zäune, dann hab ich mir das angeschaut und hab mir gedacht, ja aber irgendwie ist es trotzdem so besser ➤ Also ich find das ist wirklich gut gelöst, ich wüsst absolut nichts, was da besser zu machen wäre ➤ Ich find, da ist das Optimale rausgeholt ➤ Für das, was der Ort bietet, ist es genial gelöst ➤ Alles ist besser als vorher ➤ Sonst funktioniert es gut im Park ➤ Gegen früher ist es viel besser, früher war überhaupt nichts da ➤ Ich find, dass er jetzt wirklich ein total ansprechender Ort ist, das war's vorher überhaupt nicht ➤ Ich hab das Gefühl, dass das wirklich sich hundert Prozent verbessert hat, wie's dort jetzt ist ➤ Die, die ich gefragt hab, waren alle sehr positiv oder zum Teil wirklich begeistert, wie das verändert worden ist ➤ Also ich hab jetzt das Gefühl, okay, so ist er jetzt, so ist er fertig und so ist er okay	➤ Ist jetzt scheiße ➤ De de wos si do drausd in dem Saustall sog i jetzt wohl fühlen für de is a Paradies .. olle aundern san g'stroft ➤ Also es hat sich in keiner Weise gebessert, im Gegenteil, es hat sich verschlechtert ➤ Eigentlich nur a Verschlechterung ➤ Nur zum Negativen ➤ Des große Problem für uns is erstens einmal der Park .. dann kommt glei hinten nach der Billa weil das ist ja es nächste .. und der MacDonald's	➤ Im großen und ganzen ist es recht ruhig ➤ Es gibt nur die normalen G'schichten im Park ➤ Es gibt immer wieder Gerüchte über Vorkommnisse, die sich aber nicht bestätigen lassen ➤ Ich glaube, dass es sich in der Zwischenzeit beruhigt hat, das ist mein Eindruck

	➤ Alles okay ➤ Ist besser als vorher, auf jeden Fall ➤ Also vor dem Umbau hat's ja furchtbar ausgeschaut, nach dem Umbau schaut's viel besser aus, das ist auf jeden Fall so ➤ I glaub des is, also es is gelungen ➤ I man es is so schön in der Früh, wenn's raus schauen, do ist der Park, i denk mir mein Gott, ist das schön ➤ .. die ist hüftoperiert und kommt und geht halt da spazieren amal und sagt „mein Gott der Park ist jetzt schön“ so so mittags also net, .. „ma die haben den schön herg'richt“ net, ➤ Ja ja .. naja wie g'sagt i denk ma oft in der Früh is so schön und runter sch- i bin ja im dritten Stock und a des is so schön so ruhig wissen's ➤ Na es is wirklich wenn's um fünfe in der Fruah aufstengan is es herrlich ➤ In der Früh weil i bin zeitig auf und schau oft runter weil's so schön is ➤ Park ist was Positives ➤ Ich hab das von mehreren also von Kids, von Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen gehört, dass es ihnen gut gefällt, so wie das jetzt ausschaut ➤ Also was die Gestaltung des Parks anbelangt, das war sehr positiv, also die Gestlatung hat vielen sehr gut gefallen ➤ Die Gestaltung war sehr geglückt, also gefällt den Leuten sehr ➤ Der Park war sehr attraktiv nach der Gestaltung ➤ Es ist ein bissl Wiese und es ist schattig, ich find's gut ➤ Es ist super ➤ Es st sehr schön		
--	---	--	--

PARK IST EIN WICHTIGER TREFFPUNKT	PARK IST ZU KLEIN	FÜR ALLE GRUPPEN IST WAS DA	FÜR KINDER IST ES SCHÖN
➤ Er ist ein ganz ein wichtiger Treffpunkt ➤ Park ist Treffpunkt für Familien ➤ Es sind sehr viele Cliques und so Jugendgruppen sind auch ausgewandert in diesen Park, also sie haben sich hier getroffen und so, das war auch Treffpunkt für viele	➤ Der ist sehr klein, da ist nicht genug Platz ➤ Wenn das größer wäre und das ist das Handicap von diesem Park ➤ Das ist für mich der einzige Vermuthstropfen, dass er zu klein ist, und die Straßen rundherum, die braucht keiner ➤ Es ist nur ein bisschen klein	➤ Für alle Gruppen ist was da ➤ Ich hab das Gefühl, dass echt so für alle möglichen Altersgruppen irgendwie was Ansprechendes dort zu tun gibt also von Kleinkind bis Jugendlicher und das auf so einem Raum, das find ich eh schon genial, ich mein was will man mehr ➤ Es ist gut, dass Jugendliche einen eigenen Bereich haben; dort stören Jugendliche die Kinder nicht. Irgendwo müssen die Jugendlichen hin ➤ Für jede Altersstufe ist was da ➤ Ich hab das von mehreren also von Kids, von Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen gehört, dass es ihnen gut gefällt, so wie das jetzt aussieht ➤ Das Angebot ist jetzt breiter, also für Kinder, die vorher irgendwie wenig Möglichkeit hatten oder Jugendliche, oder Mädchen vor allem, haben jetzt sozusagen die Möglichkeit, nicht nur in den Ballspielkäfig, sondern eben auch daneben dort einen zusätzlichen Raum zu haben ➤ Irgendwie haben sich so die einzelnen Gruppen so hab ich den Eindruck ihre Plätze im Park, oder ihr Revier ➤ Ich hab den Eindruck, dass wirklich da jetzt für alle möglichen Gruppen es Orte gibt, wo sie sich aufhalten können im Park	➤ Der Park ist kindgerecht ➤ Für Kinder ist es schön im Park ➤ Für Kinder ist der Park gut ➤ Für Kinder ist der Park gut ➤ Das Angebot ist jetzt breiter, also für Kinder, die vorher irgendwie wenig Möglichkeit hatten oder Jugendliche, oder Mädchen vor allem, haben jetzt sozusagen die Möglichkeit, nicht nur in den Ballspielkäfig, sondern eben auch daneben dort einen zusätzlichen Raum zu haben ➤ Meine Kinder gehen immer in den Park und spielen, das ist gut ➤ Jo i man für die Kinder sicher, sie haben do draußen wahrscheinlich a Paradies sog i jetzt amoi ➤ Es zieht auch umliegende Kindergruppen an

ES IST SCHWIERIG MIT KINDERN	DAS ANGEBOT WIRD GUT GENUTZT	PARK ENTSPRICHT EINER INNENHOFSITUATION	DER PARK HAT SICH VERÄNDERT
➤ Es ist schwierig mit den Kindern den Überblick zu behalten ➤ WC fehlt, Kinder müssen ins Gebüsch gehen oder man muss mit Kindern in den Kindergarten zurück gehen, finde ich nicht in Ordnung ➤ Man darf ja a net vergessn, dass des für die Kinder net ungefährlich is [bezieht sich auf weggeworfene Bierdosen etc.] ➤ Na die Kindergarten, na im Prinzip is a ka Paradies weu i aufpassen muass bei jedem Schritt ob i net in an Scherben steig	➤ Die Geräte am Spielplatz werden gut genutzt ➤ Die Kinder spielen Fußball ➤ Park wird gut genutzt ➤ Seit der Umgestaltung ist der Park für Jugendliche attraktiver geworden, das war früher nicht so ➤ Angebote (Volleyball, Basketball) werden von Jugendlichen gut angenommen ➤ ... und dann auch diese Sitzbänke unter dieser Pergola, also jedes Mal, wenn ich dort vorbei geh, sitzen dort Leute, auch noch am Abend ➤ Mir kommt vor, dass es irgendwie noch belebter ist, also der Park wird ja doch irgendwie sehr, sehr stark frequentiert und sehr stark genutzt, aber mir kommt vor, das sich das jetzt noch ein bisschen mehr verteilt auf die neu zugewonnenen Flächen ➤ Wobei sich jetzt für mich irgendwie deutlich zeigt, dass der Park so gut genutzt wird, dass dort zu allen möglichen Zeiten eigentlich schon zu wenig Platz ist	➤ Lage des Parks ist ungünstig, Anrainer hören viel, das führt zu Konfliktsituationen ➤ ... es ist in Wirklichkeit keine Parksituation, sondern schon fast eine Innenhofsituation	➤ Hat sich komplett verändert ➤ Allein vom Vorbeigehen sieht man's ja schon hat sich sehr viel verändert ➤ Zum Positiven sicher net ➤ Also es hot si nur zum Negativen gewendet mit aner Ausnahme dass des Türl jetzt g'richt hab'n vor aner Woch'n ➤ Zum Schlechten mit'n Lärm muss ich sag'n, weil sonst hab ma's ruhiger g'hobt ➤ Zum Guten hat sich nix verändert ➤ Es hat sich viel geändert ➤ Jetzt ist es besser im Park, vorher hat es die Schaukel usw. nicht gegeben ➤ Jetzt gibt es viel mehr Möglichkeiten ➤ Jetzt gibt es mehr Geräte ➤ Alles ist besser als vorher

MAN IST FROH, DASS MAN WAS HAT	GESTALTUNG DES PARKS	UND DES GANZE G'HÖRT WIEDER WEG	DEN PARK KANN MA SCHO LASSEN	BEIM TAG SEH ICH'S EIN
➤ Man ist froh, dass man was hat ➤ Ich mein, es ist nach wie vor einfach mitten in der Stadt und zwischen den Häusern, aber das ist der Ort ➤ Also das ist okay für die Größe ➤ Die Leute lassen Dampf ab bei uns, aber wir weisen dann immer darauf hin, der Park ist das einzige, wo man in der Umgebung hingehen kann und das funktioniert meistens gut	➤ Dass Wasser da ist, ist gut ➤ Es ist ein bissl Wiese und es ist schattig, ich find's gut ➤ Die vielen Käfige stören ➤ Die Bankerllösung ist nicht ideal, Tische und Bänke sind an sich gut, aber das ist ein staubiger Platz, hätte man anders machen können ➤ Käfig ist hässlich und nach Schema F gemacht ➤ Der Käfig wurde nicht geändert (negativ) ➤ Was noch nicht so gut funktioniert ist das mit dem Schach, weil da die Figuren erst jetzt verfügbar waren und dann noch nicht hin und her getragen werden konnten ➤ Mich stören nach wie vor diese vielen Zäune, das mit Hecken zu verwachsen oder so, das ist halt noch nicht so wirklich, wie ich's mir vorstelle ➤ Jetzt haben sie auch neue Sitzgelgelegenheiten, kann man sich so in Gruppen also hinsetzen ➤ ... und jetzt hab ma seit gestern bzw. seit heute wieder fünf Bankeln dazua, damit sie's no g'miatlicher hab'n ➤ Sonnenschutz ist okay ➤ Man könnte aus dem Spielplatz noch mehr machen, könnte kommunikativer sein ➤ Größere Grünflächen fehlen, zum Laufen oder Picknick machen ➤ Karussell aus Seilen --> Seile fehlen noch	➤ ... und des ganze g'hört wieder weg, der Spielplatz mit die Hutsch'n	➤ Na des kann ma scho lass'n ➤ Na des kann ma scho lass'n nur es g'hört rundumadum a Zaun und der g'hört bei Einbruch der Dunkelheit zug'sperrt	➤ Naja beim Tag i seh's ein, weil die Kindergärten hab'n ja sonst dann nix ➤ Beim Tag ja ➤ Ja und da denk i ma, wenn man den Park so gestaltet, dass ma den ganz einfach bei Einbruch der Dunkelheit sperrt .. dann haben die Kinder den ganzen Tag die Möglichkeit, dass sie da draußen spielen und wir haben unser Ruah da am Abend .. untertags sagt eh kana wos ➤ i man, wenn Kinder des beim Tag machen, sog i ja nix, des is eh logisch, aber i stell ma vor zumindestens um Neune oder was müssat a Ruah sei ➤ Ich mein nix gegen Kinder, Kindergarten okay, a Kind mocht an Lärm, des is logisch, i mein des würd mi a net aufreg'n, aber wann die bis zehne am Abend

	➤ Käfige sollte man bewachen lassen ➤ Das Schach wird ja eh dann eher so ein Angebot an eine ganz spezifische Gruppe der Parknützer sein und die werden das dann sicherlich nützen ➤ Der Volleyballplatz und der Tischtennistisch sind relativ selten benutzt ➤ Beim Volleyballplatz könnte man überlegen, ob's nicht sinnvoll wäre irgendeine Art von Netz dauerhaft hinzugeben ➤ WC fehlt, Kinder müssen ins Gebüsch gehen oder man muss mit Kindern in den Kindergarten zurück gehen, finde ich nicht in Ordnung ➤ Und a bissl was hama verbessert, da hat sich der Kindergarten Bankerl gewünscht auch Richtung Spielkäfig hinauf, das hama aufstellen lassen ➤ Und es is ja auch noch des Platzerl vor der Schubertkirche dazu kommen, des hob i a no a bissl verschönern lassen und des hot glaub i den Leuten guat g'fallen ➤ Es is ja so dass aus Kunststoff haben's ein Schachbrett gemacht weil es hat ja g'heißn es kommt so ein Schachbrett hin .. jo de Figuren san no ollerweil net do i man waunn's do warn waren's scho laung weg ➤ Do schau ausse do hoben's uns heite sechs Bankeln dazua g'mocht .. wir hoben jo bald mehr Bankeln da drauss'n wie ... ➤ Na es is mir oba wiaklich liaba, weil des is nämlich es nächste, dass uns daunn a paar Klo vor die Nasn setzn, daunn haben's a Geruchsbelästigung dazua net,			
--	---	--	--	--

	➤ Einige hätten gern ein Klo ➤ Ich habe eine Skizze gezeichnet, auch für Toiletten; für Damen, Herren und einen Wickelraum ➤ Brauchen Toiletten im Park, es gehen auch Erwachsene auf die große oder kleine Seite am helllichten Tag im Park ➤ Gefahr von Kriminellen bei Toiletten seh ich nicht, die hat man überall, das ist kein Grund; man kann die Toiletten ja desinfizieren			
--	--	--	--	--

DER PARK G'HÖRT JA FÜR DIE KINDER	PLATZ FÜR JUGENDLICHE	PFLEGE UND WARTUNG DES PARKS	ICH HAB NICHT DAS GEFÜHL, DASS WAS BEDROHLICHES SEIN KÖNNTE
➤ Naja wie g'sagt i sag ja, solange der Kindergarten und alle, ja warum nicht ➤ Des g'hört ja für die Kinder, sagt ja kaner was ➤ ... ja wenn einmal a waß i a Vater oder a Mutter mit an Kind herkommt an klanen a bissl Hutschen, weil der des net allein, sich i ois ein ➤ Kindergarten, dass her geht okay ➤ i man, wenn Kinder des beim Tag machen, sog i ja nix, des is eh logisch, aber i stell ma vor zumindestens um Neune oder was müssat a Ruah sei ➤ Ich mein nix gegen Kinder, Kindergarten okay, a Kind mocht an Lärm, des is logisch, i mein des würd mi a net aufreg'n, aber wann die bis zehne am Abend	➤ Käfig ist Ausdruck, wie viel Raum Kinder und Jugendlichen beigemessen wird ➤ Es müsste auch was für die Altersgruppe der ca. 20jährigen geben ➤ Seit der Umgestaltung ist der Park für Jugendliche attraktiver geworden, das war früher nicht so ➤ Trendsportarten wie Volleyball und Basketball sind für Jugendliche attraktiv ➤ Vorher war's für Jugendliche eher öde, heute geht es in eine trendige Richtung ➤ Angebote (Volleyball, Basketball) werden von Jugendlichen gut angenommen ➤ Es ist gut, dass Jugendliche einen eigenen Bereich haben; dort stören Jugendliche die Kinder nicht. Irgendwo müssen die Jugendlichen hin ➤ Es sind sehr viele Cliques und so Jugendgruppen sind auch ausgewandert in diesen Park, also sie haben sich hier getroffen und so, das war auch Treffpunkt für viele ➤ Sehr viele jugendliche Kids, also ich find das sehr positiv	➤ Gärtner pflegen gut den Park ➤ Geräte werden regelmäßig überprüft ➤ Spielplatz im Park ist ein Gebrauchsspielplatz, hat schnell Verschleisserscheinungen und muss schnell repariert werden ➤ Gras muss gemäht werden ➤ Am Spielplatz wäre Rinde nötig ➤ Hängebüsche liegen im Gatsch ➤ Sorge, wenn Lichtentalerpark fertig ist, dass er aus dieser Umsorgung raus fällt und vergammelt ➤ Wir haben zum Beispiel die Probleme g'habt da mit dem Tor im Durchgang vis a vis von der Hundezone, des schlogt sei sicher April, do hob i des mehrere Male mit'n Stadtgartenamt mit'n Herrn W. telefoniert, den ich gebeten habe, dass ma bei dem Tor irgendwas mach'n muass, des hob'n daunn die Herrschaften, do hob i's amoi drauß'n g'sehn, hobn's im Garten arbeiten im Park, der hot ma des glei g'schmiert, oiso somit wor die Quietscherei weg, diese Schlogerei von Eisen auf Eisen ➤ Na bitte die gengan jeden Tag und räuman z'sam ➤ Des wird olles wieder g'richt haben's mir g'sagt	➤ Aber da ich dort auch einen absolut sicheren Eindruck hab, hab ich das Gefühl die Kinder können sich also was den Park betrifft, also innerhalb des Parks und dieses Ecks völlig frei bewegen ➤ Es gibt eigentlich keine Orte, wo ich das Gefühl hab, es können weiß Gott welche Unfälle passieren. ➤ Ich hab nicht das Gefühl, dass irgendwas Bedrohliches sein könnte

HUNDEZONE IST GUT	HUNDEZONE IST NICHT GUT	HUNDEZONE IST GROß	HUNDEZONE STINKT
➤ Hundezone ist gut ➤ Hundezone jetzt ist gut ➤ Ich hab den Volksanwalt am Knack g'habt, aber der sieht auch, dass sich die Hundezone zum Positiven entwickelt ➤ Es ist gut, dass die Hundezone abgeschirmt ist	➤ Hundezone ist nicht gut ➤ Also richtig zum Auslaufen kann man ja dort nicht, das ist ja kein Auslaufplatz, das ist ja so klein, das ist halt ein Hundeklo, ein großes Hundeklo ➤ Wenn die Hundezone funktioniert wäre ich froh, aber nicht einmal das funktioniert ➤ Hundezone ist ein Problem	➤ Jetzt ist die Hundezone größer ➤ Für Hunde so großer Platz, kleiner wäre genug	➤ Hundezone stinkt ➤ Wenn es heiß ist, stinkt die Hundezone ➤ Wenn ich die Fenster aufmache stinkt es und ich kann nicht zusperren, wenn es heiß ist draußen ➤ Wenn's heiß ist, dann stinkt es, aber man kann halt nichts dagegen machen ➤ Einige AnrainerInnen haben sich sehr darüber beschwert, weil es stinkt

HUNDEZONE IST LAUT	HUNDEZONE IST KLEIN	WO GIBT MAN SONST A HUNDEZONE IN DER INNENSTADT HIN?	BENÜTZUNG DER HUNDEZONE
➤ In der Früh streiten die Hunde, ich mach Fenster auf und es kommt ganz laut von der Hundezone ➤ Weil's a Lärm is des Hundegebell, is immer wieder ein Beschwerdethema gewesen, weil's halt im Prinzip in der Gegend vor allem des nachts sehr, sehr ruhig ist und wenn Hunde miteinander kämpfen und lautstark bellen, dann ist das natürlich umso unangenehmer ➤ Ich habe eine Aktion gestartet mit der Gebietsbetreuung, da Anrainer die Hundezone weg haben wollten wegen dem Wirbel ➤ Manche Anrainer fühlen sich auf den Schlips getreten, wenn ein Hund bellt ➤ Hundegebell gibt Grund zu Ärgernis von Anrainern	➤ Die Hundezone ist klein mit 1000m² ➤ Also richtig zum Auslaufen kann man ja dort nicht, das ist ja kein Auslaufplatz, das ist ja so klein, das ist halt ein Hundeklo, ein großes Hundeklo ➤ Die frühere Hundezone war besser, als sie noch groß war	➤ Aber trotzdem bin ich der Meinung, dass dieser Park, diese Situation als Hundezone überhaupt nicht geeignet ist ➤ In Wirklichkeit hätte man sagen müssen, dort von der Wiesengasse geben wir die Hundezone weg und es kommt überhaupt nix mehr hin, weil es in Wirklichkeit keine Parksituation ist, sondern schon fast eine Innenhofsituation ➤ Die Frage ist nur, wo gibt ma sonst a Hundezone in der Innenstadt hin ➤ Ich hätte gemeint, dass es bei der Kirche, entlang der der Kirche noch am wenigsten stören würde ➤ Eine Verlegung der Hundezone hat wenig Sinn, weil die Hunde ja nicht weniger werden und der Dreck bleibt	➤ Hunde scheren unter dem Zaun ➤ Unsere Hunde sind nur in der Hundezone ➤ Man verbessert a Situation für die Hundebesitzer und gleichzeitig verlangen wir aber, dass eben dann im Park kein Hund is, dass das Hundeverbot dort beachtet wird, dass die Hundebesitzer die Hundescheisse wegräumen ➤ Wobei mi jo auf die Palme no zusätzlich bringt i man der Vorschlag is eh mittlerweile g'storben und i sog's a ehrlich i moch's net na, weil es kam ja damals der Vorschlag, dass die Hundebesitzer die .. eben in der Hundezone den Hundemist entsorgen sollen ➤ Des sich i auf alle Fälle net ein, weil in der Hundezone, wann sie's dort verliert, dann kann sie's auch verlieren .. i na dafir is do und dafir zohl i a Hundesteier, dann sollen sie's zweckgebunden verwenden, wann sie's woanders erledigt dann muss ich's wegräumen und das mach ich auch .. nur wann's ihnen den Saustall jeden Tag anschauen und für des habma Geld, dass ma des jeden Tag reinigen, werd i ganz sicher in der Hundezone den Dreck net wegraman ➤ Na seit de Sackeln weg san funktioniert's wieder guat ➤ I denk scho, dass einige gibt es gibt, a witziger Weise welche, die's in der

			Hundezone wegräumen, aber wenn da der Hund higackt des bleibt liegen ➤ In der Hundezone räum's ich nicht weg ➤ Nur wenn ihr irgendwo im Park was passiert, dann wid's von mir wegg'ramt, weil des is net in Ordnung okay .. i steig selber net gern eine ➤ Mit den Hundebesitzern ist es eine geteilte Geschichte: Manche räumen den Hundekot nicht weg. Ich versuche sie umzupolen, es gibt Gesetze, die eingehalten werden müssen, ich versuche da zu vermitteln. ➤ Es gibt eine Tafel, die darauf hinweist ➤ Das ist reine Erziehung (Nutzung der Hundezone)
--	--	--	--

GESTALTUNG DER HUNDEZONE	BETREUUNG DER HUNDEZONE	DAS THEMA, AUF DAS MAN IMMER WIEDER ANGESPROCHEN WIRD, IST DIE HUNDEZONE	ES GIBT SCHWARZE SCHAFE UNTER DEN HUNDEBESITZERN
➤ Es gibt ein Loch in der Hundezone ➤ Es gibt kein Wasser in der Hundezone, da die Tränke nicht funktioniert ➤ Kleine Hunde können neben den Türen der Hundezone durch ➤ X. hat schon das Loch und die nicht funktionierende Tränke gesehen und gesagt, das wird gemacht, aber bis jetzt ist nichts passiert ➤ Das Loch ist gefährlich ➤ Es ist gut, dass die Hundezone abgeschildert ist ➤ Es gibt sehr viele Verbesserungen für die Hundezone, also egal ob das Verbesserungen bei der Wasserschüssel, damit's halt sauberes Wasser gibt ➤ Auch die Beleuchtung ist verbessert worden, das wird mit einer Zeitschaltuhr kombiniert, damit also mit 22 Uhr dann das Licht in die Hundezone abgedreht wird ➤ ... und es ist aber durch an Scheinwerfer verbessertes Lichtverhältnis dort ➤ Rindenmulch hama aufschütten lassen, also alles das, was sich die Benutzer der Hundezone, also die Vertreter der Nutzer, sozusagen die Hundebesitzer hat ma g'fragt und nach deren Wünschen ist eigentlich jetzt die Hundezone verbessert	➤ Von der MA42 kommen sie zwei Mal in der Woche reinigen ➤ ... der ist jetzt auch bereit, die Hundezone zu sperren, aufzusperren und zuzusperren, was auch sehr angenehm ist, weil wir wissen, dass er verlässlich ist und er sorgt auch für einen Stellvertreter ➤ ... und da ist er sicher auch einer, der die Konsequenz hat auch mit den Leuten zu reden, find ich auch gut, indem er Tipps und Tricks sagen kann ➤ Im Moment wird das ganze Erdreich ausgetauscht, weil die Erde ziemlich kontaminiert ist von den Hundeexkrementen ➤ Es gibt einen ständigen Kontakt mit der MA42, die dafür zuständig ist ➤ Übrigens wird jetzt auch besser gesäubert ➤ Es wurden Kompromisse mit Anrainern getroffen, zum Beispiel, wird Samstag, Sonn- und Feiertag erst um 10 Uhr aufgesperrt ➤ Mit der MA42 ist vereinbart, dass alle zwei Jahre die Wiese in der Hundezone neu gemacht wird ➤ Die Hundezone verkommt sehr schnell immer wieder zu einer Fläche ohne Bewuchs	➤ Das Thema auf das ich immer wieder angesprochen wurde war die Hundezone im Lichtentalerpark ➤ Also eigentlich war das Hauptproblem im Lichtentalerpark in den letzten zwei Jahren, wie geht man mit der Hundezone um ➤ Na die Hund san a größers Thema wie die Ruhe auf jeden Fall	➤ ...wie undiszipliniert Hundebesitzer sind, die sich an Hunde nehmen und eigentlich ihn gar nicht erziehen können oder erziehen wollen ➤ Viele Hundebesitzer sind aggressiv, wenn man sie darauf hinweist (Hundekot wegzuräumen). ➤ Es gibt schwarze Schafe unter den Hundebesitzern, aber das ist die Minderheit

worden ➤ Es wird eine große Tafel geben, wo ersichtlich ist, an welche Spielregeln sich jeder halten soll ➤ ... also ich hab jetzt auch das Gitter begrünen lassen, weil's viel schöner ist, wenn man im Sommer aufs Grüne schaut und es haben viel Leut g'sagt, dass das viel schöner g'worden is ➤ Hundezone wurde erneuert: Licht, Erde, Sperrzeiten, eine „Benimm-Dich“-Tafel ➤ Ich versuche seit einem Jahr mit der MA42 einen geeigneten Aschenbecher für die Hundezone zu bekommen; 90% in der Hundezone sind Raucher ➤ Türe bei Hundezone geht zu langsam zu			
---	--	--	--

MANCHE RÄUMEN HUNDEKOT WEG	MANCHE RÄUMEN DIE HUNDSTRÜMMERL NICHT WEG	HUNDEKOT	ES SIND ZU VIELE HUNDE DA	HUNDE SIND INNERSTÄDTISCH ALLG. EIN PROBLEM
➤ Wir räumen den Hundekot selber weg ➤ Manche räumt das weg ➤ Manche machen es ➤ Es hat sich ein bisschen glaub ich ein bisschen mehr wegräumen glaub ich ➤ Teilweise wird die Hundescheisse weggeräumt ➤ Es gibt genauso einen Teil, seh ich immer wieder, die mit den Hunden gehen und ihr Sackerl haben und das aufklauben, das funktioniert also auch ➤ I denk scho, dass einige gibt, es gibt a witziger Weise, welche die's in der Hundezone wegräumen ➤ Nur wenn ihr irgendwo im Park was passiert, dann wid's von mir wegg'ramt, weil des is net in Ordnung okay .. i steig selber net gern eine	➤ Andere räumen die Hundstrümmerl nicht weg, vor allem nachts ➤ Manche räumen es nicht weg ➤ Nach dem Winter hat's furchtbar ausgeschaut, also der Park war nicht benützbar, weil er war lange nicht entsprechend gereinigt und wie der Schnee geschmolzen war da hat man gesehen ... diese Reste, das war furchtbar ➤ Manche machen es nicht ➤ Seitlich, wo die Bänke stehen, haben wir Flohmarkt gemacht und das war alles voll dahinter, voll mkt Hundescheiße, ich musste das vorher halt putzen, damit die Leute mit ihren Sachen kommen. Also wenn die Bank da steht und dahinter sind so Hundetrümmerln, das ist ja unappetitlich dann ➤ Ja, dort schau, dort Hundeplätze gibt es, aber zur Bank, warum machen sie dort Hundeplatz, wenn Bank hinten macht es ➤ Aber manche räumen es nicht weg ➤ Es is im ganzen Bezirk und es is in ganz Wien, aber also i bin's oft schon leid, i hab zwa Kinder und i bin es oft leid, wirklich dauernd Tempel zu hupfen am Gehsteig ➤ Es is schließlich auch eine hygienische Frage, also grad dort, wo auch Kinder daneben spielen und ma Kleinkinder hat, also es is nicht gerade wirklich g'schmackig	➤ Wobei's im Prinzip egal is [wenn Hunde in den Park machen] weil wenn i de klan Kinder zu de Bam zuche stell ➤ Ich habe selbst auch einen Hund und ich will auch nicht in Hundekot steigen und den ganzen den Geruch am Absatz haben ➤ Man verbessert a Situation für die Hundebesitzer und gleichzeitig verlangen wir aber, dass eben dann im Park kein Hund is, dass das Hundeverbot dort beachtet wird, dass die Hundebesitzer die Hundescheisse wegräumen ➤ Viele Hundebesitzer sind aggressiv, wenn man sie darauf hinweist (Hundekot wegräumen).	➤ Es sind halt viel zu viele Hunde glaub ich leben da jetzt, also es stört mich auch sehr ➤ Es gibt viele Hunde	➤ Die Schlussfolgerungen müssten viel weitreichender sein, man muass wirklich sich dann überlegen, welche Hunde soll man halten im innerstädtischen Gebiet, soll man überhaupt welche halten dürfen ➤ Also entweder leben wir so recht und schlecht mit Hunden und mit den Hundebesitzern, wie sa sie halt auch manches Mal aufführen, oder man muss dann wirklich sagen, hohe Geldstrafen, wenn jemand sich nicht an das Gemeinsame hält - is eine Variante - oder a generelles Hundeverbot ... das Rezept weiß ich auch nicht ➤ ... aber ma muass des schau, dass zumindest auf'm öffentlichen Gut halt straft und Geldstrafen einkasiert, ich glaub anders, werden's die Leut nicht verstehen ➤ Hunde sind innerstädtisch allgemein ein Problem

	➤ Und die hat meiner Freundin g'sagt, was soll ich ihnen sagen .. sie hat den Polizisten g'sagt schau'n's da kommt immer einer mit so an drum Schäfer und lasst do am Trottoir her machen vor der Polizei, die hat dann ihr erzählt „ich hab Zeugen“ sagt's, der Polizist hat g'sagt, wissen's was nehman's so an Haufen und schmieren's eam as ins G'sicht ➤ In der Hundezone räum's ich nicht weg ➤ Aber wenn da der Hund hingackt, des bleibt liegen ➤ Des sich i auf alle Fälle net ein, weil in der Hundezone, wann sie's dort verliert, dann kann sie's auch verlieren .. i na dafir is do und dafir zohl i a Hundesteier, dann sollen sie's zweckgebunden verwenden, wann sie's woanders erledigt dann muss ich's wegräumen und das mach ich auch .. nur wann's ihnen den Saustall jeden Tag anschauen und für des habma Geld, dass ma des jeden Tag reinigen, werd i ganz sicher in der Hundezone den Dreck net wegraman ➤ Mit den Hundebesitzern ist es eine geteilte Geschichte: Manche räumen Hundekot nicht weg. Ich versuche sie umzupolen, es gibt Gesetze, die eingehalten werden müssen, ich versuche da zu vermitteln. Es gibt eine Tafel, die darauf hinweist.			
--	--	--	--	--

DAS MUSS STÄRKER BESTRAFT WERDEN ...	HUNDEVERBOT IM PARK	HUNDEMEDIATION	KOMMUNIKATION IM PARK	EIGENTLICH GIBT ES JETZT KEINE KONFLIKTE MEHR
➤ Also das muss stärker bestraft werden ➤ Aber ma muass des schau, dass zumindest auf'm öffentlichen Gut halt straft und Geldstrafen einkasiert, ich glaub anders, werden's die Leut nicht verstehen ➤ Also entweder leben wir so recht und schlecht mit Hunden und mit den Hundebesitzern, wie sa sie halt auch manches Mal aufführen, oder man muss dann wirklich sagen, hohe Geldstrafen, wenn jemand sich nicht an das Gemeinsame hält - is eine Variante - oder a generelles Hundeverbot ... das Rezept weiß ich auch nicht	➤ Von der Polizei wird nicht gestraft, sondern nur hingewiesen, dass Hunde nicht im Park sein dürfen ➤ Hundeverbotzone ist Landesgesetz ➤ Trotz neuer Hundezone sind manchmal Hunde im Park ➤ Man verbessert a Situation für die Hundebesitzer und gleichzeitig verlangen wir aber, dass eben dann im Park kein Hund is, dass das Hundeverbot dort beachtet wird, dass die Hundebesitzer die Hundescheisse wegräumen	➤ Also mit den Hunden ist es ein Problem, es war auch eine Mediationsgruppe hat sich gebildet und sie haben auch Mediation bekommen mit den Hundebesitzern und Nichthundebesitzern (...) Vereinbarungen getroffen, aber ich kenn die nicht ➤ Nach den Wünschen der Bürgerinnen und Bürger ist dort vereinbart worden, dass die Hundezone nicht mehr rund um die Uhr offen haben soll, sondern in der Nacht zugesperrt wird ➤ Das hat zum Teil zu einer Verbesserung im Gefühl der Anrainerinnen und Anrainer geführt ➤ Wobei ich sagen muss, dass einige Anrainer mit der Lösung noch immer nicht zufrieden waren, die haben aber als Hauptziel die Schließung dieser Hundezone im Auge, also die wollen die Hundezone überhaupt nicht und dazu fordern sie immer wieder lautstark auf ➤ Es war dann auch durch die Sperre in der Nacht für diese paar Leute noch immer keine Verbesserung - klarer Weise, wenn das Ziel ein anderes ist. ➤ Worauf ich dann gesagt hab, also allein geht es nicht, da braucht man professionelle Hilfe dazu und gemeinsam mit der Gebietsbetreuung sind wir überein gekommen, dass wir	➤ Früher wurde das als Anpöbelung empfunden, wenn ich den Leuten was sage ➤ Anrainer bauen auch langsam Kommunikation auf, müssen nicht runter schreien, sondern können auch runter gehen und reden ➤ Man kann auch runter gehen und sagen „hallo“ ➤ Ich komme aus Niederösterreich, hier hat mir die Kommunikation gefehlt, das ist am Land anders ➤ Ich kriege 40 – 70 Anrufe täglich ➤ Ich sammle die Anliegen und geh dann zur Polizei oder zur MA42 ➤ ... und da is er sicher auch einer, der die Konsequenz hat auch mit den Leuten zu reden, find ich auch gut, indem er Tipps und Tricks sagen kann ➤ Schade, dass türkische Frauen nur auf gewissen Bankerln sitzen; es gibt keine Kommunikation, das ist nicht gelungen. Türkische	➤ Dass ich das Gefühl hab, es gibt irgendwie Konflikte oder so, das hab ich jetzt nicht mehr und davor hab ich das schon gehabt ➤ Die Hundezone und die Kinder, die sind jetzt irgendwie so durch diesen Weg voneinander getrennt, da gibt's jetzt auch nicht mehr so direkte Berührungspunkte ➤ Eigentlich hab ich jetzt das Gefühl, dass weniger Konflikte sind ➤ Eigentlich gibt es jetzt keine Konflikte mehr ➤ Wahrscheinlich gibt's schon noch hie und da, aber dann sind das irgendwelche Banalitäten, aber so im großen und ganzen hab ich das Gefühl, dass das jetzt sehr gut läuft ➤ Also ich meine es sind viele Leute, es sind alte, es sind junge, es sind Kids und natürlich dadurch ist das Konfliktpotenzial mal vorhanden, weil's halt so viele unterschiedliche Nutzer da sind, aber ich find's trotzdem gut

		ein Pilotprojekt machen mit einer Mediation in der Hundezone. ➤ In diesem Prozess, der nahezu jetzt ein Jahr gedauert hat, hat sich ein Anrainer zur Verfügung gestellt, der dort als Sprecher der Lichtentalerauftritt gegenüber der Polizei ➤ ... was sehr wichtig ist, um auch Hilfe oder Unterstützung von der Polizei zu bekommen, die müssen nicht mehr jedem Anruf nachgehen, sondern jeder weiß, man ruft den Herrn X an ➤ ... und dann nimmt er Kontakt mit den Behörden mit der Gebietsbetreuung mit mir und der Polizei auf, das ist also wie ein Sprechersystem und funktioniert ➤ ...er federt auch viel ab, das muss man dazu sagen, also Dinge, die sonst bei uns oder wo auch immer landen würden, bei der Polizei, landen jetzt einmal bei ihm und er filtert das ➤ Hoch lebe die Ehrenamtlichkeit, ich finde das toll, dass in einem so kleinräumigen Bereich sich das ergeben hat, wie g'sagt, das hängt an den einzelnen Personen ➤ Man verbessert a Situation für die Hundebesitzer und gleichzeitig verlangen wir aber dass eben dann im Park kein Hund ist, dass das Hundeverbot dort beachtet wird, dass die Hundebesitzer die Hundescheisse wegräumen ➤ Im innerstädtischen Bereich und grad zwischen Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer geht's nur mit	Frauen sind zwar auch am Spielplatz, sitzen aber wo anders. Haben anderes Spielplatzverhalten. Schade, dass keine Kommunikation gibt, ist wie eine Glaswand!	➤ Direkt die Stimmung mit den Konflikten untereinander kann ich relativ wenig dazu sagen, weiß eigentlich nicht, ob sie sich verbessert hat, aber ich nehm schon an
--	--	--	---	---

		einem Miteinander, indem man sich achtet und respektiert ➤ ... Und wenn das Problem is, dass eben einige noch immer damit unzufrieden sein weden, nämlich die, die die Hundezone gänzlich weg haben wollen, da kann man dann weiter nichts machen ➤ Man muss leider sagen, es wird Leute geben, die noch immer unzufrieden sind, aber das is eben so ➤ Aktion gestartet mit Gebietsbetreuung, da Anrainer die Hundezone weg haben wollten wegen dem Wirbel ➤ Die Mediation wurde beendet im November ➤ Es wurden Kompromisse mit Anrainern getroffen, zum Beispiel, wird Samstag, Sonn- und Feiertag erst um 10 Uhr aufgesperrt. ➤ Ich organisiere einen Stammtisch für Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer, da kommen auch Politiker ➤ Es gibt eine Arbeitsgruppe zum Thema Hunde		
--	--	---	--	--

ES GEHT NUR MIT EINEM MITEINANDER	ES WIRD IMMER WIEDER KONFLIKTE GEBEN	ES IST MEHR LOS IM PARK	NEUE GRUPPEN WERDEN ANGEZOGEN
➤ Im innerstädtischen Bereich und grad zwischen Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer geht's nur mit einem Miteinander, indem man sich achtet und respektiert ➤ Ich tu oft Streit schlichten im Park ➤ Ich habe immer versucht zu schlichten ➤ Der Kindergarten ist am Vormittag da, die mischen nicht-österreichische Kindern mit österreichischen, das find ich total toll ➤ Ich organisiere einen Stammtisch für Hundebesitzer und Nicht-Hundebesitzer, da kommen auch Politiker ➤ Alle sollten den Park nutzen können ➤ Es gibt immer wieder Leute, die sagen, die Jugos oder die Türken belagern den Park – wir sagen dann immer das ist euer Park und der gehört uns allen und das ist eine Möglichkeit, sich kennen zu lernen	➤ Die Leute schimpfen manchmal; jetzt mehr als früher ➤ Leute, die etwas stört sind oft Kinderhasser oder alte Leute ➤ Da waren immer wieder Konflikte (in der Mädchenzone, da die Spielgeräte attraktiv waren) ➤ Es war großer Andrang (in der Mädchenzone) und das hat natürlich zu Konflikten geführt und so ➤ Die, die halt die Geräte (in der Mädchenzone) benutzt haben, die wollten nicht mehr weg und die anderen haben sie weg verdrängt ➤ Unter den Kindern und den Jugendlichen halt waren so Platzkämpfe sozusagen, ein bisschen territoriale Platzansprüche oder halt, ja wer ist halt stärker und wer setzt sich durch und so, da hab ich was mitbekommen, dass es ein bisschen konfliktreich war ➤ Es wird immer wieder Konflikte geben, also das soll man auch nicht jetzt so übertreiben ➤ (Konflikte) haben auch irgendwie einen gewissen, natürlich sollt's nicht zu viel werden ➤ Es gibt viele Raufereien ➤ Die sind so 26 bis 30 Jahre alt und raufen immer im Park. Die hauen Kinder, die kleinen Kinder laufen davon vor ihnen. Wir haben keine Angst vor ihnen, uns tun sie nichts. Die kommen um 6 Uhr am Abend und	➤ Viele kleine Kinder sind jetzt da, viel mehr als vorher ➤ Ich mein es sind jetzt mehr Leute dort, hab ich den Eindruck, weil's einfach netter und schöner ist ➤ Kann mir vorstellen, dass es für Anrainer spürbar ist, da jetzt mehr los ist im Park ➤ Es waren viele Leute, es war halt viel los da ➤ Es war einfach zu viel, es war ein bissi für den kleinen Park waren die Besucherinnen ein bisschen zu viel ➤ Es gab auch Beschwerden dann anschließend (weil mehr los war) ➤ Sehr viele jugendliche Kids, also ich find das sehr positiv ➤ Der Park ist bei weitem besser besucht ➤ Fast schon zu viel besucht ➤ Mehr junge Frauen mit Kindern sind jetzt im Park ➤ Es gibt Tage, wo viel los ist ➤ Es ist viel los ➤ Besucher haben sich verdreifacht ➤ Mir kommt vor, dass es irgendwie noch belebter ist, also der Park wird ja doch irgendwie sehr, sehr stark frequentiert und sehr stark genutzt, aber mir kommt vor, dass sich das jetzt noch ein bisschen mehr verteilt auf die neu zugewonnenen Flächen ➤ Wobei sich jetzt für mich irgendwie deutlich zeigt, dass der Park so gut genutzt wird, dass dort zu allen	➤ Der Park war ein Anziehungspunkt für viele dann nach der Gestaltung ➤ Das war ein Anziehungspunkt für den ganzen Bezirk ➤ So weit ich mitbekommen hab, waren auch sehr viele Besucherinnen vom Arne Carlson-park also von oben sind jetzt auch da, also zieht auch neue Gruppen an ➤ Sind auch neue Benutzerinnen dadurch angesprochen worden ➤ Es sind sehr viele Cliques und so Jugendgruppen sind auch ausgewandert in diesen Park, also sie haben sich hier getroffen und so, das war auch Treffpunkt für viele ➤ Ich seh sehr viele von unseren Besucherinnen, aber es sind auch andere da ➤ Das ist auch so, dass die Kindergartengruppen, die eine vom WUK, die immer in Carlsonpark geht, jetzt zumindest ein Mal in der Woche auch in den Lichtentalerpark geht ➤ Es zieht auch umliegende Kindergruppen an ➤ Das Publikum im Park hat sich geändert, hat sich gebessert

	manchmal in der Früh und kiffen sich ein ➤ Die anderen Kinder stoßen und streiten, vor allem die großen Buben ➤ Tierfreunde sind gegen Tierhasser ➤ Es gibt Konflikte zwischen alteingesessenen und neu zugezogenen Österreichern ➤ Es gibt unterschiedliche Art der Nutzung des Parks; bei den zugezogenen Österreichern wird sich lauter unterhalten und Schmähen geführt das ergibt ein Konfliktpotenzial ➤ Hauptsächlich gibt es Konflikte zwischen Hundebesitzern und Nicht-Hundebesitzern	möglichen Zeiten eigentlich schon zu wenig Platz ist ➤ Also am Anfang war das ziemlich heavy, also es waren sehr viele BesucherInnen, wie das umgestaltet wurde, aber jetzt ist es wieder ganz okay glaub ich ➤ dann seh ich's wieder sagt's „i hab mir dacht ich setz mi Nachmittag hin .. da können's ja net sitzen .. jedes Bankerl jede Eck'n is voll i mit meine Krucken i kann mi net hinsetzen“ ➤ Im Sommer ist viel Andrang, ist sehr frequentiert	
--	--	---	--

ES WAR EIN GROßER ANDRANG IN DER MÄDCHENZONE	DIE MÄDCHENZONE IST GANZ TOLL	DIE MÄDCHENZONE IS ÜBERHAUPT A GENIALE IDEE	RANDALISMUS IST GROß
➤ Es war ein großer Andrang in der Mädchenzone ➤ Es wollten viele, auch die Buben, benützen oder Kids, kleine Kids und so ➤ Es war eine Gruppe von Mädchen, die so halt irgendwie Regeln aufstellen wollten, also was die Benützung der Spielgeräte anlangt ➤ Hängematten usw. werden auch von Älteren genutzt ➤ Das ist immer benutzt, auch von Buben ➤ So oft man dort auch irgendwie vorbei kommt, ist dort auch irgendwie Aktivität ➤ Da waren immer wieder Konflikte (in der Mädchenzone) ➤ Es war großer Andrang (in der Mädchenzone) und das hat natürlich zu Konflikten geführt und so. ➤ Die, die halt die Geräte (in der Mädchenzone) benützt haben, die wollten nicht mehr weg und die anderen haben sie weg verdrängt	➤ Das ist irgendwie ganz toll ➤ Das ist sicherlich ein Erfolg ➤ Liegematten sind gut ➤ Die Schaukel gefällt mir gut (Hängeschaukel) ➤ Ganz toll finde ich diese Schaukelplätze da mit diesen Hängematten und die G'schichte, den Mädchenspielplatz eben ➤ Die Spielgeräte waren sehr attraktiv ➤ Das ist sicherlich etwas, was man sich auch in Zukunft in anderen Parkanlagen überlegen kann, diese Art von Spielgeräten ➤ Der Mädchenspielplatz wird meines Eindrucks irgendwie sehr gut angenommen ➤ Wir meiner Meinung nach ganz gut angenommen	➤ De Hängematten, was da vorn g'macht hab'n, des is überhaupt a geniale Idee, weil do schlafen's de gaunze Nacht draußen ➤ Jo .. na is jo a schenes Bett ➤ ... is jo a schen's Bett ➤ Es wor eigentlich für Kinder bestimmt ➤ Des is jetzt der Bereich wo so halb nackte Jugendliche ernare Orgien feiern ➤ und in der Fruah liegen daunn die Unterstandslosen dort oder die Betrunkenen die eanan Schlof aus-also ihren Rausch ausschlafen weu jetzt is jo sche worm donkaunn i jo drauss'd schlofen net, also was hot des jetzt in Wirklichkeit mit einer Mädchenzone z'tuan nur dass do vorn a paar Blumen pflanzt haben	➤ Randalismus ist groß ➤ Bänke wurden zerstört und neue Geräte angekritzelt; das sind Jugendliche, denen ist fad ➤ Es wird viel kaputt gemacht von den Jugendlichen ➤ Einer hat ein Messer, der hat die Seile durchgeschnitten ➤ ... überhaupt nix g'macht haben, es Fenster war zu und auf amoi is da Stein her g'foin ➤ ... da san's dann nämlich scho über die Autos drüber g'rennt ➤ Kinder nehmen die Hundesackerl raus ➤ ... a Umgangsart beibringt, des haßt, net de Bierflaschen wegghaun - jetzt sprich i amoi von de Jugendlichen - oder net in die Hundezone gengan, dort die Sackeln aussenehman, die eigentlich für den Hundekot gedacht sind, die mit Wasser füllen, da in der Gegend herum schießen beziehungsweise mit Sand füllen, wo sie eine alte Dame dann schon am Kopf getroffen haben. Oiso des san die AKtionen, die die Kinder do drauß'n liefern. ➤ Jo des is es nächste was jetzt hab'n, des is der letzte Schrei, diese Citybikes und mit de Fuaßboi und do hob ma daunn Fuaßboi lustig auf die Mauer g'schossn i man des nächste Mal landet er dann in der Fensterscheib'n, und die Radl'n san sowieso permanent im Park und hin. Da werd'n Rennen veranstaltet do wird herumg'hupft auf de auf de Gehsteig natirlich. ➤ Sind gestern g'sess'n beim Tisch .. wie i mit'n Hund gengan bin z'Mittag .. der sitzt am Tisch mit'n Hintern stellt den Fuaß aufe ➤ Und da fahren's umadum do im Park a drin

			auf der Wies´n umadum ➤ Die fohr´n über Stock und Stan mir tuat´s weh ➤ Die hob´n den Gras g´macht dort wo der Berg jo, .. na zwa drei Tag drauf hob´n die Kinder scho (aufblattelt) ois ➤ Ja es Gras in d´Höh g´hoben ➤ Jetzt sehn´s jetzt da wenn die Fenster offen san und wann die was eina haun net, ➤ Die hab´n sogar die Fliesen aufg´hoben ➤ Na und es san a die Bänk die san kaum g´standen oder die Tisch mit die Bänk da vorn angeschmiert bis zum geht nicht mehr zerkratzt ➤ Ja ja ja eh ja ja ois .. und dort schaun´s an wie des ausschaut ➤ Kannst ja i kann ma das am Kalender anschaun i kann dir garantieren dass die morgen ang´schiert san ➤ ... wir haben ja scho a Fenster hi do hoben´s uns mit der Steinschleuder her g´schosn .. i sog jo scho gor nix mehr ➤ De haun da wos aufe daunn brennt die Bude ab dann zum Schluss ➤ Na wir haben scho alles herinnen g´habt von Bockerln über Papierln über Stana ➤ Des nächste is wos i fircht i man wir liegen der Christian liegt am Abend auf der Bank und i do und i man des is jo direkt neman Fenster .. waunn´s hoid daunn wenn´s lustig san fliaht hoid irgendwann amoi wos Brenntes eine ➤ Des Fenster kann ma untermits auf kann Fall offen lass´n weil´st nie waßt wos eana einfällt .. weu do hoben´s glei die Stiagen ➤ De Fenster san eh schon hin ➤ .. i man de Bankeln des schreib i ma jo jetzt direkt auf dass die heite fertig san und daunn wort i waunn des erste hi is oder aug´schiert is ➤ Do garantiert sei dass des spätestens Ende der Wochen .. ang´schiert san
--	--	--	--

			➤ Da gehen's vorbei .. die sitzen (....) auf'm Tisch oben ➤ De ane Schaukel do vurn ganz vurn haben's jo de ane Schaukel scho abmontiert ➤ ...vier Radln haben's hin g'schmissn i hab's g'hört .. drauf treten san's ja .. ganz ruiniert haben's sie's des san scho Ältere g'wesn
--	--	--	---

ES GIBT SCHLIMME KINDER IM PARK	SCHMUTZ UND VERUNREINIGUNG	TAUBEN UND RATTEN	KINDER PISCHEN HIN
➤ na des hob i eh scho g'sogt dass a oide Frau mit'n Sandsack auf'n Kopf treffen haben .. i man de san jo voll auf lustig unterwegs na ➤ Des mochen's a schießen's füllen's mit Wasser und schießen's dann aufs Haus aufe .. oder sie holen sie aus de Plastikcontainer de Plastikflaschen füllen de mit Wasser an und schieß'n de .. nur wenn's eineinhalb Liter Flaschen voll mit Wasser am Kopf kriagen .. des is sicher net angenehm .. und die haben überhaupt keine Ahnung was sie damit anrichten weil de san von so klein bis so groß ➤ .. rennan's da drüben umanander so san sa sie gegenüber g'standen zwa so G'stermeln so zehn zwölf Jahr .. brüllen sich aber so dermaßen an dass i glaubt hab mir haut's es Trommelfell ausse sog i zu denen kennt's ihr vielleicht a bissl normal reden i man der steht jo net ➤ des is jo net wohr de kreun mit zwölf Jahr da herum mitten in der Nacht	➤ Es is es is gaunz afoch, waunn ma si des anschaut, i hob i man vorige Woch'n oder vor vierzehn Tag, des war ganz afoch a Katastrophe, i geh do mit ihr (Hund) in die Hundezone, do drüben auf der Seit'n beim Fußballplatz, also vom McDonald's die Schachteln, die Becher, die Sack'n, die Pizzaschachteln, de hoibate Pizza, es liegt ales auf der Erd. Die kumman jeden Tag z'samräuman, es gibt da drauß'n mindestens sieben Mistkibeln. ➤ ... und wos mir so weh tuat die oiden Leut räumen denen ernare leeren Dosen und Flasch'n, wos liegen loss'n weg ➤ weil de .. da san ja nahezu jeden zweiten Tag hinige Glasflaschen und ois mögliche was umanand kugelt ➤ waßt wann i so runter schau mir tut's Herz weh die geh'n vorbei hab'n den Mac Donald's Sack und so weiter san fertig und neman Mistkübel haun'sn hin ➤ waunn sa si in dem Saustall wohl fühlen .. mir is wurscht na mir is wirklich wurscht ➤ Man derf ja a net vergessn dass des für die Kinder net ung'fährlich is [bezieht sich auf weggeworfene Bierdosen etc.] ➤ .. weu waunn i ois Betreuerin	➤ Na do kommt immer so a oida Mann ➤ Den sich i jeden Tag in der Fruah wenn i mit der Sarah geh geht der der geht mit zwa Stecken daunn setzt a si auf a a Bankel vorn und a Bankel do und daunn packt er a Sackl aus und füttert die Tauben .. mir is wurscht es is ma egal do draußen rennan die Ratzen spazieren vorgestern hob i an zuag'schaut der geht vom Kinderspielplatz in die Hundezone wieder z'ruck des is lustig i find des witzig .. oiso mi stern die Ratzen net waunn die Leit si in dem Saustall ➤ Na der kummt mit taschenweise und füttert's ➤ Des is ma nur recht .. des is ma nur recht .. der soll nur die Ratzn anfüttern weil wenn's finster is san die Ratz'n herausen und ➤ I sich's i sich's jo ume rennan ➤ Oder de neman a Nylonsackl do san lau- a Billasackl do san lauter oides Brot und oide Semmeln drinnen hoben de geben geben's über d'Wasserleitung tan's eiwacken und daunn haun's eana des Sackel in die Wiesen .. daunn liegt durt a Dreck und daunn kumman do die Tauben .. wos wega haun san richtige Bana .. Koteletten und ollas	➤ weu waunn i ois Betreuerin zuaschau wia zwa so Berschen durt hi- .. pischen .. daunn frog i mi a ob de wirklich berechtigt is Kinder zum erziagn ➤ Jo jo natirlich jo de stöhn sie bahoart hin zum Ding .. und und kudern und lochen ➤ Najo oba i waß net wir hoben jo do ka Klo ➤ Na mir is eh liaba sie gengan viere in de in de Bezirks- ins Lokal von der SPÖ ➤ Na es is mir oba wiaklich liabe weil des is nämlich es nächste dass uns daunn a paar Klo vor die Nasn setzn daunn haben's a Geruchsbelästigung dazua net, ➤ Ja aber die hat seelenruhig zuag'schaut die hat net g'sagt hört's auf was macht's da oder sonst irgendwas ➤ Wobei's im Prinzip egal is [wenn Hunde in den Park machen] weil wenn i de klan Kinder zu de Bam zuche stell

	zuaschau wia zwa so Berschen durt hi- .. pischen .. daunn frog i mi a ob de wirklich berechtigt is Kinder zum erziagn ➤ Jo oba de wickeln's seelenruhig aufm Bankel die G'schrappen haut die Windel neben den Mistkübel ➤ I hob ihr zuag'schaut de wickelt am Bankel neman Mistkübel des Kleinkind .. der kann gar net anders als in die Windel gacken .. na de is net in Mistkübel de hot nur hätt nur so machen brauchen weil die war genau daneben .. so hat sie's obe fallen lass'n ➤ De de wos si do drausd in dem Saustall sog i jetzt wohl fühlen für de is a Paradies .. olle aundern san g'stroft ➤ Des war de de nächste Möglichket net, .. dass ma amoi vierzehn Tag (es) weg raman losst damit's seh'n wia's ausschaut oba es wird wahrscheinlich de a net stör'n .. schätz i amoi	haun's in die Wies'n .. des kaunn nur Ratzen anziag'n ➤ Na de Kotelettbana san jo a do vurn g'legn	
--	--	---	--

ES IS VOR MITTERNACHT KANN NIE A RUAH	DO SAN JO LACK'LN IM PARK	DO BRAUCHST A GOR NIX SOG'NDA HAST GLEICH ANE AUF DIE NAS'N
➤ Es is vor Mitternacht kann man scho pauschal sag'n nie a Ruah ➤ Wir haben da vorn Familien mit fünf, zehn Kindern, die munter drauf los brüllen ➤ ... i denk des is a Zumutung do über dreiß'g Grad am Abend, dass i mi da einbunkern muss, damit da draußen Party g'feiert wird oder so ➤ Wobei wir auch a Problem haben mit den an Lokal, de partout net einseh'n woll'n, dass die Tür zu mach'n, wenn's laut Musik spiel'n ➤ Am Sonntag hab ma wieder einmal Fenster g'schloss'n, weil bis um eins in der Früh da Wirbel war (vom Lokal) ➤ ... und diskutieren die ganze Nacht, also wenn i dort vorn wohnen tät (bei den Hängematten), war wahrscheinlich scho wos g'schehn ➤ Es is natürlich nett, dass ma am Abend drauß'd sitzen kann, aber wenn ma so an Wirbel macht ➤ Die Kinder schreien um zehne in der Nacht a no oder um elf ➤ ... jetzt solltet ma vielleicht amoi irgendwos für die Anrainer tuan, sprich, dass ma am Abend ab zehn Uhr dann a Ruhe hat ➤ ... ma hat als berufstätiger Mensch oder ah als Pensionist, die da genug wohnen, ganz einfach a Anrecht auf a Nachtruhe ➤ ... (man hat Anrecht) und dass ma die Fenster aufmachen kann, weil des kann ma ganz afoch untertags net ➤ Am Samstag Sonntag, wann da wer länger schlaf'n will, des geht ganz afoch net, weil's um sieben achte scho draußen san ➤ Kinder rennen immer ein und aus zwischen Spielplatz und Wasser und die Türe vom Spielplatz knallt immer laut zu ➤ In Wirklichkeit ist das keine Parksituation, sondern fast wie eine Innenhofsituation, von einem großen Innenhof und	➤ Des is jo a Kinderspielplatz des is jo net a .. mir kommt vor wie wannn i man des san kane Obdachlosen na weu's no Junge san ➤ Eben .. na und a de Groß'n do wenn's komman na, sama si ehrlich dann .. wenn die Kindergarten alle scho weg san .. ➤ Es wor eigentlich für Kinder bestimmt ➤ i hob mir gedocht mein Gott da quietscht's oft des Ringelspiel naja da sitz'n ja die Großen drauf ➤ und das is zu schwer i hör's i h ab i bin im dritten Stock i hab Fenster offen i hör des .. i waß net ob's mi schon amal g'hört haben i hab scho einmal runter g'schrien müsst's ihr des kaputt machen; des g'hört doch für klane Kinder ➤ Jo ober do hoben's weil sie sag'n Große die beitel'n umadum i do hob i scho a paar Mal obe g'schaut i hob ma dass des net amoi obricht des wundert einen ➤ Na i hör's nur wenn i mir denk da san scho wieder die Großen weil's so quietscht dann wenn's zu schwer sind ➤ Naja aber das is ja auch für die Großen net glaubat i gor net ➤ Des san ja Lackeln die san jo so groß wia mir ➤ No wos auf die Stuf'n bei die Eingänge sitzen's oft auch da kann man oft net amoi vorbei geh'n ➤ Fünfzehn Sechzehn Jahr schätz ich ➤ Sind gestern g'sess'n beim Tisch .. wie i mit'n Hund gangen bin z'Mittag .. der sitzt am Tisch mit'n Hintern stellt den Fuaß aufe ➤ Haben's das a g'sehn, .. und bind si de	➤ Do brauchst a gor nix sog'n weil da hast gleich ane auf die Nas'n ➤ Na eben na bei euch i trau mi jo net weil die schau'n rauf denk i mir .. sog nix ➤ No wos auf die Stuf'n bei die Eingänge sitzen's oft auch da kann man oft net amoi vorbei geh'n ➤ weil weil ich kann net runter schreien weil Gott behüt i kann dann nimmer vorbei geh'n net, i man ➤ ... wollen's jetzt wirklich wissen was er mir g'sagt hat, .. i sog ihnen's lieber net i man i sog ihnen ah net wos i eam g'sagt hab weil i war mit eam dann glei vorn g'wesen aber nur i muass mi dann von am Zwölfjährigen auf's unfletigste beschimpfen lassen, ➤ Zu meiner Freundin hat er g'sagt halt die Gosch'n du bist Untermieter hat er ihr zur Antwort geben ➤ Und und i ganz afoch äh mi die die Aggressionen fürchten muss und i bin net schwach und ah net oid und i waß mi a zum wehren nur wenn da draußen fünfe sechse stengan ... und auf mein auf mein Hund oder auf mi losgehn dann hab ich keine Chance und somit hab ich diese öffentliche Veranstaltung auch gemieden ... da bleib ich lieber in der Anonymität ➤ Na hast ka Chance ➤ Ja da hab ich noch g'hört wie der schreit .. geben's Ruah ana hot scho g'schimpft mit ihm i schau hin und i denk ma na i trau mi nix sag'n ➤ Na aber es is sinnlos weil sie werden

der Schall geht natürlich immer hinauf ➤ Und dann bleib'n von sechsalb Stunden Nachtruhe dann vielleicht viere über ➤ Daunn schloft ma gor nix mehr ➤ Waunn do am Tag oder am Nachmittag i waß net, hundert Kinder aus und ein rennen und immer wieder und des krocht und schlogt, werden's verrückt ➤ Weu i hab ihr dann nämlich g'sagt, also sie können ja gern mit mir raus geh'n und ihnen das einmal anhorchen. Hat's g'sagt, naja jetzt is es untertags. Sog i jo, des is scho richtig, aber des selbe is am Abend a, oiso waunn sie do um viere Nochmittag ihr Büro zua sperr'n ähm is es für sie erledigt mehr oder weniger. Sogt's jo sie stört der Autolärm mehr ois des. Sog i jo des mag scho sein, aber auf Dauer. Möcht i scho seh'n, waunn do wer wohnt, oder dass es ganz afoch is nervtötend. ➤ ... weu i muass ihnen ehrlich sog'n do is der Lärm von den Autos, der eigentlich eher gleichbleibend is, i man des is zwor laut, oba des is immer irgendwie kontinuierlich - net so störend wie des ➤ Ich mein nix gegen Kinder, Kindergarten okay, a Kind mocht an Lärm, des is logisch, i mein des würd mi a net aufreg'n, aber wann die bis zehne am Abend ➤ Do san die klanan Kinder bis um elf dort, die schreien und haben an Hunger und Schlaf, die sitzen dort ➤ Gestern war's scho neun oder halb zehn, a Quietscherei mit die Kleinen i man, des muass jo a net sein. ➤ i man, wenn Kinder des beim Tag machen, sog i ja nix, des is eh logisch, aber i stell ma vor zumindestens um Neune oder was müssat a Ruah sei ➤ Jo was haßt amoi hob i g'schaut bis uma hoiba ans hob'n si g'spielt ➤ ... und um sechs in der Fruha hob i scho wieder den Ball g'hört ➤ Na na .. ja gestern wieder da beim Tisch i waß net wos do war so laut is des .. i hör scho bis rauf in dritten Stock ➤ Ja und des geht immer bumm bumm bumm ➤ Dabei is aber heute sie hab'n ja jedes mal a Glück heit is ja merkwürdiger Weise wieder jedes Mal ruhiger muass ma sag'n	Schuach am Tisch .. und die Oiden den Tisch haben wir beantragt für die oiden Leit ➤ do san lauter Lack'In drin de san so groß ➤ Na mit die Hutsch'n san ja nur Große dort ➤ Naja die werd'n do kane Schulferien hab'n des san ja lauter Lackl'n ➤ de san jo mindestens mindestens über vierzehn Jahr auf jeden Fall ➤ I glaub des san scho Hauptschüler so große ➤ I sich's ja wenn's da sitzn na da hint bei uns am Bankerl ➤ Aber i lassat ja die großen Lackl'n gar net eine is ja a Kinderspielplatz ➤ aber mit die Radl'n fahrn die Buam umadum des san jo lauter Buam mit zehn zwölf Jahr oder ➤ ...vier Radln haben's hin g'schmissn i hab's g'hört .. drauf treten san's ja .. ganz ruiniert haben's sie's des san scho Ältere g'wesn ➤ Bis um zehne wenn's da bumpert da in dem Käfig i man net, da san jo nur große des san ja keine kleinen ➤ Kindergarten dass her geht okay .. aber an sonsten so unsere Halbwüchsigen so zehn zwölf Jahr die ➤ Des is a Kinderspielplatz des versteh i net dass Große drin san ➤ Naja i sog nur aber irgendwie i kann mi erinnern wie unsere G'schroppen kla woan do hot's g'haßen nur bis vierzehn Jahr dürfen Kinder ins .. Gitter eine .. do derfen net oide und jetzt schau'n's hi es san sehn's kane Klanen jo a hie und do amoi waunn er grod waunn er grod waunn's grod leer is ➤ Na die Klan kennan jo gor net rein ➤ Na glauben's dass die Großen die Klanen eine lossen	von denen do draußen einfach verscheißert des is olles wos i dazua sog ➤ Do hot der Hausmeister von der vis a vis Seiten do auße keppelt hoben's a glei g'sogt wos wüsst'n wir haun die in d'Goschn kumm aussa ➤ Kumm auße wir haun die in die Goschen ... oiso i man und des muass ma si daunn wirklich ➤ ... dafür hob i zur Frau g'sagt schau net immer owe waunn a Wirbel is weu de schau'n jo aufe de de mochen des z'Fleiß ➤ Des is so provozierend waunn's die so anschauen wissen sie, na was sagst du jetzt net, .. so diese Art
---	---	---

➤ Ja, bumm bumm bumm ➤ Rauchen tan's fest .. is eh aber a Ruah solln's geb'n ➤ Aber muass des bis zehne am Abend ➤ ja bei denen [Ausländer] fangt des Leben jetzt erst an auf'd Nacht ➤ Es muass ganz einfach a Ruah sein da gibt's Leut die arbeiten gengan oder Kranke oder oide Leut oder was a immer .. um zehne hat a Ruah zum sein oder was waß i wenn wir Kinder habn die liegn um zehne im Bett und da bin i nix da bin i nix neugierig dass ma die aufwecken ➤ I man i ja im Prinzip nix dabei wenn's um Achte da no san des is ja wurscht na, es is im Sommer is es hell es is ja ganz was anders net, .. nur es is ganz einfach net i man .. i möchte scho sehn was is wenn sie wir alle da auße setzn und um zwölfe in der Nacht an Wirbel machen wie schnell sie da die Leut aufregen täten ➤ Wobei wobei man dazu sag'n muass die stelln sie a beinhart da her .. setzen sie auf die Bankeln lass'n die Türen offen und lassen die Musi bleiben ➤ .. rennan's da drüben umanander so san sa sie gegenüber g'standen zwa so G'stermeln so zehn zwölf Jahr .. brüllen sich aber so dermaßen an dass i glaubt hab mir haut's es Trommelfell ausse sog i zu denen kennt's ihr vielleicht a bissl normal reden i man der steht jo net ➤ Na aber Frau X es geht net darum dass is ja wurscht wer da drausst an Wirbel macht es ist mir egal .. um zehne hat a Ruah zum sein ob des unsere san .. Indianer Chinesen is ma völlig egal a Ruah ➤ Na unsere Kinder waren ja nie so lang draußen ➤ Bis um zehne wenn's da bumpert da in dem Käfig i man net, da san jo nur große des san ja keine kleinen ➤ des is jo net woher de kreun mit zwölf Jahr da herum mitten in der Nacht ➤ Mir is egal wer den Wirbel macht i mecht um zehne mei Ruah haben ➤ ... sie spielen a auf da Straß'n, .. hob i da g'sogr vorige Woch'n um hoiba ochte auf'd Nocht Fuaßball g'spielt ➤ Wir san ham komman und i hob die Fenster zua g'macht na das hättst du nicht ausg'hoiten .. a normale Lautstärke am Fernseher war net möglich g'wesen so an Wirbel ham		
--	--	--

die g'macht ➤ Ja aber des war i hab wirklich gezählt weil i ma dacht hab .. mehr als zwanzig waren da in dem Eck mit'n Ball .. so an riesen jo eh die Lederbälle san jo hort und schwer ➤ Do sitzen de sitzen um hoiba elfe in der Nocht hob ma scho g'sehn weu wir san irgendwann dera Woch- vorige Wochn amoi später ham kumman ➤ Ältere Personen, die ab acht am Abend fern schauen wollen, beschweren sich über den Lärm		
---	--	--

OBDACHLOSE IM PARK	GOTT SEI DANK GIBT'S DIE KINDER, DIE NOCH EINEN LAUT VON SICH GEBEN	DIE AUSLÄNDER KOMMEN	WENN'S BEI DIE AUSLÄNDER NUR VORBEI GEH'N ...
➤ De hob ma a jo .. wenn ma um hoiba sechse in der Fruah geht hoben sie's a ➤ Liegen's a scho durt, .. net jeden Tag oba öfter ➤ Zum Wochenende meistens ➤ do is amoi ana g'leg'n glaub i bis um elf Vormittag .. is er drinnan g'leg'n ➤ die Kinder komman mit'n Kindergarten her die könnan gor net hin geh'n	➤ Das was die älteren Leute in den Gemeindebauten stört san die Kinder, der Lärm der Kinder - ich hab einfach eine andere Meinung dazu, ich sag Gott sei Dank machen Kindern Lärm ➤ Gott sei Dank gibt's die Kinder, die noch einen Laut von sich geben, also da bin ich auf der Seite der Kinder und der Jugendlichen	➤ Ab drei oder vier kommen die Türken, im Volksschulalter, die raufen und tun sich zusammen in Gruppen ➤ Abends kann man nicht hergehen wegen der Ausländer; die sind in großen Gruppen da, da traut man sich als Wiener nicht her. ➤ Zigeuner sind da, die stinken, weil sie sich nicht waschen. Die sind zu Tausenden da. Die stören, weil sie stinken. ➤ Die Ausländer kommen, weil's jetzt so schön ist, die fühlen sich hier wohl ➤ Der [Park] ist fest in der Hand von die neuen Österreicher ➤ Jo do miassast hoid mit z'wanzg ausse geh dass ka Platz mehr is ➤ ja bei denen fangt des Leben jetzt erst an auf'd Nacht ➤ Na des hat sicher mit der Mentalität weil es war kan von uns eing'fallen weder dir no sunst irgendwem mit die Kinder um hoiba elfe do vorn umananda zum sitzen ➤ De schlofen jo den ganzen Vormittag dann ➤ .. und auf'd Nacht kommen's auß'e wie die Ratzen ➤ Es gibt immer wieder Leute, die sagen, die Jugos oder die Türken belagern den Park	➤ ... und man wird ja von ihnen blöd ausg'lacht beziehungsweise beschimpft bis aufs Ärgste ➤ ... sie sind ja überwiegend Auländer draußen, die also von Frauen genau gar nix halten und das hat sich bei den männlichen Jugendlichen net wirklich von der Generation her verbessert ➤ waunn's nur vorbei geh'n sie schaun ihnen so provozierend an ➤ Die warten ja dass was sag'n ➤ die warten dass was sag'n .. und dann ➤ Im anderen Gemeindebau vom Lichtentolerpark die ane stärkere hot g'sogt sie hot sie amoi hin g'setzt sie hoben's g'stampert ➤ Jo die Frau X jo a .. die hob'n g'sogt .. besetzt .. da kommt wer .. Platz ➤ Na und i stell mir ja vor wenn ma a glei dort sitzt und do kumman zwa so hin so so G'sindel wie ma so sagt .. do geh i jo selber fort scho do braucht ma gor net weg stess'n

BIS JETZT WAR I KA RASSIST, ABER WENN'S SO WEITER GEHT, ZÜCHTEN'S MI	WIR FÜHLEN UNS IN STICH G'LESSN	LAUT BEZIRKSVORSTEHUNG GIBT'S KANE BESCHWERDEN
➤ man wird so herg'stellt, wie wann ma Ausländer hasst, was si irgendwann amoi, wenn ma da wohnen muasss wahrscheinlich bewahrheiten wird ➤ Des herst aber eh in fünf Jahren gehört alles uns .. des herst bahort .. also es wird auf alle Fälle bis jetzt war i ka Rassist aber wenn's so weiter geht züchten's mi .. muass i ganz ehrlich sog'n .. weu i moch des sicher net mit die kenan eana Mentalität daham ausleben .. oba sicher net in Österreich de hoben sie an Regeln zum hoitn ➤ Ja dann haßt's ihr seid's ausländerfeindlich	➤ Von der Polizei wird ma in Stich g'lassn ➤ Bei den Versammlungen is uns versprochen worden, dass mehr Fußstreifen geh'n - im Gegenteil die kumman net amoi auf Aufforderung ➤ Da muass ma oben im Bezirkskommissariat anruaf'n, dass überhaupt wos g'schicht ➤ Im Schnitt ruaf ma so zwischen zwa und drei Mal die Woch'n die Polizei ab zweiundzwanzig Uhr ➤ ... ellenlange Diskussionen mit die Herrn da vorn weul a ma erklären wü er kann nix dagegen machen; er kaunn's aufgrund des Jugendschutzgesetzes net ham schicken ➤ ... wir soll'n halt die Fenster zua mach'n ➤ ... aber der Polizist hat zu ihr g'mant, na sie soll ihn halt sag'n, dass des net mach'n sollen ➤ Und da erklärt er mir dann da Polizist auf der Wachstüb'n, er kann nix moch'n, wenn de Eltern net dabei san ➤ Ruhestörung is Ruhestörung und des is im Prinzip egal, ob des zwa am Nachmittag ist oder zwarazwanz'g Uhr ➤ Wir legen im Prinzip eigentlich nur Wert, dass ab zwarazwanz'g Uhr a Ruah sei sollt ➤ Es sind Tage dabei g'wesn, wo ma drei vier Mal ang'ruafn haben'n, bis dann amoi endlich auß'e komman san ➤ Mehr oder weniger fühl ma sich in Stich g'lassen - sowohl von der Bezirksvorstehung als auch von der Exekutive ➤ des hot gedauert sage und schreibe bis im August, weil im August hab'ma dann nämlich beim Bürgerdienst aug'ruafn und binnen zwa Tag nach dem Telefonat mit der Dame dort war das Tor g'richt, also man fühlt sich irgendwo g'frotzelt, weu i denk ma des is gaunz afoch net notwendig, dass man noch a zusätzliche Lärmbelästigung, also wo man sich auch hinwendet, ma steht irgendwie auf verlorenem Posten, und i fühl mi daunn wirklich pflanz, weu i ma denk, wos hot des eigentlich für an Sinn ➤ I hob die Probleme, waunn i mit ihr um sechse in der Fruah geh und es sicht mi a Polizist und sie is net aun der Leine, da	➤ Und laut Aussage Bezirksvorstehung gibt's kane Beschwerden, drum dokumentier ma das jetzt auch, dass ma anruafn ➤ I hab's absichtlich vermieden (zur Diskussionsveranstaltung zu kommen), um größere Diskussionen mit der Bezirksvorstehung zu vermeiden ➤ weil i geh nämlich nicht und bewusst net wenn i jetzt mit ihr auß'e gangat geh i do mit ihr und geh da in die Hundezone .. und um Sechse in der Früh wenn i do geh und dreh die Runde da is ka Kind weit und breit niemand ... da bin i allanich .. und da komman no andere vielleicht mit ihre Hund und gengan in die Hundezone und dann erzählt er mir irgendwas von Leinenpflicht und dass do vorn die Hundezone is .. da muass i ihn fragen ob er blöd is net, .. hab i g'sagt ja guat es nächste dann brenn i hoid die dreihundert aber dann geh i bis zum .. aber wirklich bis aufs Bezirksamt und dann zah i man do her in Herrn Benke weil dann hab i die Nas'n nämlich g'strichen voll .. wissen's aber des is ➤ Na sämtliche Sachen die wir g'macht haben nachdem's ja bei der Bezirksvorstehung kane Beschwerden gibt äh existiert jo ah kane Beschwerdeführe na, .. und somit erübrigt sich jedes andere diskutieren ➤ Des lustigste wie gesagt die lustigste Argumentation ist eigentlich von der Bezirksvorstehung dass kane Beschwerden gibt ➤ Im Juni hab'ma ang'rufen de ane Woch'n amoi zwamoi .. dreimoi ➤ Na weil er Denkmäler braucht offensichtlich ma hat ja eh scho am Julius Tandler Platz vorn g'sehn wie der verunstaltet is ➤ ... und des sollt'n eigentlich speziell wenn man in

	haben's übrigens sehr wohl strafen können, da haben's einige og'stroft, die ohne Leine gaungan san. Do geht's scho, nur bei der Ruhestörung geht's offensichtlich net, wobei ma a Polizistin unter vier Augen g'sogt hot, sie diaf'n gor net strof'n bei Ruhestörung. ➤ Oiso wos des Denkmal vom Herrn Benke, sprich den Park und den Tandlerplatz angeht, dürfen's net viel mach'n ➤ Und do find i is hoid de Sinnhaftigkeit aner jeden Aktion in Frage zu stellen und da denk i ma, ma ist do, ma steht do ganz einfach im Regen ➤ Und wenn'st die Polizei anruafst zeigen's da die lange Nas'n ➤ Aber geh die [Polizei] geh'n ja gar net raus ➤ Es is für ois a Geld da nur dass Polizeistreifen durchschicken is kans do net, ➤ Die därf'n vielleicht gar nix sag'n a ➤ und wissen's was ihnen der sagt, .. ja wenn's ihnen z'laut is machen's die Fenster zua ➤ De därf'n eh nix sag'n ➤ Na sie hab'n keine Ahnung wie oft wir die Polizei auruafn weil i so grantig bin scho ➤ Soll i ihnen was sagen, .. i hab a Bekannte die wohnt im Polizeihaus und oben is a alte Dame die is Neunzig und die hab'n ja vis a vis die Fahrräder jetzt na, und die ruft an und sagt schau'n sie amal hinaus ich kann nicht mehr seh'n was die treiben mit den Fahrrädern .. hat ihr der Polizist g'sagt schau'n auf der andern Seit'n raus ➤ Naja wissen's .. die können die können a nix machen g'scheit ➤ weil i geh nämlich nicht und bewusst net wenn i jetzt mit ihr auße gangat geh i do mit ihr und geh da in die Hundezone .. und um Sechse in der Früh wenn i do geh und dreh die Runde da is ka Kind weit und breit niemand ... da bin i allanich .. und da komman no andere vielleicht mit ihre Hund und gengan in die Hundezone und dann erzählt er mir irgendwas von Leinenpflicht und dass do vorn die Hundezone is .. da muass i ihn fragen ob er blöd is net, .. hab i g'sagt ja guat es nächste dann brenn i hoid die dreihundert aber dann geh i bis zum .. aber wirklich bis aufs Bezirksamt und dann zah i man do her in Herrn Benke weil dann hab i die Nas'n nämlich g'strichen voll .. wissen's aber des is	der Bezirksvorstehung is ganz egal ob's jetzt er oder der Herr Lindenmayer is sollt ma vielleicht bedenken .. sie können gern auch das Angebot steht nach wie vor sie können gern da her ziehn die zwa Herrn .. überhaupt ka Problem .. i stell gern die Wohnung zur Verfügung wir ziehn daweil gern ins Hotel .. aber unter Garantie dass i die Fensterfliagln aushäng ... und dass do net ausse kumman dass i do zuasperr und de Schlüsseln mit nehm ➤ Na es is .. die haben keine Ahnung ➤ wann die X. sagt es gibt kane Beschwerden von der Bezirksvorstehung des des muass des muass'd da jo amoi auf der Zungan zergeh lassen .. und es gibt kane Beschwerden laut Bezirksvorstehung gibt's ka .. seit zwa Johr
--	---	---

	➤ Klar kann er was machen wenn de kontinuierlich do ➤ Und die hat meiner Freundin g'sagt, was soll ich ihnen sagen .. sie hat den Polizisten g'sagt schau'n's da kommt immer einer mit so an drum Schäfer und lasst do am Trottoir her machen vor der Polizei, die hat dann ihr erzählt „ich hab Zeugen“ sagt's, der Polizist hat g'sagt, wissen's was nehmen's so an Haufen und schmieren's eam as ins G'sicht ➤ Wenn er will kann er schon was machen .. bei de Hund haben sie's a kennan net ➤ Des wird wahrscheinlich mei Freind g'wesn sein weil mir hat er nämlich erklärt Gott sei Dank san Hitler's Zeiten vorbei ➤ ... wir kennan's net daschiassn .. hob i g'sagt des hab'n aber jetzt sie g'sagt und der C. hat scho auf der Boltzmanngassn ang'rufn .. des muass ma si nämlich sag'n lass'n dann wenn i um viertel elf .. um zehne bin i viere gegangen und hab g'sagt könnt's ihr da vorn für Ruhe sorgen um viertel elf waren's no immer net da .. und i man der braucht nur auße geh do des is a Witz der braucht nur sei Runde geh und braucht sag'n es is zehne auf'd Nacht und a Ruah is ➤ Und dann gehst a viertel Stund später viere und sagst könnt's ihr vielleicht und da hab i a an Zeugen weil da war die Dame dabei mit'n Max .. hab i g'sagt können sie vielleicht und dann hat er g'sagt was soll i machen soll i's daschiassn Hitler's Zeiten san Gott sei Dank vorbei; .. und da muass i ihnen scho ehrlich sag'n da hab i's bis da aufe weil des hat ka Mensch notwendig dass er si so was sagen lassen muass ➤ dass i so was dass i ma so was sagen lassn muass .. da geht's um um a Lebensqualität die ma alle verloren haben alle ➤ de Exekutive hot de Regeln zum durchsetzn .. ob's woin oda net ob's bereit san oda net .. dann wird's andere Wege gebn .. i brauch net bei der Lichtentalergassn auruaft ➤ Wobei ich äh schon meine dass wann man am Abend die Polizei auruaft oder ah untertags dass die sehr wohl diese Anrufe fest halten müssen .. denk ich amal net, ➤ I hab a paar Mal i hab am Samstag in der Nacht um hoiba zwa in der Nacht aug'ruafen .. sie san zwar kumman nach zehn Minuten aber i hab scho amal ang'rufen da san's überhaupt net kommen ➤ Wir schreiben's jetzt jedes Mal auf wenn ma auruaft wir fragen gleich als aller erstes mal nach der Dienstnummer	
--	--	--

	➤ Und i frog immer nach der Dienstnummer schreiben's ihnan die auf ➤ und jedes mal wenn i noch nach der Dienstnummer g'fragt hab is er zumindestens ausse gaungen .. wenn i des so war ihm des wurscht net, was sois ➤ Des hat mit Vereinbarungen net wirklich was z'tuan .. des is eana Arbeit ➤ ... und wann a Ruhestörung auftritt dann hat er gefälligst seinen Hintern zum heben und hat er halt a Pech versäumt er halt zehn Minuten vom Krimi ➤ ... du bist jo rundumadum bist im Stich g'lassen du bist von der Bezirksvorstehung wirst in Stich g'lassen du wirst von der Polizei in Stich g'lassn Gebietsbetreuung brauchst gor net viere geh weu do trifft in etwas des selbe zua wie bei .. bei meiner Frau ➤ Na i hab mi beschwert weil's so laut is hot's g'sagt setzen's ihnen in Hof, .. in der Nacht soll i mi in Hof setzen, ➤ Na mir hat's g'sagt ich sag ihnen was es wird dauern hat's mir nur g'sagt ➤ In erster Linie [hat es mit Polizeikontrolle zu tun] weul wir fühlen si ja aber dermaßen was von im Stich g'lassen wenn's net amal auf Aufforderung kumman daunn .. brauch i die Wachstuben a nimmer daunn kennan's die a glei zuasperren .. weu i man Fenster mochen's eh zua damit's kann Wirbel haben net, ➤ I sog immer die müssen ja des a hören ➤ Na die Fenster zum Park [bei der Polizei] san immer zua ➤ Der muass jo vorbei geh an i kaunn ma net vorstellen dass do kaner vorbei geht dass do ka Wirbel is des kaunn i ma net vorstellen ➤ A anzig's moi hob ma beobacht wie's do in Wagen abg'stellt haben .. zerst haben sa's do vorn g'jauckt bei eich .. bei de Hängematten net, .. daunn hoben's do um die Ecken den Wagen her g'stellt und san no amoi von der andern Seiten gangen des wor a anzig's moi ➤ Des hot a zeitlang funktioniert dass'd g'sogt host losst's eich eigentlich gern häkeln .. von de Fratzen net, .. des hot a a zeitlaung funktioniert do san's daunn a a zweit's moi aussa kumman	
--	---	--

GEBIETSBETREUUNG	PARKBETREUUNG	KINDER- UND JUGENDBETREUUNG	JA, ABER WER ZAHLT DENN DAS
➤ Bei der Gebietsbetreuung und man wird mehr oder weniger herg'stellt, als wie wann ma Kinder hasst und Ausländer hasst ➤ Die hot nämlich a oiso von den älteren Herrschaften hört's halt auch immer beziehungsweise war eine Dame von der 1er Stieg'n in der Gebietsbetreuung unten und hat halt auch g'meint, es is ganz einfach zu laut am Abend und do hat ihr die ane Dame g'sagt oiso, ob sie, so quasi durch die Blume, ob sie kinderfeindlich is und i denk ma, des muass ma si ganz afoch net sog'n loss'n, des hat doch niemand notwendig ➤ Weu i hab ihr dann nämlich g'sagt, also sie können ja gern mit mir raus geh'n und ihnen das einmal anhorchen. Hat's g'sagt, naja jetzt is es untertags. Sog i jo, des is scho richtig, aber des selbe is am Abend a, oiso waunn sie do um viere Nachmittag ihr Büro zua sperr'n ähm is es für sie erledigt mehr oder weniger. Sogt's jo sie stört der Autolärm mehr ois des. Sog i jo des mag scho sein, aber auf Dauer. Möcht i scho seh'n, waunn do wer wohnt, oder dass es ganz afoch is nervtötend. ➤ die stört's nicht .. des hab i ja beschwert unten am Eck und hat die Frau g'sagt des macht nix des wird ois wieder g'richt ➤ I war a scho dort die hat ma zur Antwort geb'n das wird dau::ern wie's da	➤ ... Und unter Parkbetreuung versteh i net wirklich, dass ma mit de Jugendlichen drinnan Fußball oder Basketball spielt oder Beachvolleyball spielt, sondern dass ma eana irgendwo eine Umgangsart beibringt ➤ ... I man Fußball spielen können's ➤ Naja jetzt frag i ihnen .. also jetzt is die Parkbetreuung gibt eigentlich a scho w.o ➤ aber a Parkbetreuung brauch ma net für's Fußball spielen des kennan de alle ➤ .. und des muass eana erst amoi ana übermitteln und dafür find ich is die Parkbetreuung do .. net dass mit eana Fußball spielen ➤ Die Parkbetreuung macht das sehr gut (Unterstützung des Kennenlernens)	➤ .. weu waunn i ois Betreuerin zuaschau wia zwa so Berschen durt hi- .. pischen .. daunn frog i mi a ob de wirklich berechtigt is Kinder zum erziagn ➤ Des is de Frage wo die Herrschaften von den de Ju- die diversen Jugendberatungsstellen her haben .. weu dass i dass i's schlicht und einfach nur machen lass was wollen do brauch i ka Betreuung net bes sei ➤ Der Kindergarten ist am Vormittag da, die mischen nicht-österreichische Kindern mit österreichischen, das find ich total toll	➤ Jetzt hab ma relativ viel Geld für die Kinder da investiert, was ja in Ordnung ist ➤ Ja aber wer zahlt denn des, ➤ und des kost bestimmt net wenig ➤ Naja von wos für an Geld aber ➤ Jo na es kost a Vermögen und kost aber eigentlich in Wirklichkeit immer no a Vermögen ➤ Na hab i eh g'sagt vom Steuergeld ➤ weil des wird von unsere Steuergelder mitfinanziert .. ganz einfach ➤ Na i denk ma es is so schade weil es is es hat so viel Geld gekostet ➤ Weil so wenig hat ja der Park net `kost</li> <li>➤ So wenig hot des net `kost

so pumpert hat das Türl war ich die erste ➤ Wissen's was zu mir g'sagt hat i soll mi in Hof setzen ➤ ... und i hab g'sagt wissen's i leid ja wirklich also an Migräne sag i wann's da liegen und wann des so pumpert na, .. sagt sie geh'n sie zum Arzt man kann ja was machen .. da die Gebietsbetreuung hat g'sagt da kann man dagegen was tun ➤ Also die is ja wirklich die allergenialste also wenn i zu dera no amoi viere geh i glaub dann verhaften's mi .. weil die is ein Wahnsinn ➤ Na mir hat's g'sagt ich sag ihnen etwas das wird dau:ern ➤ Na i hab mi beschwert weil's so laut is hot's g'sagt setzen's ihnen in Hof, .. in der Nacht soll i mi in Hof setzen, ➤ Na mir hat's g'sagt ich sag ihnen was es wird dauern hat's mir nur g'sagt			
---	--	--	--

FRÜHER HABEN WIR EINE WOHNQUALITÄT GEHABT	ES IS SO SCHADE DRUM	SENIORINNEN	A KONTROLLE G'HÖRT HER
➤ ... wir hab'n eine Wohnqualität g'habt ➤ Gehabt ➤ Gehabt .. das war ➤ dass i so was dass i ma so was sagen lassn muass .. da geht's um um a Lebensqualität die ma alle verloren haben alle ➤ Na des Lichtental war so so i man wirklich .. i sag immer ein Dorf .. ein schönes Dorf war des sei ma sich ehrlich ➤ Na die Wohnqualität hat sich's drastisch in die letzten zwa Johr drastisch verschlechtert wirklich	➤ und es ist so schade darum ➤ Na i denk ma es is so schade weil es is es hat so viel Geld gekostet ➤ Na es is so schade net, weil es wär ja wirklich schön ➤ Na es is so schade darum net, ➤ Des is schade dann	➤ Senioren spielen Karten unter der Pergola ➤ Das was die älteren Leute in den Gemeindebauten stört san die Kinder, der Lärm der Kinder - ich hab einfach eine andere Meinung dazu, ich sag Gott sein Dank machen Kindern Lärm ➤ ... und wos mir so weh tuat die oiden Leut räumen denen ernare leeren Dosen und Flasch'n, wos liegen loss'n weg ➤ Na hot's net amoi g'haßn do im Park wird für Senioren a a Eck'n g'mocht ➤ Das ist ja für ältere Leute dort wo's überdacht is ➤ Ältere Leute nutzen den Park nicht ➤ Ich kümmerge mich auch um die alten Leute, ich habe eine Weihnachtsfeier bei mir gemacht ➤ Ältere Personen, die ab acht am Abend fern schauen wollen, beschweren sich über den Lärm	➤ Parksheriffs wären nötig (wegen Vandalismus) ➤ Aufpasser wären gut ➤ Ja weil ka Ordnung is a Kontrolle g'hört her ➤ Ja Kontrolle g'hört ➤ Miassat irgendwer a Polizei vorbei geh

MEHR SPIELZEUG FÜR KINDER	MACHT'S AN ZAUN UM DEN PARK UND SPERRT'S EAM ZUA	NUTZUNG DES STRAßENRAUMS UM DEN PARK	BETRUNKENE IM PARK
➤ Noch mehr Spielzeug für die Kinder (meint Spielgeräte) ➤ Hätten gerne Maltafeln, die Kreiden könnten wir selber mitnehmen ➤ Noch eine Schaukel ist besser ➤ Eine Seilbahn wie im Liechtensteinpark ➤ Noch eine Schaukel, zwei Schaukeln sind zu wenig ➤ Mehr Spielgeräte ist besser ➤ Nur Spielzeug, sonst nix, mehr für Kinder ist besser ➤ Wollen noch mehr Liegematten ➤ Seile sollten höher sein zum Balancieren	➤ Mir war es allerliebste, wa mocht's ma an vier Meter hohen Zaun um den Park und sperrt's eam zua bei Einbruch der Dunkelheit, weil des geht in andere Bezirks ohne Probleme ➤ Das wäre zumindest ein Vorschlag, weil i sog, wenn die Kinder den ganzen Tag spielen können, is es glaub i mehr als genug ➤ Na des kann ma scho lass'n nur es g'hört rundumadam a Zaun und der g'hört bei Einbruch der Dunkelheit zug'sperrt ➤ Des g'hört auf'd Nacht zug'sperrt ➤ Aber aber .. mir hat wer g'sagt die kraxeln ja drüber des hat gor kann Sinn ➤ Ja und da denk i ma wenn man den Park so gestaltet dass ma den ganz einfach bei Einbruch der Dunkelheit sperrt .. dann haben die Kinder den ganzen Tag die Möglichkeit dass sie da draußen spielen und wir haben unser Ruah da am Abend .. untertags sagt eh kana wos ➤ Und von die Finanzen her kann mir kaner dazählen dass des net billiger kommt wia wann i alle Tag die MA48 herschick zum zamraman .. und dass die den Dreck wegraman der in der Nacht anfallt ➤ Und das weiß ich vom Herrn Willinger vom Stadtgartenamt weil der hat g'sagt es müsste nur ein Antrag gestellt werden diesen Park kann man schließen .. des waß i dass des geht ➤ Und des is ganz afoch die afochste Lösung ➤ Da müssen's aber a Gitter machen was i wia	➤ Man sollte sich überlegen, wo man den Park erweitern könnte, zum Beispiel zur Kirche hin, oder überhaupt die umliegenden Straßen ➤ Ich würd mir echt wünschen die Vergrößerung und die Nutzung des Straßenraums rundherum, also in alle Richtungen ➤ Vielleicht wenn ein Stück Wohnstraße wäre oder so, die Marktgasse ein Stück vielleicht, das wär nett ➤ Und es is ja auch noch des Platzlerl vor der Schubertkirche dazu kommen, des hob i a no a bissl verschönern lassen und des hot glaub i den Leuten guat g'fallen ➤ Ich hätte gerne eine Wohnstraße bis 18 Uhr, dann können die Kinder Rad fahren und am Abend kann man parken ➤ Keiner hält sich an die 30er Zone ➤ Das ist für mich der einzige Vermuthstropfen, dass er zu klein ist, und die Straßen rundherum, die braucht keiner.	➤ Betrunkene in der Früh bis Mittag, die schlafen auf den Bänken. ➤ Manche Kinder haben Angst vor Betrunkenen ➤ Und den ganz und beim Tag .. sieht ma's a oft umadam rennen wenn i zum Billa einkaufen geh sich i die selben G'staltn was dann da umadam liegn die gengan kaufen sie a Bier ➤ und in der Fruah liegen daunn die Unterstandslosen dort oder die Betrunkenen die eanan Schlof aus- also ihren Rausch ausschlafen weu jetzt is jo sche worm donkaunn i jo drauss'd schlofen net, also wos hot des jetzt in Wirklichkeit mit einer Mädchenzone z'tuan nur dass do vorn a paar Blumen pflanzt haben

SONSTIGES

- Es wird nichts gemacht
- Ich weiß nicht, wo ich hingehen soll, wenn es im Park Probleme gibt.
- Probleme am Abend mit Lärm sind jetzt gelöst
- Weil der kleine Platz viele Funktionen haben sollte
- Mich interessiert der ganze Park, nicht nur die Hundezone
- Kinder machen Lärm, aber das stört nicht; die Kirche ruft auch am Sonntag um sieben Uhr ihre xxx zusammen, das ist schon genug Lärm
- Es steigen die Aggressionen dermaßen, dass ich wirklich schon vor mir selber Angst habe, wenn ich da draußen gehe
- Aber da waren zwanzig glaube ich habe's gezählt weil ich von da runter geschaut habe
- Und den ganzen und beim Tag .. sieht man's auch oft umadum rennen wenn ich zum Billa einkaufen gehe sich ich die selben Gestalten was dann da umadum liegen die gehen kaufen sie ein Bier
- aber ich kann mir nicht vorstellen .. das ist ja gar nicht gedacht für so was ... dass die so im Park umadum fahren
- Na es hat überhaupt keinen Sinn wenn's was machst
- und dann kann man die Eltern ganz einfach nicht aus der Pflicht nehmen .. das geht nicht .. weil ich kann nicht ein Kind in die Welt setzen und dann stecke ich's zwölf Stunden .. im Park eine das geht nicht
- Ich habe mich mit der Polizei zusammen gesetzt, über Strafen wird nichts erreicht, wurde vernünftig umgesetzt

► ► ► ERFRAGTE THEMEN

AKTIVIERUNG – WARUM HABEN SIE MITGEMACHT?	WIE HABEN SIE DIE BETEILIGUNG ERLEBT?	KONNTEN SIE IHRE IDEEN EINBRINGEN UND WURDEN DIESE AUFGEGRIFFEN?
➤ Wenn das etwas ist, das mich betrifft meinen Wohn- und Lebensraum und ich dann das Gefühl gehabt hab, ja das ist etwas, wo ich wirklich einmal irgendwie meinen Beitrag leisten kann und das, was ich dann sag, möglicher Weise zu irgendeiner Veränderung oder irgendeiner Aktion führt, also wo ich einen direkten Bezug hab und wo ich auch direkt das Gefühl hab, dass das irgendwie was bringt, wenn ich das mach ➤ Aber wäre man nicht auf mich zugegangen, hätt ich's wahrscheinlich nicht geschafft, ja also das war schon auch was, dass man direkt auf mich zugegangen ist und mich gefragt hat, also so bei der Hand genommen hat; sonst weiß ich nicht, ob ich's g'macht hätt. ➤ Ja, ich meine der Park gehört ja zu unserem Bezugspunkt, also gehört ja auch, hat viel Bezug zu uns, also das gehört zu unserem Einzugsbereich. Sehr viele Kids, die im Park sind, kommen dann auch zu uns, das ist ihr Lebensraum, das gehört zum Leben, auch wenn sie bei uns sind, dann gehen sie ständig in den Park und kommen wieder zurück. Also die verbringen den ganzen Tag, also ihr Leben verbringen sie sozusagen fast im Park. Die sind wahrscheinlich weniger zu Hause als im Park. ➤ Weil der Park das Einzige ist, was der Kindergarten an Freiraum hat ➤ Lichtentalerpark ist für uns lebenswichtig ➤ Man könnte den Kindergarten ohne Lichtentalerpark fast nicht führen ➤ Die Verbesserung des Angebots ➤ Das Projekt der Tiefgarage unter dem Park, also wenn man jetzt den Park verkommen lässt, dann gibt das sozusagen den Befürwortern dieser Garage	➤ Ich hab auch das Gefühl gehabt, hätte ich noch aktiver sein wollen, hätt ich auch noch mehr Möglichkeiten gehabt. ➤ Ich hab mir schon gedacht, dass es eigentlich sehr nett ist, wenn man bei so was mitmacht, also ich hab das vorher eigentlich nie getan, weil ich ja auch nicht gewusst hätte, wo ansetzen oder wo überhaupt was tun, und dass ich da gesehen hab, dass es eben kleine überschaubare Bereiche gibt, wo man schon was machen kann ➤ Es war da auch ein Treffen, wo sie halt teilgenommen haben und aktiv ihre Wünsche geäußert haben ➤ Es war ja diese Mädchenzone war gestaltet und wir haben ziemlich aktiv dabei mitgewirkt ➤ Am Tag nach dem Fest da war so ein Agenda Treffen auch im Park, wo wir halt auch die Leute dazu eingeladen haben sich zu äußern und nicht nur zu so allgemein, also was wollen sie, was wollen sie da ändern und was wollen sie verändern und wie wollen sie selber dazu beitragen ➤ Und wir haben gesagt, naja wie soll man das angehen, wir haben diskutiert und so. Ja es wird wahrscheinlich noch ein Treffen stattfinden mit diesen Mädchen, wir werden's noch einmal klären, wie das jetzt aussieht (bezüglich Nutzung der Mädchenzone, Aufstellen von Regeln ...) ➤ Wir haben so überlegt, wie könnte man also diesen Konflikt bearbeiten, welche Lösungsvorschläge gibt es da, soll man die Regeln aufschreiben und austeilen, oder wie kann man das wirklich zur Diskussion bringen. ➤ Vielleicht muss man einfach die Mädchen, wenn sie so verdrängt werden, wenn sie Probleme haben mit den Jungs, soll man vielleicht schauen, dass man die Mädchen stärkt und dass man sie dazu bewegt, dass man halt schaut, dass sie sich stärker fühlen und dass sie sich durchsetzen	➤ Ich habe das Gefühl, meine Ideen sind aufgegriffen worden ➤ Ich habe meine Ideen vermitteln können ➤ Was die Hundezone betrifft scho weil ursprünglich war ja die überhaupt nimmer mehr geplant net, ... aber sonst ➤ Na sämtliche Sachen die wir g'macht haben nachdem's ja bei der Bezirksvorstehung kane Beschwerden gibt äh existiert jo ah kane Beschwerdeführe na, .. und somit erübrigt sich jedes andere diskutieren

irgendwie nur recht, die sagen, da muss man endlich was tun - und jetzt investiert man doch sehr viel in die Oberfläche. Und jetzt ist meiner Meinung nach relativ klar, dass niemand diesen Park vernichtet, um ein Loch auszuheben und die Tiefgarage zu bauen. Also auch sozusagen eine Motivation war, den Park so zu verbessern, dass es dann schwer fällt, den jetzt nicht zu Gunsten einer Tiefgarage nieder zu reißen ➤ Na weil ma sich a positives Echo erwartet haben weil ma g'laubt haben es wird was .. es hat ja kana von uns was gegen ein Miteinander aber wenn ein Großteil von dem Publikum des da draußen den Park nutzt unter Anführungszeichen net bereit is a Miteinander einzugehen und a Rücksicht auf die andern Leut zum nehmen dann hert si a jedes Miteinander auf	➤ Man hat das Gefühl, man wird gehört ➤ Ich habe einmal wegen eines Problems angerufen und es wurde innerhalb eines Tages repariert, das hat vorher nicht so funktioniert ➤ Ich habe mich nicht viel beteiligt, weil ich abends keine Zeit hatte ➤ Sehr oft ist das ja in Bürgerbeteiligungs-prozessen, wo dann eigentlich am Ende kein konkretes Ergebnis steht, oder ein Ergebnis, das irgendwie den Interessen total konträr läuft, oder kein Konsens gefunden wird ➤ Es hätte genauso sein können, dass Spielgeräte jetzt nicht funktionieren oder so, und das ist eigentlich nicht der Fall ➤ Nach Möglichkeit versuch ich immer den Wünschen der Nutzer irgendwie nachzukommen ➤ Also wir hören eigentlich wenig, weil ich glaub, dass er eben mit den Leuten geplant worden is und des is das G'scheiteste - die Kinder, die Jugendlichen, die Frauen, die Männer, die Alten, die Jungen, die planen sich ihren Park schon gut selber, da muss ma nur schauen, dass ma's gut zusammenfasst und nach Möglichkeit die Wünsche berücksichtigt ➤ I sog immer, ob ma tausend Euro sich selber überlegt, ob ma's ausgibt, oder ob ma Leut fragt, was soll ma do verbessern, mach ich's lieber eben so	
--	---	--

HAT ES ETWAS BEWIRKT, DASS SIE SICH BETEILIGT HABEN?	WÜRDEN SIE SICH WIEDER BETEILIGEN?	FÜHLEN SIE SICH MIT DEM PARK VERBUNDEN?	FÜHLEN SIE SICH FÜR DEN PARK VERANTWORTLICH?
➤ Ja na dass ma sich noch hilfloser fühlt des is es anzeige ➤ Es hat mich eigentlich bestärkt, auch in den Meinungen, weil ich am Anfang mir gedacht hab, dass, was ich mir vorstell für den Park, im wesentlichen so wie er jetzt aussieht, nicht von der Mehrheit der Bevölkerung getragen wird, dass die eben andere Sachen wollen ➤ Und letztlich hat das Verfahren gezeigt, dass die Vorstellungen und Ideen in der Bevölkerung in ziemlich die gleiche Richtung gegangen sind: Ein zusätzliches Angebot an Ruhezonen und Spielzonen, einfach mehr Angebot schaffen ➤ Es war für mich eine positive Erfahrung auch zu sehen, dass ich mit meinen Ideen, dass die auch von sehr vielen anderen Menschen geteilt werden und die das genauso sehen ➤ Also bei mir ist's sogar so, ich geh da oft einfach auch nur vorbei und da denk ich mir jedes Mal, super fein, und ich hab auch mitgemacht ➤ Also ich freu mich auch irgendwie wirklich, wenn ich durchgeh und dann seh ich, dass er einfach genutzt wird, ja, dass er funktioniert	➤ Würde mich an einem ähnlichen Projekt wieder beteiligen ➤ Ja, durchaus ➤ Würde mich schon gerne wieder beteiligen, also weil's für mich auch etwas Positives war, also nicht nur, dass man die Möglichkeit hat da jetzt irgendwas zu bekriteln, über etwas zu schimpfen, sondern weil eben auch konkret was verändert wurde ➤ Nein ➤ Nein ➤ Unter Garnatie nicht	➤ Ich fühle mich mit dem Park verbunden ➤ Ja, durchaus, ja ➤ Wenn meine Klienten jetzt irgendwie angebunden sind, dann fühl ich mich auch mehr verbungen ➤ Fühle mich jetzt zum Park mehr zugehörig ➤ Ja ➤ Eigentlich schon, ja ➤ Also bei mir ist's sogar so, ich geh da oft einfach auch nur vorbei und da denk ich mir jedes Mal, super fein, und ich hab auch mitgemacht ➤ Also ich freu mich auch irgendwie wirklich, wenn ich durchgeh und dann seh ich, dass er einfach genutzt wird, ja, dass er funktioniert	➤ Ich fühl mich mehr verantwortlich für den Park; hauptsächlich deswegen, weil ich's schöner find ➤ ... und wenn was herum liegt, dann hau ich's in Mistkübel, weil ich mir denk, es ist so schön und es ist eigentlich schad, wenn das dann so verdreckt oder so ➤ Ja durchaus, ja, durchaus, also überhaupt, für unser Einzugsgebiet und das gehört dazu ➤ Ja ➤ Ja, auch ja, ja schon, also absolut.

DAS PROJEKT „LIP“ BEWERTEN	WOHLBEFINDEN IM PARK	ZUFRIEDENHEIT MIT DEM PARK	STIMMUNG IM PARK
➤ Es war auch in einem Zeitrahmen irgendwie, der sehr gut überschaubar war, ja also es war eigentlich so da waren diese ersten Interviews und dann kurz danach ist schon irgendwas verändert worden im Park und dann war's auch irgendwann wieder fertig. ➤ Es war alles sehr konsequent zu Ende gebracht ➤ Es ist nicht so was offen und man trägt halt was bei und es wird eh nie fertig werden; das hat mir auch gefallen, dass das ganze Projekt eigentlich in sich recht geschlossen war. ➤ Also der Ablauf war okay, also ihr habt's den Park zuerst mal genau angeschaut und dann der Bericht war sehr gut finde ich, der war wirklich sehr detailliert und gut aufgelistet und gut strukturiert, der Bericht war sehr interessant. ➤ Die erste Veranstaltung habe ich eigentlich irgendwie nicht ganz richtig verstanden, was den Ablauf betrifft. Ich dachte, das wären nur die Bewohnerinnen, also nur die Parknutzerinnen kommen und keine Politiker. Und das war aber am gleichen Abend, waren Benutzerinnen und dann anschließend im zweiten Teil auf die Politikerinnen, das war alles so in einem ➤ Ich hab's nicht verstanden (siehe oben) ➤ Es war für mich ein bisschen sehr vorbereitet, also die Wünsche waren da und es waren sofort die Vorschläge auch da, also von der Politik ➤ Es ist natürlich gut für die Bewohnerinnen, aber ich weiß nicht, wie aktivierend dann auch das für die Bewohnerinnen ist. Wie aktiv sind sie dann selber. Es gibt ja diese Versorgungsmentalität, die ein bisschen mich stört. Aber die Leute sind an das gewohnt. ➤ Viele Wünsche waren da und die Politiker waren wirklich sehr bemüht, also sie haben das sehr ernst genommen, ich find's positiv ➤ Aber dann von einem anderen Ansatz her, wenn	➤ Wir fühlen uns wohl und kommen gerne her ➤ Wir fühlen uns wohl hier ➤ Ich fühl mich wohl ➤ Ja, ja, durchaus, ja ➤ Ja, wir gehen gerne in den Park ➤ Ja ➤ Gor net ➤ Überhaupt nimmer ➤ ... gor net ➤ ... überhaupt nimmer ➤ Na schon wohler aber unwohl vielleicht ➤ Ich fühle mich wohl im Park	➤ Zufriedenheit mit dem Park: 1+ ➤ Note: eins ➤ Note: Zwei, würd ich sagen, nämlich es ist super, nur ein bisschen klein das ist halt ➤ Bin zufrieden mit dem Park ➤ Note: Gut ➤ Einen Zweier, weil ein Einser wäre, wenn er vergrößert werden würde. ➤ Also ich hab das Gefühl, dass in dem Park eigentliche alle zufrieden sind ➤ Fünf ➤ Fünf ➤ Fünf	➤ Die Stimmung ist angenehm ➤ Also ich hab den Eindruck als gut ➤ Ich hab den Eindruck, es ist eine gute Stimmung ➤ ... weil die Stimmung auch gut ist ➤ Ich hab eher eine sehr gute Atmosphäre erlebt ➤ Die Stimmung ist positiv, also ich erleb das sehr gut ➤ Die Gestaltung trägt sehr viel dazu bei, denke ich, es ist freundlicher, ja es ist schöner und es trägt schon die Stimmung, glaub ich ➤ Die Stimmung ist ganz gut ➤ Die Stimmung hat sich geändert. Vorher haben die Kinder mehr geschimpft, das tun sie jetzt nicht mehr. ➤ Gut, alles okay ➤ Sehr negativ ➤ ... sehr negativ die Aggressionen steigen nahezu täglich .. des haben einige Leit scho die mir so übern Weg rennen beim Hundegehn .. von Heimweh (a la Gratz) gesprochen nur dann raschelt's garantiert .. also das kann ma zu hundert Prozent annehmen dass dann die Breseln erst wirklich anfangen ➤ Die Stimmung ist gut

man sagt, also die Leute sollten ja auch was in die Hand nehmen, sollen auch was mitgestalten, aber sie müssen auch was dafür machen, also wenn man wirklich was sagt, muss man auch was dazu beitragen. Es ist nicht so eine Wunschliste, ja das wünsch ich und das wird gemacht. Also es ist der Trend in Österreich ist es so, in Österreich sind schon verwöhnt die Leute. ➤ Sagt man ja und das wollen wir und das wollen wir auch und das wird alles erfüllt, also muss man sich nicht viel bemühen, kommt mir vor. Das war halt mein Bedenken, wie wertvoll ist es dann für die Leute, wenn das sofort in Erfüllung geht. Es war zwar schon ziemlich lang gedauert bis zu dieser Gestaltung gekommen ist, das muss man auch zugeben. ➤ Sonnenschutz am Spielplatz ist prompt umgesetzt worden ➤ Hat mir sehr gut gefallen, dass Betroffene zu Wort gekommen sind ➤ Für das Problem mit den Hunden wurde eine Lösung gefunden ➤ Zu den Anliegen des Grätzels wurden Wünsche angenommen ➤ War sehr zufrieden ➤ Also die zwei Sachen alleine sind für mich eigentlich schon Erfolg genug (Nutzung der Mädchenzone und der Sitzplätze unter Pergola) ➤ Hab ich eigentlich sehr positiv erlebt, weil erstens etwas umgesetzt wurde und das noch dazu wirklich im Beteiligungsprozess, wo's doch gelungen ist, die Wünsche der verschiedenen Interessensgruppen hinein zu bringen ➤ Find ich sehr vorbildlich, dass das ermöglicht wurde ➤ Auch dass diese Evaluierung noch im Nachhinein durchgenommen wird und dann mit den Ergebnissen vielleicht noch Abstimmungen, noch feine Feinheiten zu verändern ➤ Also eigentlich sehr, sehr positiv, so sollten eigentlich Projekte prinzipiell im öffentlichen Raum meiner Meinung nach ablaufen			
---	--	--	--

➤ Wobei was ich halt bekritel, ist dass diese Vergrößerung des Parks in den umliegenden Straßenraum als Ziel in den Hintergrund getreten ist ➤ Ich glaube, dass es schon in einem Zusammenhang steht, den Zusammenhang seh ich darin, dass ja damals bei der Parkgestaltung die Hundezone von der Wiesengasse weggekommen ist und dadurch ist das Problem in der Fechtergasse entstanden ➤ Und i sog ihnen ah warum ma auf diese Veranstaltung net gängen san weil ganz afoch des Problem is dass .. wir an Hund haben und äh i trotz allem no immer a Frau bin ➤ Na des war ja eigentlich des Hauptthema nach'm Protokoll nach .. waren die Hund vü wichtiger wie a jede Lärmbelästigung ➤ Und und i ganz afoch äh mi die die Aggressionen fürchten muss und i bin net schwach und ah net oid und i waß mi a zum wehren nur wenn da draußen fünfe sechse stengan ... und auf mein auf mein Hund oder auf mi losgehn dann hab ich keine Chance und somit hab ich diese öffentliche Veranstaltung auch gemieden ... da bleib ich lieber in der Anonymität ➤ ... i hob nix dagegen es stört mich nicht aber es muass gleiches Recht für alle gelten und es sollte und es sollte sich ein jeder gleich wohl fühlen können und das ist nicht gegeben ➤ ... die Idee is im Prinzip net schlecht nur muass ma hoid a olles bedenken dass i mit so an Spielplatz .. in der ganzen Umgebung die Leut anzieh und dass dadurch für die Anrainer eventuelle Belästigungen entstehen können des muass i a vorher bedenken ➤ Ich kann gern i kann leicht vom Schreibtisch kann i gern a Konzept erstellen des is überhaupt ka Problem des kann sogar i ➤ Jo de haben sie's olle anders vorg'stellt ➤ Na im Prinzip is so wie waunn i waunn i irgend a Frau schwänger und mi daunn nimmer mehr drum kümmer .. des is genau des selbe ➤ ... die wirklich a guate Idee san sowohl der Park a			
--	--	--	--

diese Räder nur es wird vollkommen missbraucht ➤ Die Theorie wor guat oba die Praxis lasst zu wünschen übrig ➤ Die Praxi schaut anders aus leider ➤ Vor allem was i in erster Linie urgier san die Maßnahmen die versprochen worden san net, .. sprich mehr Fußstreifen sprich Kriminesa in Zivil			
--	--	--	--

LEBENS LAUF

Tanja Gerlich (geb. Erkinger)

geboren am 7. Dezember 1975 in Wien

Ausbildung

1982 bis 1986	Volksschule, 11., Hoefftgasse 7
1986 bis 1990	Musisch-Kreative Hauptschule, 19., Oskar Spiel-Gasse 3
1990 bis 1995	BORG mit Schwerpunkt Musik, 20., Unterbergergasse 1
Juni 1995	Matura
1995 bis 2003	Diplomstudium der Psychologie, Universität Wien
2005 bis 2006	Diplomarbeit und Diplomprüfung

Bisherige berufliche Tätigkeiten

Greenpeace und Global 2000

Promotiontätigkeit

Zentrum für Berufsplanung, Wirtschaftsuniversität Wien

Promotiontätigkeit

Plansinn - Technisches Büro für Planung und Kommunikation

Administrative Tätigkeiten und wissenschaftliche Mitarbeit bei Projektevaluationen

Büro für Stadtpsychologie & Sozialforschung, Mag^a. Cornelia Ehmayer

Administrative Tätigkeiten, Öffentlichkeitsarbeit, Moderation, Projektarbeit im umweltpsychologischen Bereich, Qualitative Sozialforschung

Projektzentrum Genderforschung, Universität Wien

Öffentlichkeitsarbeit für das Projekt „Gender Studies“

Mediacult – Internationales Forschungsinstitut für Medien, Kommunikation und kulturelle Entwicklung

Interviewtranskription

Dlin Sabine Hempel-Gstöttner & Mag^a. Cornelia Ehmayer GnbR

Öffentlichkeitsarbeit und wissenschaftliche Mitarbeit für das Projekt „stadtfitt“

polycollege - Volkshochschule Stöbergasse

Büroleitung und wissenschaftliche Mitarbeit im Rahmen des Projektes „Lokale Agenda 21 in Margareten“